SPRACHVERGLEICHUNG

UND

URGESCHICHTE.

LINGUISTISCH-HISTORISCHE BEITRÄGE

ZUR

ERFORSCHUNG DES INDOGERMANISCHEN ALTERTUMS

VON

O. SCHRADER.

DRITTE NEUBEARBEITETE AUFLAGE.

I. TEIL:

ZUR GESCHICHTE UND METHODE

DER

LINGUISTISCH-HISTORISCHEN FORSCHUNG.

JENA,

HERMANN COSTENOBLE

1906.

ZUR

GESCHICHTE UND METHODE

DER

LINGUISTISCH-HISTORISCHEN FORSCHUNG

VON

O. SCHRADER.

JENA,
HERMANN COSTENOBLE
1906.

Inhaltsverzeichnis des I. Teils.

I.

II.

I.

ZUR GESCHICHTE
DER
LINGUISTISCHEN PALAEONTOLOGIE.

Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione.

I. Kapitel.

Die Anfänge der linguistisch-historischen Forschung.

Die Anschauungen des XVIII. Jahrhunderts über die sprachlichen und ethnographischen Verwandtschaftsverhältnisse der Völker lassen sich in ihrer Gesamtheit nirgends besser übersehen als in den zahlreichen Schriften, die einen der gelehrtesten und namhaftesten Sprachforscher dieser Zeit, Johann Christoph Adelung, zum Verfasser haben. Sein Hauptwerk, Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde (1806—16, von Teil II an aus Adelungs Papieren von J. S. Vater fortgesetzt, 3 Bände Berlin), das an der Grenzscheide älterer und neuerer Sprachwissenschaft steht, kann als eine methodischere und gründlichere Weiterführung der schon von Leibniz angeregten und in dem Petersburger Wörterbuch der Kaiserin Katharina zuerst zur Ausführung gekommenen Idee eines Universal-Glossariums bezeichnet werden, dem der für die damals fast ausschliesslich im Dienste der Ethnologie stehende Sprachforschung charakteristische Gedanke zu Grunde liegt, durch eine Vergleichung der Sprachen das gegenseitige Verhältnis der Völker zu ergründen. Aber nicht, wie es im Petersburger Wörterbuche und sonst geschehen war, werden hier als Massstab dieser Vergleichungen Sammlungen einzelner Wörter, gegen die Adelung seine ernsten Bedenken nicht verhehlt (vgl. Vorrede p. VIII), herangezogen, sondern auf Grund der reichlich vorhandenen Sammlungen[1]) wird das Vater Unser „in beinahe fünfhundert Sprachen und Mundarten“ als Sprachprobe gegeben; denn nur an der Hand eines zusammenhängenden Stückes menschlicher Rede könne man in den Gang und Geist und, worauf es besonders ankomme, in den inneren und äusseren Bau einer Sprache eindringen (vgl. p. XII).

1) Der erste, der auf den Gedanken kam, das V. U. als Sprachprobe zu benutzen, war J. Schildberger um 1477. Über die Sammlungen des V. U. vgl. Mithridates I, 646 f.

Uns interessieren in diesem Werke, das man auch heute nicht ohne Nutzen lesen wird, in erster Linie die Anschauungen des Verfassers über die verwandtschaftlichen Beziehungen der europäisch-asiatischen und unter ihnen wieder derjenigen Völker, die man später mit dem Namen der indogermanischen zusammengefasst hat. Zunächst kann einer der verhängnisvollsten Irrtümer früherer Jahrhunderte, den zuerst Leibniz mit Energie bekämpft hatte, dass nämlich die Sprache der Bibel als die Ursprache der Menschheit anzusehen sei, als überwunden gelten. Schon in seiner 1781 in Leipzig erschienenen Schrift Über die Geschichte der Deutschen Sprache etc. sagt Adelung Einleit. p. 10: „Man hat sich von jeher sehr viele unnötige Mühe gegeben, ausfindig zu machen, welches die erste Sprache in der Welt gewesen, weil man geglaubt, alle übrigen Sprachen müssten sich alsdann sehr leicht aus dieser herleiten lassen. . . . Die hebräische Sprache ist freilich die älteste, von welcher wir die beträchtlichsten Überbleibsel haben; allein sie ist um deswillen nicht die ursprünglichste", und fügt dann Mithrid. Vorrede p. XI hinzu: „Ich leite nicht alle Sprachen von einer her; Noahs Arche ist mir eine verschlossne Burg und Babylons Schutt bleibt vor mir völlig in seiner Ruhe."

Trotzdem ist indessen Adelung von nichts fester als von dem asiatischen Ursprung der europäischen Völker überzeugt. Auch war eine Begründung dieser Ansicht für die damalige Zeit nicht nötig. „Asien", sagt Adelung in der Einleitung zum I. Teil des Mithridates, „ist zu allen Zeiten für denjenigen Weltteil gehalten worden, in welchem das menschliche Geschlecht seinen Anfang genommen, wo es seine erste Erziehung genossen, und aus dessen Mitte es seine Fülle über die ganze übrige Welt verbreitet hat," und in der Einleitung zum II. Teil desselben Werkes heisst es: „Derjenige Weltteil, welchen wir nach dem Vorgange der Phönicier Europa nennen, ist eigentlich nur die westliche Fortsetzung von Asien. . . . Es hat d a h e r auch seine Einwohner diesem Weltteile unmittelbar zu danken, und zwar zunächst dem hohen Mittel-Asien (lag doch das Paradies nach Adelung a. a. O. I, 6 f. in Kaschmir) in demselben, dieser alten und grossen Pflanzschule des menschlichen Geschlechts für das nördliche Asien, Europa und Amerika."

Auch über die Reihenfolge und die Wanderungsrichtung der in Europa einziehenden Völker machte sich Adelung bereits Ge-

danken, vgl. Älteste Geschichte der Deutschen etc. Leipzig 1806 p. 12 f. Er unterscheidet in Europa von Westen nach Osten sechs verschiedene Sprach- und Völkerstämme, Iberier, Kelten, Germanier, Thracier (genauer den „Thracisch-Pelasgisch-Griechisch-Lateinischen“ Sprachstamm), Finnen und Slaven, von denen die Iberier, weil am westlichsten wohnend, auch wohl am frühesten eingewandert seien. Jedenfalls ergebe die Lage dieser Völkerstämme zu einander für ihre Einwanderung zwei grosse Zuglinien: die eine für Kelten und Thracier (vgl. aber Mithrid. II, 340) im Süden, die andere für Germanen, Slaven und Finnen im Norden der Donau.

Fragen wir nun, bis zu welchem Grade Adelung und seine Zeit die etymologische Verwandtschaft der indog. Sprachen erkannt hatte, so sei zunächst erwähnt, dass die wichtigen Berührungen des Sanskrit mit anderen Sprachen, namentlich durch die Schriften des Frater Paulinus a S. Bartholomaeo[1]), keineswegs unbekannt waren. Adelung gibt Mithrid. I, 149 f. ein Kapitel „Übereinkunft vieler Wörter des Sanskrit mit den Wörtern anderer alter Sprachen“, das mit dem Satze beginnt: „Das hohe Alter dieser Sprache erhellet unter anderm auch aus der Übereinkunft so vieler ihrer Wörter mit anderen alten Sprachen, welches wohl keinen anderen Grund haben kann, als dass alle diese Völker bei ihrem Entstehen und vor ihrer Absonderung zu einem gemeinschaftlichen Stamme gehöret haben.“ Dass indessen hiermit nicht die Erkenntnis des Begriffes einer indog. Völkerfamilie ausgesprochen ist, geht aus den folgenden Wörterverzeichnissen hervor, in denen zur Vergleichung mit dem Sanskrit auch Hebräisch, Syrisch, Türkisch usw. herangezogen werden.

Im Übrigen sind es, was die indog. Völker betrifft, besonders zwei nähere Berührungen, die in der damaligen Zeit behauptet und verteidigt werden: es ist dies erstens das nähere Verhältnis, in dem das Lateinische zu dem Griechischen und zweitens dasjenige, in dem das Persische zu dem Deutschen stehen sollte. Namentlich über diesen letzteren Punkt hatte sich seit dem Jahre 1597 eine sehr zahlreiche Literatur an-

---

1) 1798 *Diss. de antiquitate et affinitate Linguae Zendicae, Samscridamicae, et Germanicae. Padua.* 1802 *Diss. de Latini sermonis origine et cum orientalibus linguis connexione. Rom.*

gehäuft[1]), und noch Leibniz (vgl. Mithrid. I, 277) war der Meinung, die Verwandtschaft zwischen Deutsch und Persisch sei so gross, dass *integri versus Persice scribi possunt, quos Germanus intelligat.*

Die Erklärung derartiger Verwandtschaftsverhältnisse wurde in damaliger Zeit ausschliesslich in Mischungsprozessen gesucht, die die betreffenden Völker in historischen oder vorhistorischen Epochen durchgemacht haben sollten. So erklärt Adelung-Vater Mithrid. II, 457 das Lateinische für eine Mischung keltischer (*Aborigines*) und griechischer (*Pelasgi*) Elemente, und die „deutschen Bestandteile im Persischen“ werden mit dem Aufenthalt der Goten am schwarzen Meere, in der Nähe Persiens verknüpft. „Denn da diese ein wildes, unruhiges und eroberungssüchtiges Volk waren, welches sich immer auf Kosten seiner Nachbarn auszubreiten suchte, so wird es das nahe Persien gewiss nicht verschont haben“[2]), vgl. Älteste Geschichte der Deutschen 1806 p. 350). Auch die „griechische Sprache enthält zum Verwundern viele germanische Wurzelwörter, vielleicht ein Fünftel ihres ganzen Reichtums, ohne dass deswegen die eine Sprache die Mutter der andern sein dürfte. Sind die Germanen aus Osten gekommen, so haben sie gewiss auch lange Zeit im Norden von Thracien gewohnt, ehe sie nach und nach weiter nordwärts gedrängt wurden. Da barbarische Völker nicht lange ruhige Nachbarn bleiben, so können sie die südlicheren Gegenden mehrmals überschwemmt und beherrscht, und ihnen zum Andenken einen Teil ihrer Sprache hinterlassen haben.“ So urteilte Adelung über diese Verhältnisse noch in der kurze Zeit vor dem ersten Teil des Mithridates erschienenen Ältesten Geschichte der Deutschen etc. p. 352 f. Es ist daher sehr merkwürdig, dass derselbe Verfasser an derjenigen Stelle des Mithridates, an der er über denselben Gegenstand

---

1) Mitgeteilt von Adelung Älteste Geschichte der Deutschen etc. Leipzig 1806 p. 360 f. Vgl. auch Th. Benfey Geschichte der Sprachwissenschaft p. 228 f.

2) Ganz ähnlich hatte man die im Anfang des XVII. Jahrh. zuerst bemerkten Übereinstimmungen des Litauischen und Lateinischen mit der Annahme erklärt, dass bei der Überfahrt Caesars nach Britannien verschlagene römische Soldaten nach Litauen gekommen seien. Vgl. *Michalonis Lituani De moribus Tartarorum, Lituanorum et Moschorum fragmina ed. Grasser*, *Basileae*, 1615 p. 23.

zu reden hat, zu einer ganz anderen, dem wirklichen Sachverhalt ziemlich nahe kommenden Auffassung der Dinge gelangt. Es ist ihm Mithridates I, 279 doch sehr auffallend, dass die germanischen Bestandteile im Persischen daselbst nicht als Fremdlinge, sondern „als tief in den ursprünglichen Bau der Sprache und ihrer Formen verwebt“ erscheinen. Aus diesem Grunde scheint ihm vielmehr folgende Erklärung die überwiegende Wahrscheinlichkeit für sich zu haben: „Die Germanen stammen, so wie alle westlichen Völker, aus Asien her, und wenn man gleich jetzt die Gegend nicht mehr bestimmen kann, welche sie vor ihrer Auswanderung bewohnt haben, so gibt es doch keine Gründe, warum man sie nicht in das an Persien und Tibet unmittelbar grenzende Mittel-Asien sollte setzen können, welches durch seine unstäten Horden Europa teils bevölkert, teils mehr als einmal erschüttert hat. Der German (*sic*), der Slave, der Thracier, der Kelte u. s. f. können also mit dem Perser gleichzeitig aus einer und derselben Sprachquelle geschöpft und sich nur durch Zeit, Klima und Sitten wieder von ihm entfernt haben.“

So war denn der gelehrte deutsche Sprachforscher kurz vor seinem Tode, wie es scheint, selbständig zu demselben Resultat gekommen, das der berühmte Engländer W. Jones, auf seine bessere Kenntnis des Sanskrit gestützt, schon im Jahre 1786 ausgesprochen[1]) hatte, dass sich nämlich die Übereinstimmungen dieser Sprache in erster Linie mit dem Griechischen und Lateinischen, sodann aber auch mit dem Germanischen und Keltischen (Persisch und Slavisch wird an der betreffenden Stelle von Jones nicht genannt) nicht erklären liessen ohne die Annahme, dieselben seien von einer gemeinsamen Quelle, die vielleicht nicht mehr existiere, ausgegangen.

Erst dem XIX. Jahrhundert war es vorbehalten, den Beweis für die Einheit **indogermanischer**[2]) Zunge in wissenschaftlichem Sinne zu erbringen. Durch Franz Bopps unsterbliches Verdienst beginnt der Kreis der indog. Sprachen sich fester und enger zu schlingen. Ein Zweifel an der gemeinsamen Abstammung der in Bopps Vergleichender Grammatik (1833—35) behandelten

1) Vgl. Th. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft p. 347 f.

2) Der Ausdruck „indogermanisch“ scheint zuerst von Klaproth in seiner *Asia polyglotta* Paris 1823 gebraucht worden zu sein. Vgl. G. Meyer I. F. II, 125 ff.

Sprachen, des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslavischen, Gotischen und Deutschen, denen in besonderen Abhandlungen das Keltische (1839), das Altpreussische (1853), das Albanesische (1854 und 55) und in einer zweiten Auflage (1856—61) das Armenische hinzugefügt wird, ist nun nicht mehr gestattet. Aber während für Bopp die Annahme einer prähistorischen Einheit der indog. Völker nur als Hintergrund für die Erklärung sprachlicher Tatsachen dient, beginnt auf der von ihm geschaffenen Basis jener Gedanke allmählich auch in seiner eminent historischen Bedeutung sich Bahn zu brechen.

Auf das engste verbunden mit der Erklärung des Verwandtschaftsverhältnisses der indog. Sprachen war aber in erster Linie die Frage nach dem Ausgangspunkt, der Urheimat der indog. Völker. Überblickte man eine verwandte Wortsippe wie etwa got. *fadar*, lat. *pater*, griech. *πατήρ*, skrt. *pitā́*, altiran. *pita*, so waren für die Erklärung dieses Verhältnisses von vornherein zwei Möglichkeiten gegeben: Entweder musste eine der aufgezählten Formen als Mutterform der übrigen betrachtet werden, oder alle zusammen stammten von einer nicht mehr erhaltenen, sondern nur durch Sprachvergleichung zu erschliessenden Urform ab. Von der Entscheidung für eine dieser beiden Eventualitäten musste die Bestimmung der Lage der indog. Urheimat zunächst abhängen, und obgleich schon W. Jones das Richtige geahnt hatte, fehlte es doch nicht an solchen, die eine der indog. Sprachen als die Muttersprache der übrigen in Anspruch zu nehmen geneigt waren. Die Ehre einer solchen Stellung wurde entweder dem Sanskrit, dem man ja die Entdeckung des indog. Sprachstammes zumeist verdankte, oder aber der Zendsprache zuerteilt, die in dem Rufe einer um so grösseren Heiligkeit und Ursprünglichkeit stand, je weniger sie den Forschern im Anfang unseres Jahrhunderts bekannt war.

Die Herleitung des indog. Stammes aus Indien vertritt F. v. Schlegel in seinem epochemachenden Werke Sprache und Weisheit der Inder 1808 (vgl. B. III, K. III, 173 f.). Er erklärt sich den Zusammenhang der indog. Völker in Sprache, Mythologie und Religion historisch durch Kolonien entstanden, die vor grauen Zeiten aus dem völkerreichen Indien nach Asien und Europa geführt, daselbst mit den Ureinwohnern des Landes verschmolzen wären und ihnen Sprache und Sitte aufgedrückt hätten. Zu-

weilen, meint Schlegel, mochten auch einzelne, besonders Priester, als Missionäre in die Fremde ziehen und die Sprache ihrer Heimat verbreiten. Die grössere Ursprünglichkeit der Zendsprache selbst dem Sanskrit gegenüber behauptet dagegen H. F. Link in seinem ebenfalls für jene Zeit sehr schätzbaren Buche Die Urwelt und das Altertum, erläutert durch die Naturkunde 2 Teile Berlin 1821 und 22. Da aber nach seiner Meinung „die uralte Zendsprache", die Mutter des Sanskrit, aus dem Griechisch, Lateinisch und Slavisch hervorgegangen sind — Deutsch ist ihm noch die Tochter des Persischen, das wiederum aus einer eigentümlichen Mischung zendsprachlicher und barbarischer (d. h. germanischer) Bestandteile hervorgegangen ist — in Medien und in den angrenzenden Ländern gesprochen ward, so zweifelt er nicht, dass auf dem Hochland von Medien, Armenien und Georgien die Ursitze der Indogermanen zu suchen seien, eine Ansicht, die im Anfang unseres Jahrhunderts überhaupt bei den namhaftesten Forschern wie Anquetil-Duperron, Herder, Heeren u. a. die herrschende war. Hierher sei, wie dies ebenso Adelungs Meinung (vgl. Mithrid. I, 5) war, auch die Heimat der Haustiere und Kulturpflanzen, wie überhaupt „der besseren Ausbildung des Menschengeschlechtes, welche auf uns überging", zu verlegen (vgl. p. 243).

Diese hypothetischen Annahmen einer indog. Urheimat verloren indessen den Boden unter den Füssen, sobald die Überzeugung durchdrang, dass sämtliche indogermanische Sprachen, also auch das Sanskrit und Zend, zu einander in dem gleichberechtigten Verhältnis von Schwestern stünden. Nur Indien ward noch von einigen eine Zeit lang, zuletzt von A. Curzon (*On the original extension of the Sanskrit language over certain portions of Asia and Europe, Journal of the Royal Asiatic Society* XVI, 172 f.) 1856 als Ausgangspunkt der Indogermanen festgehalten (vgl. J. Muir *Original Sanskrit Texts* II², 301 f.).

Der erste, der für die Lage der indog. Urheimat Anhaltepunkte zu gewinnen suchte, ohne in der falschen Vorstellung befangen zu sein, dass eines der indog. Völker als das Urvolk der übrigen anzusehen sei, war J. G. Rhode in seinem Buche Die heilige Sage des Zendvolkes Frankfurt 1820 (vgl. F. Spiegel im Ausland 1871 p. 55 f.). Er war es zugleich, der zuerst auf denjenigen Teil des inneren Hochasiens hinwies, der von einigen

Gelehrten noch heute als die Urheimat der Indogermanen angesehen wird.

Rhode geht von dem Versuche aus, den geographischen Ausgangspunkt des Zendvolkes, unter dem er Baktrer, Meder und Perser zusammenfasst, zu bestimmen und knüpft zu diesem Zweck an den berühmten ersten Fargard des Vendidâd an, in dem bekanntlich sechzehn Landschaften als Schöpfungen des Ahuramazda und ebensoviel Plagen als Oppositionen des Angramainyu gegen dieselben aufgeführt werden. In der Aufzählung dieser Landschaften erblickt nun Rhode die Spuren der allmählichen Ausbreitung des Zendvolkes, als dessen Ausgangspunkt er das an jener Stelle zuerst genannte *Airyana Vaêjaṅh* betrachtet. Da nun auf dieses *Airyana Vaêjaṅh* an zweiter Stelle *Sugdha* folgt, das ohne Zweifel das griechische *Σογδιανή* (altp. *Suguda*, heute *Samarkand*) ist, so „müssen *Eeriene* (*sic*) und *Sogdiana* unmittelbar an einander grenzen, und das Volk musste unmittelbar aus dem ersteren in das zweite wandern können. *Eeriene Véedjo* (*sic*) ist daher nirgends zu suchen, als auf der allgemeinen Höhe von Asien, woher, soweit die Geschichte reicht, immer Völkerwanderungen geschahen: auf den hohen und kalten Bergflächen und an den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln der Gebirge an den Quellen des Jaxartes und Oxus" (p. 86). Da nun nach sprachlichem Ausweis Zend und Sanskrit sich zu einander verhalten „wie zwei Schwestern, die von einer Mutter abstammen", so müssen einstmals auch die Brahmanen von den hohen Flächen oder Gebirgsabhängen des mittleren Asiens an die Ufer des Ganges und Indus herabgezogen sein (p. 96). Ja, auch den Grund der plötzlichen Auswanderung des Urvolks aus der ursprünglichen Heimat glaubte Rhode in den Schriften des Avesta wiederzufinden. Eine rasche Erkältung der früheren wärmeren Temperatur Hochasiens (vgl. Vend. Farg. I v. 3 u. 4) nötigte es, sein kaltes Bergland zu verlassen und in die wärmeren Gegenden von Sogdiana, Baktrien, Persis u. s. w. zu ziehen.

In ähnlichem Sinne wie Rhode und zwar gleichzeitig mit ihm sprach sich auch A. W. von Schlegel in einer lateinisch geschriebenen Vorrede zu einem grossen von ihm beabsichtigten, aber nicht herausgegebenen Werke *Etymologicum novum sive synopsis linguarum* (vgl. Indische Bibliothek I, 274 f.) aus. *Quid igitur?* heisst es daselbst p. 291, *num origines linguarum*

Pelasgicarum et Germanicarum ab Indo et Gange repetere molimur? Minime quidem. Nullam harum ab altera derivatam dici posse censeo, sed omnes deductis in contraria rivulis ab eodem fonte fluxisse. Und weiter p. 293: *Neque tamen Germanos indigenas cum Tacito crediderim, sed olim in Asia interiore, unde et Pelasgi sunt profecti, vicinas his sedes incoluisse.* Des genaueren entscheidet sich A. W. von Schlegel für das Gebiet zwischen dem kaspischen Meer und den zentralasiatischen Hochgebirgen in einem späteren Aufsatz *De l'origine des Hindous* (vgl. *Transactions of the Royal Society of Literature London* 1834 u. *Essais Littéraires et Historiques Bonn* 1842).

Auch einer Bemerkung des verdienten Julius v. Klaproth sei hier gedacht, insofern sie der erste Versuch ist, mit Hilfe der Sprachvergleichung und Pflanzengeographie etwas über die Urheimat der Indogermanen zu ermitteln. Schon im Jahre 1830 (vgl. *Nouveau Journal Asiat.* V, 112) zog dieser Gelehrte aus dem Umstand, dass der Name der Birke der einzige indische Baumname sei, der sich in anderen indog. Sprachen wiederfinde (skrt. *bhûrja* = russ. *berëza* etc.), den Schluss, dass die sanskritische Bevölkerung Indiens von Norden her gekommen sein müsse. „Diese Völker fanden in ihrem neuen Vaterland die Bäume nicht vor, die sie im alten gekannt hatten, mit Ausnahme der Birke, die an den südlichen Abhängen des Himâlaya wächst.“

Über die geographisch-ethnographische Verbreitung der indog. Völker äusserte sich ferner F. A. Pott sowohl in den Vorreden seiner Etymologischen Forschungen (1833 u. 36), als auch in seiner späteren Abhandlung Indogermanischer Sprachstamm (Allg. Enzyklop. v. Ersch u. Gruber 1840 II, 1—112). In Asien, darüber kann auch nach Potts Meinung kein Zweifel sein (Enzykl. p. 19), hat die Wiege des indog. Stammes gestanden. Denn „*ex oriente lux*, und der Gang der Kultur ist im grossen stets dem Laufe der Sonne gefolgt. An Asias Brüsten haben einst die Völker Europas gelegen und sie, die Mutter, als Kinder umspielt; dafür brauchen wir uns jetzt nicht mehr bloss auf dunkle, fast verklungene Erinnerungen, wir können uns auf den faktischen, in europäischen und asiatischen Sprachen geschichtlich vorliegenden Beweis berufen. Dort oder nirgends ist der Spielplatz, dort das Gymnasium der ersten leiblichen und geistigen Kräfte der Menschheit zu suchen“ (Etym. Forsch. I p. XXI). In Asien entscheidet

auch er sich für das Gebiet des Oxus und Jaxartes an den Nordabfällen des Himâlaya zum kaspischen Meere hin. Hier lasse sich am sichersten der Scheidepunkt denken, von wo ab „sich in divergenter Richtung die beiden Hauptströmungen der indog. Völker fortbewegt zu haben scheinen“ (Enzykl. p. 19).

Während Pott somit von denselben allgemeinen Gesichtspunkten aus, wie sie schon Adelung ausgesprochen hatte, die zentralasiatische Abstammung der Indogermanen behauptete, suchte Ch. Lassen in seiner Indischen Altertumskunde 1847 I, 511—31 die Rhodesche Beweisführung durch neue Kombinationen zu stützen. Schon die Verteilung Indiens unter die verschiedenartigen Völker, die dasselbe bewohnen, spreche dafür, dass die Einwanderung der auch durch ihre Komplexion von den Ureinwohnern unterschiedenen „Arier“ von Nordwesten her stattgefunden habe [1]). Hierher aber könne aus dem Oxuslande der Weg nur durch die westlichen Pässe des Hindukusch, durch Kabulistan nach dem Penjâb geführt haben. Dass ferner das *Airyana Vaêjaṅh* des Avesta wirklich da liege, wo es Rhode suchte, im Norden von Sogdiana, auf dem kalten Hochland an dem Westgehänge des Belurtag und Mustag, und dass hier das Urland nicht nur der Iranier, sondern des ganzen indog. Stammes (vgl. Altertumsk. I, 527) zu suchen sei, findet Lassen weiterhin bestätigt durch den Umstand, dass die Persisch redenden Tadschiks, die alten ansässigen Einwohner Khasgars, Jarkands, Khotens, Aksus u. s. w. zu beiden Seiten jenes hohen Gebirges sich finden und von da sich in das innere Hochasien verbreiten, Völker, auf die als zu der persischen Abteilung des indog. Stammes gehörig schon Klaproth

---

1) Einen neuen Beweis für die Herkunft der Inder aus dem Transhimâlaya-Land, den sich später auch Lassen (vgl. Indische Altertumskunde I² 638) und andere aneigneten, glaubte im Jahre 1850 A. Weber (Indische Stud. I, 161 f.) zu bringen. Dieser wies nämlich zuerst auf die uralte Flutsage des *Çatapathabrâhmaṇa* 1, 8, 1, 1 hin, in der erzählt wird, wie ein Fisch dem Manu rät, sich ein Schiff zu bauen, weil die Flut kommen würde. „Als die Flut sich erhob, bestieg er (Manu) das Schiff. Der Fisch schwamm zu ihm heran, an dessen Horn band er das Tau des Schiffes, damit setzte er über diesen nördlichen Berg“ (Himâlaya). Von dort steigt Manu dann, Nachkommen erschaffend, nach Indien herab. Vgl. dagegen Zimmer Altindisches Leben 1879 p. 101.

in seiner *Asia polyglotta* [2] p. 243 und K. Ritter, durch den die Hypothese von dem zentralasiatischen Ursprung der Indogermanen in die geographische Wissenschaft eingeführt worden ist (vgl. Erdkunde II, 435 f.), ausführlich hingewiesen hatten. Dazu kam, dass man auch in mehreren aus chinesischen Quellen zuerst von Abel Remusat nachgewiesenen Stämmen, die um das 2. Jahrh. v. Chr. in feindliche Berührung mit den nordiranischen Reichen von Osten her treten, in den *Yueti, Yuetsihi, Yeta,* den *Szu, Se, Sai,* besonders aber in den als blauäugig und blondhaarig geschilderten *Usun* (vgl. Ritter Erdkunde II u. VII bei den im Register unter *Usun* und *Yueti* angegeb. Stellen) die letzten Ausströmungen der zentralasiatischen Indogermanen erblicken wollte, ja dass man sich, wie es Klaproth und Ritter taten, nicht scheute, die Namen der *Yeta* mit den *Geten,* die *Se* mit den *Saken,* die *Usun* mit den *Suionen,* ihren Fürsten *Kuenmi* mit dem germ. *Kunig* (Erdkunde II, 432) u. s. w. zu vergleichen. In den Südwesten des im weitesten Sinne genommenen Iran war nun aber nach Lassens Meinung auch die Urheimat des zweiten grossen Sprachstammes der „kaukasischen" Rasse, des semitischen, zu verlegen. Denn hierher führe die hebräische Sage von Eden, und was der Belurtag für die Arier, sei der Ararat für die Semiten gewesen. Ein gemeinsames Stammland, eine vorgeschichtliche Berührung der Semiten und Indogermanen werde aber durch den „über die grammatische Bildung" hinaus gehenden Zusammenhang ihrer Sprachen bezeugt.

So schien denn in der Tat alles die Meinung zu bestätigen, dass in Asien die Wurzeln der indog. Völker und Sprachen hafteten, und J. Grimm hatte Recht, in seiner Geschichte der deutschen Sprache (1848) zu behaupten, dass diese Ansicht nur noch wenige Gegner zähle. „Alle Völker Europas", heisst es p. 162 f., „sind in ferner Zeit aus Asien eingewandert, vom Osten nach dem Westen setzte sich ein unhemmbarer Trieb, dessen Ursache uns verborgen liegt, in Bewegung. Je weiter gegen Abend wir ein Volk gedrungen finden, desto früher hat es seinen Auslauf begonnen, desto tiefere Spuren kann es unterwegs hinterlassen haben." Der geringe und schlecht begründete Widerspruch gegen diese von den ersten Autoritäten vertretene Meinung (vgl. bei Th. Poesche Die Arier 1878 p. 60) verhallte bald gänzlich. Nur bei den Naturforschern erhielten sich, wie wir später sehen

werden, ernstere Zweifel an der von den Historikern und Philologen einstimmig angenommenen Lehre.

Wenn so gleich das erste Auftreten der vergleichenden Sprachwissenschaft die wichtigsten historischen und ethnographischen Fragen anregte, die nun schon zu einem definitiven Abschluss gekommen zu sein schienen, sollte das weitere Aufblühen jener Wissenschaft noch für einen anderen, der Aufklärung dringend bedürftigen Zweig des menschlichen Wissens, für die prähistorische Kulturgeschichte bedeutungsvoll werden.

Schon im Jahre 1820 hatte auf einem der neuen vergleichenden Methode ziemlich entfernt liegenden Gebiete, dem der malayisch-polynesischen Sprachen, J. Crawfurd in seinem umfangreichen Werke *History of the Indian Archipelago* einer allgemeinen Besprechung der polynesischen Sprachen ziemlich ausgedehnte Vokabularien hinzugefügt, in denen er die Verwandtschaft der wichtigsten Kulturwörter auf dem genannten Sprachgebiet zu verfolgen strebt. Ja, auf Grund seiner linguistischen Beobachtungen hatte er sogar schon ein detailliertes Bild der ältesten Zivilisation dieser Völker entworfen.

Auch auf indogermanischem Boden fehlte es nicht an ähnlichen Versuchen[1]. Den Anfang zu einer kulturhistorischen Anordnung indog. Gleichungen hatte schon der gelehrte und scharfsinnige R. K. Rask in einer Kopenhagen 1818 erschienenen Preisschrift gemacht (*Undersögelse om des gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse*, ins Deutsche übersetzt von J. S. Vater in den Vergleichungstafeln der Europäischen Stamm-Sprachen etc. Halle 1822, vgl. das. p. 109—132), welche allerdings nur Etymologien des europäischen Sprachgebietes enthält, die sich aber durch eine verhältnismässig grosse Korrektheit auszeichnen[2].

1) Der erste Ansatz eines solchen findet sich merkwürdiger Weise auf dem Gebiet der im übrigen spät näher bekannt gewordenen keltischen Sprachen. Hier hatte schon im Jahre 1707 Eduard Lhuyd in seiner *Archaeologia Britannica* einen gemeinsamen Wortschatz der keltischen Sprachen zusammengestellt. In diesem für seine Zeit höchst beachtenswerten Buch ist p. 290 auch ein *appendix voces aliquot quotidiani et maxime antiqui usus plerisque Europae linguis complectens*, gegeben, der meistenteils kulturhistorisch wichtige Wörter behandelt. Dasselbe Buch enthält Tit. VIII *a British Etymologicon or the Welsh collated with the Greek and Latin and some other European languages* (*by David Parry*) u. a.

2) Derartige vergleichende Wörterverzeichnisse waren übrigens

Linguistisch-kulturhistorischen Charakter tragen auch zwei kleine Aufsätze A. W. v. Schlegels Über Tiernamen und Namen der Metalle (Indische Bibliothek I, 238—245), in denen zuerst wichtige Kapitel der Kulturgeschichte mit Hilfe der Sprachwissenschaft aufgehellt werden sollen. In beiden Aufsätzen erörtert Schlegel die Übertragung gewisser Tier- und Metallnamen auf andere Tier- und Metallarten, wie das Verhältnis von griech. *ἐλέφας*: got. *ulbandus* „Kamel“, ein Wort, das er „für eine uralte asiatische Erinnerung“ hält, von got. *vulfs*: lat. *vulpes*, von skrt. *áyas*, germ. *eisen*: lat. *aes* „Kupfer“ etc. Eine allgemeine Zusammenstellung der Tiernamen wollte Schlegel in seiner *synopsis linguarum* (vgl. oben) geben.

Nicht weniger machte H. F. Link in seinem oben genannten Werk, in den Abschnitten über die Verbreitung des Menschen, die Sprache als Kennzeichen der Verbreitung, die Heimat gezähmter Tiere und gebauter Pflanzen, das Auffinden der Metalle etc. häufig von linguistischen Argumenten Gebrauch.

Einen weiteren Schritt vorwärts tat F. G. Eichhoff in seinem Werke *Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde* 1836 (ins Deutsche übersetzt von Kaltschmidt 2. Ausg. Leipzig 1845; vgl. A. Höfer Berliner Jahrb. f. wiss. Krit. Dez. 1836 Nr. 104—110 und F. Pott Hallische Jahrb. f. deutsche Wissenschaft u. Kunst 1838 Nr. 310—12). „Philologie und Geschichte“, heisst es in der Vorrede, „gehen Hand in Hand und die eine leiht ihren Beistand der anderen; denn das Leben der Völker offenbart sich in ihrer Sprache, dem treuen Spiegel ihres Wechsels, und wenn die nationale Zeitrechnung stehen bleibt, wenn der Faden der Überlieferung reisst, dann beginnt der alte Stammbaum der Wörter, welcher den Fall der Reiche überlebt, ihre Wiege zu beleuchten.“ In diesem Sinne bringt er, wie dies vorher schon Rask getan hatte, seine Wörtervergleichungen unter kulturhistorische Rubriken, deren er acht (Mond und Elemente, Tiere und Pflanzen, Körper und Glieder, Familie und Gesellschaft, Stadt und Wohnungen, Künste und Geräte, Handlungen und Wirkungen, Eigenschaften und Attribute) unterscheidet. So denkt er nachzuweisen, wie „von den Ufern des Ganges, ihrem alten

schon um 1801 von H. Th. Colebrooke, dem Begründer der indischen Philologie, angelegt, wenn auch nicht herausgegeben worden, vgl. M. Müller Essays IV, 466 f.

und geheimnisvollen Vaterland, diese so zähe und reiche Kultur unter tausend verschiedenen Abstufungen, aber an immer gleichen Stämmen und mit regelmässigen Verzweigungen sich fortgepflanzt hat über den unermesslichen Raum, welchen sie jetzt bedeckt und dessen Grenzen sie täglich hinausschiebt" (p. 145).

Allein so anerkennenswert auch die Grundideen der Eichhoffschen Zusammenstellungen sind, so sind doch diese Zusammenstellungen selbst fast gänzlich wertlos, da sie ausschliesslich auf einer äusseren Ähnlichkeit der verglichenen Wörter beruhen und nur selten und dann zufällig das Richtige treffen. Auch die übergrosse Schätzung der Altertümlichkeit des Sanskrit, die ihn dazu verleitet, die Heimat des Urvolkes nach Indien zu verlegen, trägt dazu bei, dem ganzen Werke eine falsche Richtung zu geben.

Eine wahrhaft wissenschaftliche Etymologie, das heisst eine Vergleichung der Wörter auf Grund fester, aus der Beobachtung der Sprachlaute gewonnener Lautgesetze, ist erst durch die auf Eichhoff sichtlich noch ohne Einfluss gebliebenen Etymologischen Forschungen F. A. Potts (1833 u. 1836), denen sich in den Jahren 1839—42 Th. Benfeys Griechisches Wurzellexikon anschloss, begründet worden. Zum ersten Mal ward jetzt ein verhältnismässig sicheres Sprachmaterial dem Kulturforscher an die Hand gegeben.

Einen festeren Boden hatte daher A. Kuhn unter den Füssen, als er im Jahre 1845 in einem epochemachenden Aufsatz Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker (Osterprogramm des Berliner Real-Gymnasiums) aufs neue die Sprachvergleichung auf die Erschliessung der indogermanischen Urzeit anzuwenden versuchte. Die Frage, von der Kuhn in seiner Abhandlung, die „nichts als ein Versuch sein will", ausgeht, lautet, „ob es nicht mittelst ebenderselben Sprachvergleichung möglich sei, von jenem Resultate der Verwandtschaft all' dieser grossen Völker zu einem weiteren zu gelangen, nämlich zu einer Feststellung der Grundzüge, welche den Zustand jenes Urvolkes zur Zeit, da es noch vereinigt war, gebildet haben" (p. 2). Der Gedanke einer linguistischen Paläontologie ist hiermit deutlich ausgesprochen.

Kuhn gibt zunächst eine Zusammenstellung der in den indog. Sprachen bis in die ziemlich entfernten Grade z. B. eines Schwagers

und Schwiegervaters übereinstimmenden Verwandtschaftswörter, um so die Ausbildung eines geordneten Familienlebens, des Keimes und der Grundlage des Staates, für die Urzeit zu erweisen. Denn bis zu der über patriarchalische Zustände hinausgehenden Entwicklung staatlicher Gemeinschaft war nach Kuhn das Urvolk bereits vorgeschritten, als es seine ursprüngliche Heimat verliess (p. 7). Dafür sprechen ihm Gleichungen wie skrt. *rā́jan*, lat. *rex*, got. *reiks*; skrt. *páti*, griech. *πόσις*, got. *-faths* (skrt. *viçpáti* = lit. *wiẽszpats*) u. a. m. Weiterhin findet er das Hirtenleben der ältesten Indogermanen durch die übereinstimmende Benennung der meisten Haustiere reichlich bewiesen. So kommt er zu dem Resultate, „dass der Reichtum unserer Urväter an Vieh und Geflügel im ganzen aus denselben Bestandteilen gebildet war, wie heute“ (p. 12). Nur die Zähmung der Katze, in deren Benennungen keine auf Urverwandtschaft beruhende Übereinstimmung bemerkbar ist, spricht er der Urwelt ab; dagegen hält er die Bekanntschaft mit Hahn und Huhn, obgleich sie fast bei allen indog. Völkern verschieden benannt sind, wegen der grossen Heiligkeit des Tieres bei Indern, Römern und Deutschen für möglich (p. 10). Aber die Indogermanen waren nach Kuhn nicht nur Hirten, sie waren auch bereits zum Ackerbau übergegangen. Allerdings könne die Sprachvergleichung die Bekanntschaft der indog. Völker vor ihrer Trennung mit den Begriffen Pflug und Ackerbau nur wahrscheinlich machen, da die in den europäischen Sprachen zur Bezeichnung des Pflügens verwendete Wurzel *ar* (griech. *ἀρόω*, lat. *arare* etc.) in diesem Sinne nur hypothetisch im Sanskrit, nach Kuhn z. B. in *árya* „Pflüger“ (?), sich nachweisen lasse (p. 12), und das europäische Wort für „Pflug“ griech. *ἄροτρον*, lat. *aratrum* etc., das Kuhn direkt dem skrt. *arítra* gleichsetzt, hier noch „Ruder“ bedeute. Andererseits aber stelle die Sprache entschieden fest, „dass das Getreide und die Benutzung desselben als Brotfrucht bereits bekannt gewesen sein müsse, ehe die verschiedenen Völker sich trennten“ (p. 14). Der allgemeine Name für Getreide sei in der Urzeit *yava* (skrt. *yáva*, griech. *ζεά*, lit. *jawaĩ*) gewesen. Bezüglich der einzelnen Getreidearten findet Kuhn, dass in allen verglichenen Sprachen Ausdrücke für verschiedene Getreidearten übereinstimmen, und dass sonach das Getreide bereits dem Urvolke bekannt gewesen sein müsse, „dagegen lässt sich nichts darüber entscheiden, ob die später

damit bezeichneten Arten darunter zu verstehen seien; Gerste und Weizen haben, wie es scheint, den Anspruch auf das höchste Alter, und zumal die erste möchte, da sie vorzugsweise bei Griechen, Römern und Indern zu Opfergebräuchen verwandt wird, den Vorrang in Anspruch nehmen" (p. 16). Wenn so durch die Ausübung des Ackerbaues feste Niederlassungen des Urvolks von vornherein wahrscheinlich gemacht würden, so, meint Kuhn, würden dieselben durch eine reichliche Menge gemeinschaftlicher Wörter für Haus und Hof, Wohnung, Dorf, Stadt etc. noch ausdrücklich bewiesen. „Die Ahnen der indog. Völker waren also bereits ein sesshaftes Volk" (p. 18).

Somit war zum ersten Male der Versuch gemacht, ein Kulturgemälde der indog. Vorzeit auf sprachvergleichender Basis zu entwerfen; doch scheint die Kuhnsche Abhandlung erst dann für weitere Kreise fruchtbringend geworden zu sein, als der Verfasser im Jahre 1850 sie in dem ersten Bande der von A. Weber herausgegebenen Indischen Studien (p. 321—363) durch reichliche Zusätze, besonders aus dem Gebiete der keltischen und slavischen Sprachen, erweitert noch einmal erscheinen liess. War doch inzwischen das Interesse an der Vereinigung sprachlicher und historischer Forschung durch den Altmeister der historischen Sprachwissenschaft, durch J a k o b G r i m m aufs mächtigste gefördert worden, der sein 1848 erschienenes Werk Geschichte der deutschen Sprache von einem Standpunkt aus schrieb, den er selbst (Vorrede p. XIII) so charakterisiert: „Sprachforschung, der ich anhänge, und von der ich ausgehe, hat mich doch nie in der Weise befriedigen können, dass ich nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre; ich wollte nicht bloss Häuser bauen, sondern auch darin wohnen. Mir kam es versuchenswert vor, ob nicht der Geschichte unseres Volks das Bett von der Sprache her stärker aufgeschüttelt werden könnte, und wie bei Etymologien manchmal Laienkenntnis fruchtet, umgekehrt auch die Geschichte aus dem unschuldigeren Standpunkt der Sprache Gewinn entnehmen sollte."

Für uns kommen zumeist die sieben ersten Abschnitte des Grimmschen Werkes in Betracht: Zeitalter und Sprachen, Hirten und Ackerbauer, das Vieh, die Falkenjagd, Ackerbau, Feste und Monate, Glaube, Recht, Sitte, durch die „aus dem unermessnen Vorrat des Altertums mannigfalte Züge allem, was folgen soll,

gleichsam als Vordergrund unterbreitet wird“ (p. 161). Denn es kommt Grimm nicht eigentlich darauf an, ein klares und präzises Bild der indog. Urzeit zu geben, wie es Kuhn versucht hatte; er will vor allem die gemeinsamen Punkte zusammenstellen, durch welche die europäischen Völker und Sprachen unter einander und mit Asien verbunden werden. Die bewunderungswerte Fülle seines historischen und sprachlichen Wissens soll ihm die Vorgeschichte des Germanentums entrollen, und um ihre Phasen zu erkennen, verfolgt er die Spuren der Verwandtschaft mit gleichem Interesse, mögen sie ihn nun in die Nähe oder Ferne führen. Dabei aber drängen sich ihm Fragen über die engere oder weitere Verwandtschaft der indog. Sprachen unter einander auf, die für den weiteren Verlauf der linguistisch-historischen Studien von Bedeutung werden mussten. Er selbst urteilt hierüber p. 1030, wie folgt: „Unsere deutsche Sprache schliesst sich demnach, und das ist aller meiner Forschungen Ergebnis, leiblich zunächst an die slavische und litauische, in etwas fernerem Abstand an die griechische und lateinische an, doch so, dass sie mit jeder derselben in einzelnen Trieben zusammenhängt.“ Zu einer scharfen Scheidung bestimmter Kulturperioden, wie sie später versucht werden, schreitet das Werk noch nicht vor, im Gegenteil ist es oft sehr schwierig, die historischen Schlüsse Grimms aus den partiellen Übereinstimmungen der Sprachen zu erkennen.

Im allgemeinen ist Grimm der Ansicht, dass die aus Asien nach Europa einziehenden Indogermanen — ihrer Einwanderung ist Kap. VIII gewidmet — noch Hirten und Krieger gewesen seien. „Jenes unaufhaltsame Einrücken der Völker aus Asien in Europa“, heisst es p. 15, „setzt kühne, kampflustige Scharen voraus, die sich zuweilen Ruhe und Rast gönnten, im Drange der Fortbewegung von ihrer Herde, Jagd und Beute lebten. Bevor sie sich friedlichem Ackerbau ergaben, müssen sie Jäger, Hirten und Krieger gewesen sein. . . . Die ausziehenden Hirten hatten noch manches gemein, wofür die späteren Ackerbauer schon besondere Wörter wählen mussten“ (p. 69). „Dennoch bleiben“, fügt er unter dem Einfluss der Kuhnschen Arbeit hinzu, „*yáva, jawaĩ, ζεά*; *kóka* (skrt. „Wolf“, vgl. *vŕka* „Wolf und Pflug“), *hôha* (got. „Pflug“), *huoho* (vgl. Kuhn a. a. O. p. 13—15) wichtige Ausnahmen, so wie, wenn die wunderbare Analogie allen

Zweifel besiegen kann, *aritra, aratrum, ἄροτρον*; *plavá* (skrt. „Fahrzeug"), *πλοῖον, pliúgas* (lit. „Pflug")."

So ward durch die Arbeiten Kuhns und Grimms die erste Grundlage einer methodischen Erforschung des indog. Altertums an der Hand der Sprachvergleichung geschaffen. Wenn, sagte man sich, ein Wort in gleicher Form und gleicher Bedeutung (beides *cum grano salis* verstanden) in allen oder mehreren Sprachen des indog. Stammes wiederkehrt, so muss dieses Wort schon in der indog. Ursprache gegolten und mithin der von ihm bezeichnete Begriff schon in der Urzeit existiert haben. Weil skrt. *çván* dem griech. *κύων*, lat. *canis* u. s. w. entspricht, müssen, so schloss man, die Indogermanen schon vor ihrer Trennung den Hund als Haustier besessen, und weil skrt. *púr* „Stadt" sich dem griech. *πόλις* vergleicht, müssen sie schon in Städten zur Zeit ihres ungetrennten Beisammenseins gewohnt haben (vgl. Kuhn a. a. O. p. 9 u. 17).

Aber während Kuhn auf die Erschliessung der indog. Urzeit selbst sein Hauptaugenmerk richtet, geht Grimm von dem spezielleren Standpunkt des Germanischen aus und verfolgt die Züge der Verwandtschaft dieses Sprachzweiges, auch wenn sie ihn über das Gebiet der europäischen Sprachen nicht hinausführen. So kommt er dazu, zwischen den historisch beglaubigten Epochen der Einzelvölker und der Zeit des ungetrennten Beisammenseins aller Indogermanen, wenn auch noch nicht scharf geschiedene, kulturhistorische Mittelstufen zu konstruieren. Dieser Gedanke lag aber um so näher, als bereits die rein grammatikalische Seite der Sprachvergleichung, auf sprachliche Argumente gestützt, zu der Annahme gekommen war, dass die indog. Völker nicht auf einen Schlag sich aus dem Schosse der Urheimat losgelöst haben könnten.

Schon Bopp hatte in der ersten Auflage seiner Grammatik die Ansicht ausgesprochen, dass in Asien das Indische und Medopersische, in Europa einerseits das Griechische und Lateinische, andererseits das Litauische, Slavische und Germanische durch eine engere Verwandtschaft verknüpft seien. Grimms eigene Anschauung über diesen Gegenstand haben wir bereits kennen gelernt. Auch Kaspar Zeuss äussert sich schon 1837 in seinem ausgezeichneten Werke Die Deutschen und die Nachbarstämme sehr entschieden für die näheren Beziehungen des Deutschen und

Slavischen und sucht dieselben durch eine Reihe sprachlicher Gründe zu erhärten (a. a. O. p. 18—20).

Eine neue Hypothese, der sich 1853 auch Bopp (Über die Sprache der alten Preussen, Abh. d. Berl. Ak. d. W.) anschloss, stellte 1850 A. Kuhn in dem schon erwähnten Abdruck seines Aufsatzes Über die älteste Geschichte der indog. Völker p. 324 auf, indem er aus einer Reihe sprachlicher und kulturhistorischer Gründe folgerte, „dass die slavischen Sprachen mit der indischen oder wahrscheinlicher noch mit dem Zend und der persischen längere Zeit in Verbindung geblieben seien als mit den übrigen indogermanischen“. Doch weicht Bopp insofern von Kuhn ab, als er die Absonderung der lettisch-slavischen Idiome vor die Spaltung des asiatischen Sprachzweigs in eine indische und iranische Hälfte setzt.

Daneben liefen freilich die abenteuerlichsten Vorstellungen über die Gruppierung der indog. Völker unter einander her. Noch im Jahre 1853 konnte z. B. H. Leo (J. W. Wolfs Zeitschrift f. deutsche Mythologie und Sittenkunde I, 51) behaupten, dass die Germanen sich später als die Perser von den Indern getrennt hätten, und zwar sei diese Trennung erst nach der Ansiedelung der Inder in Indien selbst erfolgt usw. (vgl. A. Weber Z. d. D. M. G. VIII, 389).

Nachdem wir so die Anfänge der linguistisch-historischen Forschung im Zusammenhang bis hierher (etwa bis zum Jahre 1850) verfolgt haben, werden wir, gemäss den in unserer Darstellung selbst uns entgegen getretenen Richtungen derselben, gut tun, die Weiterentwickelung dieser wissenschaftlichen Disziplin in gesonderten Abschnitten zu behandeln, und zwar werden wir, in leicht verständlicher Anordnung, in

Kap. II. Über die Erschliessung der indogermanischen Kultur,
Kap. III. Über die Frage der indog. Völkertrennungen in ihrer kulturhistorischen Bedeutung,
Kap. IV. Über die Forschungen nach der Urheimat der indog. Völker

sprechen. — Arbeiten ausschliesslich mythologischen Inhalts sind im allgemeinen von dieser geschichtlichen Betrachtung ausgeschlossen worden, weil sie mit der eigentlichen „linguistischen“ Paläontologie nur lose zusammenhängen. Doch wird sich später Gelegenheit bieten, auch der geschichtlichen Entwicklung der vergleichenden Mythologie in Kürze gerecht zu werden.

II. Kapitel.

Die Erschliessung der indog. Kultur.

Dem Kuhnschen Gedanken, die Vorgeschichte der indog. Völker mit Hilfe der Sprachvergleichung zu erschliessen, wurden die Pforten der Geschichtsschreibung durch Th. Mommsens Römische Geschichte (1854) geöffnet. Der Verfasser, dem Geschichte nichts anderes als „Entwicklung der Civilisation“ bedeutet, ergreift mit Eifer und Zuversicht die Möglichkeit, die Anfänge des italischen Kulturlebens bis in eine gräcoitalische oder indogermanische Urzeit zu verfolgen. In seinen materiellen Aufstellungen stimmt Mommsen im ganzen mit seinen Vorgängern überein. Die Entwicklung des Hirtenlebens in der Urzeit findet er „durch die unabänderlich fixierten Namen der Tiere“ (*bos, pecus, taurus, ovis, equus, anser, anas* I. Aufl. p. 13), den Gebrauch des Wagens durch *iugum, axis*, die Bekanntschaft mit den Metallen durch *aes, argentum, ensis*, mit dem Salze durch *sal*, dem Hüttenbau durch *domus, vicus* usw. bewiesen. Dagegen unterscheidet er sich von Kuhn durch die Annahme, dass die Halmfrucht von den Indogermanen noch nicht gebaut worden sei. Dem Beweise dieser Behauptung sind in den späteren Auflagen einige Bemerkungen gewidmet, aus denen hervorgeht, dass Mommsen in der Gleichung griech. *ζεά* = skrt. *yáva* „höchstens einen Beweis dafür sieht, dass man vor der Scheidung der Stämme die in Mesopotamien[1]) wildwachsenden Gersten- und Speltkörner sammelte und ass, nicht aber dafür, dass man schon Getreide baute“ (VII. Aufl. p. 16, auch schon II, 16). Mommsen schliesst

1) Hier war nach Mommsen die älteste Heimat der Indogermanen, vgl. III. Aufl. p. 31; auch noch VII, 30. Dieselbe Meinung hatte schon früher Vanns Kennedy vertreten in seinen *Researches into the origin and affinity of the principal languages of Asia and Europe 1828.*

seine Erörterung der indog. Zustände, indem er der linguistisch-historischen Forschung eine glänzende Perspektive zeigt.

Zunächst galt es eine reichliche und sorgfältige Sammlung sprachlich-kulturhistorischen Materials.

Einen bequemen Platz hierfür bot die im Jahre 1851 zuerst erscheinende und von A. Kuhn herausgegebene Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen. Schon der Name des Herausgebers liess die Weiterverfolgung der zuerst von ihm angebahnten linguistisch-historischen Richtung der Sprachvergleichung erhoffen. Auch wendete sich derselbe bereits im IV. Bande (1855) in einer besonderen Abhandlung Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der indog. Völker Art. I unserem Gegenstand wieder zu. Diese Arbeit hat ein besonderes Interesse durch die methodischen Bemerkungen, mit denen sie eingeleitet wird, und durch die offenbar das Bestreben hindurchklingt, straffere Gesetze als bisher für die Feststellung historischer Tatsachen aus sprachlichen Argumenten zu gewinnen. Zum ersten Male wird hier, wenn auch nur von ferne, auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, die, wie sich im Verlaufe unserer Darstellung immer deutlicher herausstellen wird, der rein linguistischen Erschliessung der Urzeit gegenüber stehen. Verhältnismässig einfach, das ist der Gedankengang des Verfassers, liegen die Verhältnisse, wenn die Benennung eines Begriffes in allen indogermanischen Sprachen oder wenigstens in denen, welche „uns in einer längeren Reihe literarischer Denkmäler überliefert sind“, nach Wurzel und Suffix identisch ist; allein der Nachweis einer Übereinstimmung der Bildungssilben oder die Feststellung einer bestimmten Suffixform für die Urzeit ist oft nur hypothetisch möglich.

Auch gehört der Fall, dass ein Wort durch alle oder nur durch die wichtigsten der verwandten Sprachen verbreitet ist, nicht zu den häufigsten. Das ist auf der einen Seite begreiflich; denn „auf ihren Zügen durch wilde Gebirgstäler, öde Steppen und fruchtbares Land, im Verkehr mit anderen, barbarischen oder zivilisierten Völkern verengerte und erweiterte sich der Gedankenkreis je nach ihrem verschiedenen Charakter, ebenso wie sich manche Sitte und Gewohnheit aus dem sich anders gestaltenden Leben verlor.“ So hat es nichts auffallendes, wenn Tier- und Pflanzennamen sich bei Griechen, Römern und Deutschen gemeinsam finden,

bei den Indern dagegen mangeln, denen in ihrer neuen Heimat eine so eigenartige Natur entgegentrat. Andererseits aber lässt sich aus diesem Grunde das Vorhandensein eines bestimmten Begriffs in der Urzeit oft nur bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit erheben. Auch die häufige Verschiedenheit lautlich übereinstimmender Wörter in ihrer Bedeutung macht historische Schlüsse unsicher. Als Beispiel dient griech. *φηγός* „Eiche" = lat. *fagus* „Buche", ahd. *puohha*. Bedeutete das Wort in der Urzeit „Eiche" oder „Buche"? Das einzige, was sich an der Hand der Etymologie ermitteln lässt, ist, „dass in der Urheimat ein Baum mit essbaren Früchten (*φηγός* : *φαγεῖν*) vorhanden war." Ja, zuweilen lässt die Etymologie den Forscher ganz im Stich, wie bei skrt. *dru* „Holz, Zweig, Baum", got. *triu* „Baum", griech. *δρῦς* „Eiche", so dass nur das Resultat bleibt, dass „die indogermanischen Stammeltern in einer Gegend wohnten, die keine baumlose Steppe war".

Wenn so die Frage nach der Kultur der indog. Urzeit durch A. Kuhn gewissermassen auf die Tagesordnung der Sprachvergleichung gesetzt war, und fast von Tag zu Tag neue Verwandtschaften und Beziehungen in dem Wortschatz der indog. Sprachen sich nachweisen liessen, so musste der Gedanke naheliegen, unter Herbeiziehung des ganzen einschlägigen Materials an die Entwerfung eines Gesamtbildes der indog. Zivilisation zu gehen. Dieser Aufgabe unterzog sich in der ausführlichsten, eingehendsten, leider aber auch in der unkritischsten Weise der Genfer Gelehrte Adolphe Pictet, der schon in kleineren Abhandlungen (Etymologische Forschungen über die älteste Arzneikunst bei den Indogermanen K. Z. V, 24—29 und Die alten Krankheitsnamen bei den Indogermanen K. Z. V, 321—354 etc.) sein Interesse an den linguistisch-historischen Studien bewiesen hatte. Sein Werk *Les origines Indo-européennes ou les Aryas primitifs, essai de paléontologie linguistique* (ein Ausdruck, der hier zum ersten Male gebraucht wird) Paris 1859—63 (zweite Ausgabe Paris 1877) sucht in zwei starken Bänden den gesamten Wortschatz der indog. Sprachen mit Rücksicht auf die Erschliessung der indog. Urzeit zu prüfen. Es zerfällt in fünf Bücher, von denen das erste geographische und ethnographische Erörterungen enthält, das zweite die Naturgeschichte (Mineralien, Pflanzen, Tiere) der indog. Vorzeit bespricht (Band I 1859), das dritte die

materielle Zivilisation der alten Arier, das vierte die sozialen Verhältnisse, das fünfte endlich das geistige, moralische und religiöse Leben der Urzeit erörtert (Band II 1863).

Schon diese Anordnung des Stoffes war verfehlt. Nachdem der Verfasser nämlich einmal aus Gründen, die wir in unserem Kap. IV näher beleuchten werden, für das alte Baktrien als Urheimat des indog. Stammes sich entschieden hatte, bildet diese geographische Annahme für ihn fürderhin die Basis der weiteren Erschliessung der Urzeit. Was ihm der Beschaffenheit dieses Erdstriches in geographischer oder naturhistorischer Hinsicht zu entsprechen scheint, wird unbedenklich in die Urzeit hineingetragen, selbst wenn die linguistischen Beweise, auf denen doch diese *paléontologie linguistique* beruht, völlig fehlen sollten.

Selbstverständlich kann es meine Aufgabe nicht sein, das umfangreiche Werk in seinen Einzelheiten zu besprechen. Ich werde mich vielmehr darauf beschränken, die Methode Pictets, die sich an einem ausgewählten Beispiel besser als aus dem ihrer Darstellung gewidmeten § 2 (I, 11—25) erkennen lassen wird, in Kürze darzulegen, da sich so die auf diesem Wege erzielten Resultate des Verfassers (vgl. das letzte Kapitel *Résumé général et conclusions*) am besten beurteilen lassen werden. Eine solche Darlegung des Pictetschen Verfahrens ist auch heute nicht überflüssig, da die Bedeutung des genannten Gelehrten auch jetzt noch, zwar nicht von dem Grammatiker von Fach, wohl aber von weiteren Kreisen (vgl. z. B. Krek Einleitung in die slav. Literaturgesch. [2] p. 52, 65 usw.) sehr überschätzt wird, und sein Werk, bei allen Mängeln, immerhin den Höhepunkt der rein linguistischen Versuche, die indog. Urzeit zu erschliessen, bildet.

Wie es der Hauptgrundsatz der Pictetschen Forschung ist: „*Partir toujours du mot sanscrit, s'il existe, soit pour arriver à la restitution du thème primitif, soit pour en découvrir l'étymologie probable*" (I, 23), so galt es, um die Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Ackerbau, von der Pictet überzeugt ist, zu beweisen, vor allem die europäischen Namen der Zerealien im Sanskrit wiederzufinden. Allein während der beste Kenner des Sanskrit in jener Zeit, Ch. Lassen, schon im Jahre 1847 zu der Ansicht gekommen war: „*Yáva* möchte als die älteste von den arischen Völkern angebaute Kornart angesehen werden, weil dieser Name einer Kornart allein in den ver-

wandten Sprachen sich erhalten hat" (Ind. Altertumskunde I, 247), verspricht uns Pictet als Resultat seiner Vergleichungen (I, 258): „dass die alten Arier bereits die meisten Kulturpflanzen besessen hätten, welche noch heute die Basis unserer Agrikultur bilden." Hierbei beruft er sich für Weizen und Gerste auf folgende angeblich im Sanskrit und in den europäischen Sprachen übereinstimmende Benennungen: I. Weizen 1) griech. *σῖτος* = skrt. *sitaçimbika, sitaçûka* oder *sī́tya* p. 262, 2) got. *hvaiteis* = skrt. *çvêtaçuñga* p. 263, 3) irisch *mann* = skrt. *sumana* p. 264, 4) irisch *arbha*, lat. *robus* = skrt. *arbha* (!) p. 265, 5) *πυρός* = skrt. *pûra* p. 266, 6) russ. *pšenica* = skrt. *psâna* p. 266. II. Gerste 1) griech. *ζεά* = skrt. *yáva* p. 267, 2) lit. *miēžiei* = skrt. *mḗdhya* p. 268, 3) ahd. *gersta* = skrt. *gras-tá*, 4) griech. *κριθή* = **çrî-dhâ*, 5) *κοστή* (Hesych) = skrt. *ças-tá*, 6) lat. *hordeum* = skrt. *hṛ́dya*, 7) cymr. *haidd* = skrt. *sâdhú* p. 269—71.

Als völlig bedeutungslos für die Rekonstruktion der Urzeit müssen von diesen Gleichungen, deren lautliche Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten ganz auf sich beruhen mögen, zunächst diejenigen Wörter ausgeschlossen werden, die im Indischen die Bedeutung einer Getreideart nie gehabt haben, wie z. B. *hṛ́dya* (*hordeum*), das nichts anderes als „im Herzen befindlich, lieblich" bedeutet, und mehrere andere. Ebenso müssig ist die Zurückführung alleinstehender Wörter auf Urformen, in deren Konstruktion der Verfasser eine wunderbare Virtuosität besitzt. Vor allem wird von der Form des Kompositums Gebrauch gemacht. Wie ihm *κριθή* „die Reichtum spendende" = **çrî-dhâ* ist, so riefen die alten Arier „Was für eine Speise!" (*quel aliment!*) „**ka-bhara*", da benannten sie den Hafer (ahd. *habaro*); „was für eine Nahrung!" (*quelle nourriture!*) „**ka-rasa*", da entstand der Name der Hirse (ahd. *hirsi*).

Und wenden wir uns zu denjenigen Sanskritwörtern unserer Zusammenstellung, die wirklich als Bezeichnungen von Getreidearten in der indischen Literatur angeführt werden: *sitaçimbika, sī́tya, çvêtaçuñga, sumana, mḗdhya*, so tritt uns gerade hier am deutlichsten derjenige Fehler der Pictetschen Methode entgegen, der die Resultate derselben fast von der ersten bis letzten Seite des Werkes in Frage stellt. Es ist dies die völlige Unberücksichtigung der historischen Entwicklung, die die Sanskritsprache, namentlich in der Bedeutungsentfaltung ihrer Wörter,

durchgemacht hat. „Ob ein Wort alt ist oder neu, ob seine Existenz überhaupt gesichert und belegt ist, ob ferner die Bedeutung eine ursprüngliche ist, oder ob sie sich auf irgend welchem, sei es bildlichem, symbolischem oder gar mythologischem Wege, erst im Laufe der drei Jahrtausende, welche die indische Literatur umfasst, gebildet hat, oder ob sie etwa gar bloss eine von den Scholiasten zur Erklärung erfundene ist, das alles kümmert Herrn Pictet nicht“ (A. Weber). So kommen denn auch alle die angeführten Benennungen des Weizens und der Gerste als solche in der Sprache des Veda nicht vor und können auch in der späteren Literatur nur in Wörterbüchern wie in dem des *Hemacandra* (XII. Jahrh. n. Chr.), in dem *Çabdakalpadruma* (erst im vorigen Jahrhundert verfasst) und dem *Amarakôsha* nachgewiesen werden. Aber sollte selbst ein oder das andere Wort in der Bedeutung einer Getreideart im Munde des Volkes wirklich gegolten haben, so liegt doch die sekundäre Entwicklung dieser Bedeutung (vgl. z. B. *mḗdhya* 1. a) saftig, kräftig, frisch, unversehrt; b) zum Opfer geeignet, opferrein etc.; 2) neben anderen Bedeutungen „Gerste“ im *Çabdakalpadruma*) so klar vor Augen, dass an eine Benutzung zu urzeitlichen Konstruktionen nicht zu denken ist. Dass Pictet zu dieser Einsicht nie gekommen ist, erscheint um so auffallender, als bis zum Jahre 1859 schon die beiden ersten Teile des Böhtlingk-Rothschen Sanskritwörterbuchs und bis zum Jahre 1863 auch der dritte Teil erschienen war, aus denen der Verfasser, wenn auch nicht gerade über die von uns angezogenen Namen der Zerealien, so doch über die Bedeutungsentwicklung und den Quellenwert der Sanskritsprache überhaupt die reichste Belehrung hätte gewinnen können. Wie wenig aber Pictet aus diesem für die gesamte Sprachwissenschaft so überaus folgenreichen Werke Nutzen zu ziehen verstand, möge zum Schluss die Gleichung (I, 4):

irisch *arbha*[1]), *arbhas*, lat. *robus* (?), skrt. *arbha* (!)

beweisen. Das letztgenannte sanskritische Wort setzt Pictet, angeblich nach Wilsons Wörterbuch, in der allgemeinen Bedeutung

1) Das irische Wort wird von Stokes (*Irish glosses* 1038) nebst welsch *erw* „*acre*“ dem lat. *arvum* zugesellt. Dasselbe ist übrigens gut bezeugt, vgl. Windisch Irische Texte p. 372 *arbar* „Korn“ und O'R. suppl. *arbaim* „*corn*“. Irisch *mann* „Weizen“ habe ich dagegen nur bei O'Reilly gefunden.

von „Gras“ an. Er bemerkt, dass diese im Petersburger Wörterbuch nicht angegeben ist, knüpft aber trotzdem an sie die weitgehendsten Kombinationen und fügt nur, naiv genug, hinzu: „ . . . *le sens des herbes en général, qu'omettent, je ne sais pourquoi, les auteurs du dictionaire de Pétersbourg*“ (p. 196).

So bleibt denn in der Tat, wie Lassen es wollte, das einzige skrt. *yáva* = *ζεά* etc. als für historische Schlüsse auf die Urzeit geeignet zurück.

Trotz der ernsten Bedenken, die von sachkundiger Seite, von A. Weber (Beiträge z. vergl. Sprachf. II u. IV, s. o.), aber auch von A. Kuhn (Beiträge II, 369—382), sofort gegen das Pietetsche Werk erhoben wurden, fanden doch die Anschauungen, die der Genfer Gelehrte über den Urzustand der Indogermanen ausgesprochen hatte, bald bei einem weiteren wissenschaftlichen Publikum Eingang, und namentlich französische Anthropologen und Ethnologen gingen bei ihren Untersuchungen häufig von den Pietetschen Aufstellungen wie von einer festen Basis aus. Ich will hier nur auf zwei namhafte Kulturforscher Frankreichs, F. Lenormant in seinem Werke Die Anfänge der Kultur, deutsche Ausgabe Jena 1875, und F. v. Rougemont Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident, deutsch Gütersloh 1869, hinweisen, deren beider Arbeiten auf das bedenklichste durch Pietets Werk beeinflusst werden. Dasselbe gilt aber auch von dem bekannten Buche Alphonse de Candolles Der Ursprung der Kulturpflanzen (übersetzt v. E. Goeze, Leipzig 1884), durch das sich die unrichtigsten Aufstellungen Pictets, die als bare Münze angesehen werden, unheilvoll hindurchziehen.

Auch in Deutschland aber suchten bald fast alle hervorragenden Sprachforscher die neuentdeckte Bedeutung der vergleichenden Sprachforschung für die Kulturgeschichte auszubeuten. Ungefähr gleichzeitig mit dem 2. Bande des Pictetschen Werkes erschienen zwei deutsche Aufsätze linguistisch-paläontologischen Inhalts: Über die Urzeit der Indogermanen von F. Justi (Raumers hist. Taschenbuch IV. Folge, III. Jahrgang 1862 p. 301—342) und Der wirtschaftliche Kulturstand des indog. Urvolkes von A. Schleicher (Hildebrands Jahrbücher f. Nationalökonomie I 1863 p. 401—411). Das Bild, das Justi von der indog. Urzeit entwirft, unterscheidet sich im wesentlichen nicht von der Darstellung Pictets, durch die es offenbar beeinflusst

ist. Dasselbe einfache, aber glückliche Dasein eines jugendlich kräftigen, von Viehzucht und Ackerbau lebenden, durch ein reiches Familienleben und die Anfänge staatlicher Ordnung ausgezeichneten Volksstammes wird hier in farbenvoller Sprache uns geschildert. Ein kleines Paradies entrollt sich unseren Blicken. Ein Gefühl des Neides beschleicht uns vielgeplagte Epigonen, wenn wir von unseren Ahnen lesen, „denen die Wunden, welche man im Kriege empfing, neben der Altersschwäche die einzigen Krankheiten gewesen zu sein scheinen, von denen diese glücklichen Menschen heimgesucht wurden“ (p. 323). Auf die Wurzel wird von Justi zur Erklärung des Wortsinnes ein besonderes Gewicht gelegt: „Das Wort Vater bedeutet den Schützenden, Gebietenden, die Mutter ist die schaffende, ordnende Hausfrau, die ihren Gemahl „Herr, Gebieter“ nennt; der Sohn heisst der Erzeugte, der Spross, die Tochter aber „die Melkerin“; sie steht der ordnenden Mutter hilfreich zur Seite; dafür liebt sie der Bruder und nennt sie „die mit ihm wohnende“, Schwester, während sie ihn mit dem dankbaren Wort „Ernährer“, Bruder beehrt (p. 318).“ Geschickter als bei Pictet ist die Anordnung des Stoffes insofern bei Justi, als die Frage nach der Urheimat, dem „Paradiese“ der Indogermanen erst nach der Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der indog. Fauna und Flora erörtert wird.

Skeptischer verhält sich Schleicher, der schon in seinem Buche Die deutsche Sprache 1860 p. 71 f. die Kultur des indog. Urvolkes nicht unbesprochen gelassen hatte. Da nach der Stammbaumtheorie Schleichers, auf die wir unten des näheren zu sprechen kommen werden, von dem Grundstock der Ursprache sich zuerst das Slavisch-Litauisch-Deutsche ablöste, und erst später der zurückgebliebene Teil der Ursprache in zwei Hälften: Iranisch-Indisch und Griechisch-Italisch Keltisch sich spaltete, so legt er bei der Rekonstruierung der Urzeit mit Recht nur auf solche Wörter ein Gewicht, die entweder in allen drei Sprachgruppen oder doch wenigstens im Slavisch-Litauisch-Deutschen und ausserdem im Iranisch-Indischen sich nachweisen lassen. Entsprechungen, die sich nur auf das Gebiet der europäischen Sprachen beschränken, haben für ihn deshalb keine vollgiltige Beweiskraft, weil er eine starke Entlehnung bestimmter Kulturwörter von Volk zu Volk für möglich hält, wie auf dem Gebiete der Märchen und Erzählungen dergleichen Entlehnungen in uralter Zeit nach-

gewiesen seien. Auch ist Schleicher der Ansicht, dass man nicht aus dem Fehlen bestimmter Entsprechungen negative Schlüsse auf die Kultur der Urzeit machen dürfe; „denn gar manches Wort mag im Laufe der Jahrtausende verloren gegangen sein, manches mag sich nur in einer einzigen Sprache erhalten haben und somit für uns des Beweismittels seiner Ursprünglichkeit verlustig geworden sein. Dafür wird aber unser Kulturbild auch nichts enthalten können, was ihm nicht zukommt. Wir sind vor der Gefahr sicher, unserem Urvolke zu viel zuzuschreiben, während wir des Fehlers gewiss sein dürfen, manche Seite seines Kulturlebens nicht mehr ermitteln zu können" (404). So kommt es, dass Schleicher manchen wichtigen Kulturbegriff, den Pictet der Urzeit zugesprochen hatte, ihr beizulegen sich nicht entschliessen kann, wie Pflug und Mühle, Gold und Silber etc.

Der Ausgang der 60er Jahre brachte weitere Beiträge für die Erforschung der indog. Urzeit von M. Müller (in einem Essay Vergleichende Mythologie[1]), Essays II 18—42 der deutschen Ausgabe 1869, W. D. Whitney (*Language and the study of language* 1867, übersetzt von J. Jolly 1874; vgl. p. 308 f. der deutschen Ausgabe) und Th. Benfey (Einleitung zu A. Ficks Wörterbuch der indog. Grundsprache in ihrem Bestande vor der Völkertrennung 1868 und die Geschichte der Sprachwissenschaft 1869 p. 597—600). Hierzu tritt dann noch eine Reihe kleinerer Aufsätze, die einzelne Seiten der ältesten Zivilisation der Indogermanen in Betracht ziehen. Besonders häufig ist in ihnen die indog. Tierwelt behandelt worden, so von E. Förstemann Sprachlich-naturhistorisches K. Z. I, 491—506 und III, 43—62, von F. Pott in mehreren Aufsätzen der Beiträge zur vergleichenden Sprachwissenschaft (II—IV), von A. Bacmeister im Ausland (1866 und 1867), von Franz Misteli, vgl. Bericht über die Tätigkeit der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft 1865—66. Auch eine Abhandlung F. C. Pauli's Über die Benennung der Körperteile bei den Indogermanen, Programm Stettin 1867 sei hier genannt. Indessen bedarf es eines Eingehens auf alle diese Arbeiten nicht, da sie sich im wesentlichen in den Geleisen der Früheren bewegen.

---

1) In englischer Sprache wurde diese Abhandlung in den Oxford Essays schon 1856 veröffentlicht. Vgl. M. Müller *Biographies of words* p. 129 f.

Eine völlig neue Seite der indog. Kultur hob dagegen R. W e s t p h a l in einer Abhandlung Zur vergleichenden Metrik der indog. Völker (K. Z. IX, 437—458) hervor. Wenn, so fragte er sich, hundertfältige Züge in Götterglauben, Sagen- und Mythenbildung sich bis in die Urzeit der indog. Völker zurückverfolgen lassen, sollte sich nicht auch noch die Form erschliessen lassen, in die diese älteste Poesie ihre Stoffe fasste? Und wirklich glaubt Westphal in der Übereinstimmung der drei alten jambischen Reihen bei den Griechen (Dimeter, akatalektischer und katalektischer Trimeter) mit den drei Reihen der Vedenlieder (*Anushṭubh* und *Gâyatrî, Jagatî, Virâj* und *Trishṭubh*) und weiterhin mit den rhythmischen Reihen der Iranier diese alte Form wieder zu erkennen. Diese älteste indog. Poesie sei weder eine quantitierende noch eine accentuierende, sondern eine rein silbenzählende gewesen. Sie sei in den Metren des Avesta unversehrt erhalten und spiegle sich auch in den vedischen Gesängen noch insofern wieder, als hier nur die zweite Hälfte der jambischen Dipodie quantitierend, d. h. rein jambisch sei. Auch in der griechischen Metrik komme dies uralte silbenzählende Prinzip z. B. in der prosodischen Freiheit des Anfangs einer rhythmischen Reihe noch zuweilen zum Durchbruch (vgl. p. 440). Das Schema des urepischen Verses der Indogermanen würde sich nach diesen Untersuchungen so darstellen:

–̇ –́ – –́ – –́ – –́ | – –́ – –́ – –́ – –́
⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑

Die Arbeit Westphals ist der Grundstein einer vergleichenden Metrik der indog. Völker geworden, die in neuerer Zeit namentlich für das Verständnis der Ursprünge des Hexameters von Bedeutung geworden ist, worüber ich auf F r e d e r i c A l l e n Über den Ursprung des homerischen Versmasses K. Z. XXIV, 556 ff. und H. U s e n e r Altgriechischer Versbau Bonn 1887 verweise.

Noch einen Schritt weiter geht A. K u h n in einem Aufsatz seiner Zeitschrift (XIII, 49 f.), indem er g a n z e F o r m e l n bis in die Anfänge der indog. Dichtung zurückzuverfolgen versucht. Und zwar unterscheidet er zwei Überreste der ältesten Poesie, nämlich erstens Rätsel, himmliche Dinge, Weltschöpfung etc. betreffend, und zweitens Segensformeln zur Bannung von Krankheiten und bösem Zauber. Als ein Beispiel dieser zweiten Kategorie

wird die bekannte Zauberformel des Merseburger Heilspruchs auf ein erlahmtes Pferd:

bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi giliden, sôse gelîmida sîn

einer sehr ähnlichen des Atharvaveda (IV 12):

„Zusammen werde Mark mit Mark und auch zusammen
Glied an Glied.
Was Dir an Fleisch vergangen ist, und auch der Knochen
wachse Dir.
Mark mit Marke sei vereinigt, Haut mit Haut erhebe sich" etc.

gegenübergestellt.

Werfen wir hier, ehe wir zu einer neuen, für die linguistisch-historische Forschung höchst bedeutungsvollen Arbeit übergehen, einen kurzen Rückblick auf den bisherigen Gang unserer Darstellung, so kann bei allen Abweichungen im einzelnen eine Übereinstimmung aller Forscher in ihrer Anschauung von dem verhältnismässig hohen Stande der indog. Kultur konstatiert werden.

Ein Volk, wohlgeordnet in Familie, Staat und Gemeinde, mit Viehzucht und Ackerbau wohl vertraut, im Besitze fast aller der Haustiere, die noch heute die Begleiter des Menschen sind, in der Ausbeutung und Bearbeitung der wichtigsten, wenn nicht aller Metalle erfahren — ein solches Volk schien passend die Urzeit einer Rasse zu repräsentieren, die eine so hervorragende Rolle in der Kulturentwicklung der Menschheit zu spielen hatte. Es war natürlich, dass einem solchen Gemälde gegenüber die Zustände, welche die immer mehr aufblühende anthropologische und prähistorische Forschung in den ältesten Denkmälern Europas aufdeckte, in einem grellen und unvermittelten Gegensatz sich befanden. Die einzige Erklärung derselben schien in der Annahme einer doppelten Bevölkerungsschicht Europas zu liegen, einer vorindogermanischen, wie sie etwa den Pfahlbauten der Schweiz und den Kjökkenmoeddingern Dänemarks angehören mochte, und einer indogermanischen, die als der Apostel höherer Gesittung auf europäischem Boden auftrat. Diese Anschauung wurde z. B. von A. Schleicher (a. a. O. S. 411) ausdrücklich ausgesprochen, und auch F. Misteli (s. o.) war im Hinblick auf die Fauna der Schweizer Pfahlbauten, der in der ältesten Zeit nach Rütimeyers Untersuchungen die Zähmung

gewisser Haustiere, wie des Pferdes, Schweines und sämtlichen Geflügels noch unbekannt war, der gleichen Meinung.

Mehr gehen die Forscher in ihrer Methode, auf sprachlichem Wege zu der Urzeit der indog. Völker zu gelangen, auseinander, was um so begreiflicher ist, als eigentlich keiner derselben sie nach allen linguistischen und historischen Gesichtspunkten einer ernsthaften Prüfung unterwarf. Schon die Verschiedenheit der Ansichten über die ältesten Spaltungen der Ursprache hätte zu einer solchen Anlass geben sollen; denn es lag auf der Hand, dass die Annahme einer ursprünglichen Zweiteilung des Urvolks in eine arisch-südeuropäische und eine nord-europäische Abteilung eine ganz andere linguistische Grundlage für die Erschliessung der Urzeit abgeben musste als eine andere in eine asiatische und eine europäische Hälfte. Dieser keineswegs geschlichteten Streitfrage gegenüber wäre es das vorsichtigste und sicherste gewesen, nur solche Gleichungen für die Kultur der Urzeit auszubeuten, welche durch die Übereinstimmung des arischen, nord- und südeuropäischen Zweiges sicher gestellt werden. Eine gleich sorgfältige Prüfung hätte sich auf den verglichenen Wortschatz in formeller Beziehung erstrecken müssen. Schon A. Kuhn hatte hervorgehoben, dass die Identität der Wurzel keineswegs genüge, um den einer Wortreihe innewohnenden Begriff der Urzeit zu vindizieren, dass vielmehr die Übereinstimmung der Suffixe nicht weniger wie die der Wurzel zu verlangen sei. Doch hatten sich Forscher wie Pictet, Justi, M. Müller und andere an diese Forderung kaum gekehrt, und das oben (p. 30) genannte Wörterbuch A. Ficks kann daher insofern als ein Fortschritt bezeichnet werden, als es nach Wurzel- und Ableitungssilben übereinstimmende Wörter der indog. Sprachen zusammenzustellen und dem Kulturforscher als Grundlage seiner Zusammenstellungen darzubieten bestrebt war.

Übereinstimmung dagegen herrschte, wenigstens prinzipiell, in dem Grundsatz, Begriffe, die sich etymologisch in dem Kreise der indog. Sprachen nicht nachweisen liessen, zu negativen Schlüssen auf die Urzeit nicht auszubeuten, wenn man auch in Wirklichkeit denselben nicht selten verliess.

Am allerwenigsten aber hatte man sich bisher um die Feststellung der ursprünglichen Bedeutung einer etymologisch ver-

wandten Wortreihe bekümmert, sondern sich in den meisten Fällen damit begnügt, den in historischen Epochen überlieferten Sinn einer Gleichung schlankweg auf die Urzeit zu übertragen. Da skrt. *púr* = griech. *πόλις* „Stadt" bedeutet, mussten die Indogermanen in Städten gewohnt, da skrt. *áçva*, griech. *ἵππος* etc. das gezähmte Pferd bezeichnen, mussten sie schon in der Urzeit das Pferd als Haustier benutzt haben u. s. f.

Das Verdienst, diese schwächste Seite der linguistischen Paläontologie erkannt und bekämpft zu haben, gebührt dem ausgezeichneten, in jeder Beziehung die linguistisch-historische Forschung in neue Bahnen leitenden Werke V. Hehns Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang von Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa, Historisch-linguistische Skizzen I. Aufl. Berlin 1870, II. Aufl. 1874, III. Aufl. 1877, IV. Aufl. 1883, V. Aufl. 1887, VI. Aufl. (neu herausgegeben von O. Schrader, mit botanischen Beiträgen von A. Engler) 1894, VII. Aufl. 1902. Vgl. auch meine Biographie V. Hehns (V. H., ein Bild seines Lebens und seiner Werke, Berlin 1891).

Die Hauptaufgabe V. Hehns besteht, wie der Titel des Buches aussagt, nicht in dem Erschliessen vorhistorischer Kulturperioden, sondern darin, den Nachweis zu führen, wie eine Anzahl der wichtigsten Kulturpflanzen und Haustiere, zum Teil noch unter dem vollen Licht der Geschichte, aus dem Kulturkreis des Orientes zu den noch in der Nacht des Barbarentums verharrenden Völkern Europas wandert, um überall, wohin sie kommen, als vornehmste Hebel einer höheren Gesittung zu wirken. „Was ist Europa, als der für sich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepfropft und erst dadurch veredelt werden musste?" Diese Worte Schellings sind das Motto und der Beweis ihrer Richtigkeit das eigentliche Ziel des Werkes. Allein indem der Verfasser diese Aufgabe durch die Kombination einer Bewunderung erregenden Fülle historischer, linguistischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse in glänzender Weise löst, kann er nicht umhin, sich die Frage vorzulegen: Wie beschaffen war also die Kultur der indog. Völker, ehe sie mit der höheren Zivilisation des Orients in Berührung traten, wie war ihre Gesittung zu der Zeit, als sie zuerst in die europäischen Wildnisse eindrangen, wie, als sie noch zusammen mit ihren östlichen Brüdern in Asien wohnten? Diejenigen Stellen des Buches, die der Be-

antwortung dieser Fragen gewidmet sind, werden hier unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

V. Hehn basiert seine Anschauungen über die Urzeit der Indogermanen nicht in erster Linie auf sprachwissenschaftliche Kombinationen, wie denn seine Untersuchungen auch als historisch-linguistische, nicht linguistisch-historische Skizzen bezeichnet werden. Alle Züge, die unter der schimmernden Decke des klassischen Altertums als Zeugen einer weniger sonnigen Vorgeschichte hervorschauen, werden eifrig gesammelt und in Vergleichung gebracht mit den zerstreuten Nachrichten, welche die griechischen und lateinischen Schriftsteller des Altertums und Mittelalters über Gebräuche und Sitten, Sprache und Geschichte des nichtklassischen Europas, vor allem der indog. Nordstämme, der Kelten, Germanen und Slaven überliefert haben. Nur selten dient ihm die Sprache als Ausgangspunkt; aber wo sie nur immer dazu geeignet ist, ergänzt, erweitert, begründet er sein Bild durch sie. Philologie und Sprachwissenschaft sind hier in einer grossartigen Weise vereinigt. Auf einer solchen Grundlage entrollt V. Hehn ein Gemälde der Urzeit, das von dem der bisherigen Forscher, die wir als die einseitigen Sprachvergleicher bezeichnen können, verschieden ist wie die dunkle Nacht vom lichten Tag. Hehn ist sich dieses Gegensatzes wohl bewusst und lässt es nicht an einer scharfen Kriegsführung gegen die bisherige Methode, die Sprachvergleichung zu kulturhistorischen Schlüssen zu verwerten, fehlen. Namentlich aber sind es, wenn ich nicht irre, zwei Einwendungen, die er gegen sie erhebt:

„Wer“, so sagt V. Hehn, „mit den alten Wörtern neue Kulturbegriffe verbindet, der wird freilich in der Zeit der frühesten Anfänge ohne Mühe unser heutiges Leben wiederfinden.“ Haben wir oben gesehen, dass keiner der früheren Sprachforscher Bedenken getragen hatte, z. B. die Domestikation des Pferdes der Urzeit zuzuschreiben, da die Gleichung skrt. *áçva* und seine Sippe sprachlich nichts zu wünschen übrig liess, so urteilte V. Hehn weit anders über die Beweisfähigkeit des letzteren Punktes: Aus der angeführten Gleichung folgt ihm nichts anderes, als dass die Indogermanen vor ihrer Trennung ein Wort *akva* besassen und damit das Pferd („das schnelle“: W. *ak*) benannten. Die Domestikation dieses Tieres liegt in der Sprache nicht einmal angedeutet, und sollte es daher der Kulturgeschichte gelingen, nachzuweisen,

dass erst in einer verhältnismässig späten Zeit das gezähmte Pferd bei den indog. Völkern auftritt, so würde hieraus mit Sicherheit folgen, dass die Gleichung *akva* etc. für die indog. Urzeit eben nur das wilde Pferd bezeichnet haben kann. Hören wir die eignen Worte V. Helns über ein anderes gewöhnlich mit Gewissheit als eine Begleiterin der indog. Wanderzüge betrachtetes Tier, die Ziege: „Das griechische *αἴξ*, *αἰγός* Ziege findet sich im Sanskrit und im Litauischen wieder und geht also in die Zeit vor der Völkertrennung hinauf. Daraus folgt übrigens noch nicht ohne weiteres, dass das Urvolk die Ziege schon als Haustier besessen habe; es konnte irgend ein springendes Jagdtier mit einem Namen benennen, der später bei Bekanntwerden mit der zahmen Ziege auf diese überging — eine Möglichkeit, deren sich diejenigen, die so sicher aus dem Vorhandensein gewisser gemeinsamer Wörter auf den Kulturstand des primitiven Stammvolkes schliessen, in ähnlichen Fällen häufiger erinnern sollten.“ In gleicher Weise werden die sprachlichen Argumente für den Ackerbau der Indogermanen in Zweifel gezogen. „Dass sie (die Indogermanen Griechenlands und Italiens) vor der Einwanderung, zur gräkoitalischen Epoche, ja wohl gar schon im Herzen Asiens den Acker bestellt und sich von der Frucht der Demeter genährt, ist eine oft mit mehr oder minder Sicherheit aufgestellte Behauptung, deren Stützen aber grösstenteils wenig haltbar sind. Griechisch *ζειά*, Spelt, *ζείδωρος ἄρουρα*, der getreidespendende Acker, litauisch *jawàs*, Getreidekorn, Plur. *jawaî*, Getreide im allgemeinen, so lange es noch auf dem Halme steht, *jawiënà*, die Stoppel, ist zwar eine richtige Gleichung, beweist aber nur, dass zur Zeit, wo die Griechen und Litauer noch ungeschieden waren, irgend eine Grasart, vielleicht mit essbarem Korn in der Ähre, mit diesem Namen bezeichnet wurde (vgl. Th. Mommsen oben p. 22). Ähnlich verhält es sich mit *κριθή*, lat. *hordeum*, ahd. *gersta*; die Sprache eines Volkes, dessen Beschäftigung es war, Tiere zu weiden, musste an Gras- und Pflanzennamen besonders reich sein“ etc. Auch *ἀγρός* und seine Sippe bedeutete ursprünglich nur „Feld“. Fast gegen seine persönliche, entgegengesetzte Ansicht gibt Hehn „bei einer Materie, die überhaupt nur schwankende Vermutungen gestattet“, wie es scheint, wegen der Verwandtschaft von griech. *ἀρόω*, lat. *arare* etc., die wegen des Ausweichens des Sanskrit

für die Urzeit auch nicht beweiskräftig ist, eine Art halbnomadischen Ackerbaues, dessen verhasstes Geschäft, wenn der neue Wandertrieb erwachte, wieder aufgegeben wurde, bei Gräko-Italern zu. Die gebauten Pflanzen könnten Hirse, Bohne und Rübe gewesen sein.

Von gleichem Gesichtspunkt aus warnt V. Hehn davor, in alte Verbalwurzeln, die durch ihre Übereinstimmung bei den verschiedenen indog. Völkern die Ausübung einer gewissen Fertigkeit schon in der Urzeit zu bezeugen schienen, einen zu modernen Sinn zu legen. „Für das Weben", heisst es, „scheint es alte Spracherzeugnisse zu geben, die auf eine Ausübung dieser Kunst vor der Völkertrennung und den Wanderzügen deuten würden. Wüssten wir nur gewiss, dass diese Wörter in der Urzeit nicht auf das kunstreiche Stricken, Flechten und Nähen, sondern auf das Drehen des Fadens an der Spindel und auf das eigentliche Weben am Webstuhl gingen. Wer dem Urvolke die Kenntnis der Weberei zuschreibt, sollte nicht vergessen, dass diese Kunstfertigkeit von sehr rohen Anfängen durch viele Stufen bis zur Vollendung in historischer Zeit sich entwickelt hat. Wie leicht schiebt sich der Phantasie des Sprachvergleichers ein jetziger Webstuhl, ein hindurchfliegendes Schiffchen etc. unter (vgl. auch Th. Mommsen Römische Geschichte [3] p. 17).

Der zweite Punkt, durch den sich V. Hehn von den früheren linguistischen Paläontologen unterscheidet, liegt in der grossen Ausdehnung, die er dem Begriffe Lehnwort einräumt. Wir meinen hier nicht den Umstand, dass V. Hehn in Fällen, wo die lautliche Form, wie z. B. bei griech. *οἶνος* und griech. *χρυσός*, nicht definitiv auf Urverwandtschaft oder Entlehnung hinzuweisen scheint, auf allgemeine kulturhistorische Gründe gestützt, sich gern für letztere zu entscheiden pflegt. Neu hingegen, wenn auch schon vorher, namentlich von August Schleicher (vgl. oben p. 29), angedeutet, ist die Auffassung, dass die Übereinstimmung gewisser, auf die europäischen Sprachen beschränkter Kulturwörter, die man bisher durch ihre Zurückverlegung in eine europäische Urzeit und in eine europäische Ursprache erklärt hatte, auch in der Weise entstanden gedacht werden könne, dass noch zur Zeit räumlicher und geographischer Differenzierung der europäischen Völker sich bei irgend einem Volksstamm für eine Wurzel allgemeineren Sinns eine mehr

spezielle Bedeutung fixiert habe, und dieselbe alsdann durch Entlehnung von Volk zu Volk gewandert sei. V. Hehn drückt diesen Gedanken so aus: „Man bedenke, dass in jener frühen Epoche die Sprachen sich noch sehr nahe standen und dass, wenn eine Technik, ein Werkzeug etc. von dem Nachbarvolke übernommen wurde, der Name, den es bei diesem hatte, leicht und schnell in die Lautart der eigenen Sprache übertragen werden konnte. Wenn z. B. ein Verbum *molere* in der Bedeutung zerreiben, zerstückeln, ein anderes *serere* in der Bedeutung streuen in allen Sprachen der bisherigen Hirtenstämme bestand, und der eine von dem andern allmählich die Kunst des Säens und Mahlens lernte, so musste er auch von den verschiedenen Wortstämmen ähnlicher, aber allgemeinerer Bedeutung gerade denjenigen für die neue Verrichtung individuell fixieren, mit dem der lehrende Teil dieselbe bezeichnete. Die Gleichheit der Ausdrücke beweist also nur, dass z. B. die Kenntnis des Pfluges innerhalb der indoeuropäischen Familie in Europa von Glied zu Glied sich weiter verbreitet hat, und dass nicht etwa der eine Teil sie südöstlich aus Asien, durch Vermittelung der Semiten aus Ägypten, der andere südwestlich von den Iberern an den Pyrenäen und am Rhonefluss, ein dritter von einem dritten unbekannten Urvolke etc. erhalten hat.“ Versuchen wir nunmehr den Gemälden der indog. Kultur gegenüber, die wir bisher kennen gelernt haben, ein Bild der Urzeit zu entwerfen, wie es sich V. Hehn denkt! Vorauszubemerken ist, dass derselbe bestimmte prähistorische Epochen nicht unterscheidet, vorwiegend aber bei seinen Schilderungen die Epoche der grossen „arischen Wanderung“ im Auge hat.

Die Indogermanen jener Zeit sind ein wanderndes Hirtenvolk, dessen Einzug nach Europa etwa mit der kriegerischen Einwanderung semitischer Hirtenvölker in Palästina verglichen werden kann. Ihre Herden können aus Rindvieh, Schafen und Schweinen bestanden haben, noch fehlt ihnen das Pferd (dessen Geschichte seit der 2. Auflage ein besonderer Abschnitt gewidmet ist), der Esel, das Maultier, die Ziege, sämtliches Geflügel, die Katze. Die Rasse der Haustiere ist eine geringere. Die Wolle des Schafes wird ausgerupft und zu Filzdecken und Filztüchern zusammengestampft, nicht verwebt; dagegen verstehen sich die Weiber darauf, aus dem Bast der Bäume, besonders der Linde,

und aus den Fasern der Stengel mancher Pflanzen, besonders der nesselartigen, Matten und gewebeartige Zeuge, Jagd- und Fischernetze zu flechten, wie auch das rohe Leder der Jagd- und Herdentiere mit steinernen oder hölzernen Nadeln zusammenzunähen.

Die Künste und Gewohnheiten des Ackerbaues, die erst mit dem Ende der Wanderungen ihren Anfang nehmen, sind noch völlig unbekannt. Einer noch späteren Epoche gehört die Zucht und Pflege der Obstbäume an.

Die Nahrung der Urzeit besteht aus Fleisch und Milch, welche letztere zu Käse und Butter noch nicht verarbeitet wird. Der Met, ein Honigtrank, der von den wilden Bienen der ungeheuren Waldungen gewonnen wird, ist das älteste berauschende Getränk der in Europa einwandernden Indogermanen. Bier und Wein sind unbekannt. Die Würze des Salzes fehlt in der asiatischen Urheimat, doch lernen sie die nach Europa wandernden Stämme gemeinsam kennen (vgl. V. Hehn Das Salz, eine kulturhistorische Studie, Berlin 1873, 2te Auflage 1901). Zur Wohnung für den Menschen dient im Winter die unterirdische, künstlich gegrabene Höhle, von oben mit einem Rasendach oder mit Mist verdeckt, im Sommer der Wagen selbst oder in der Waldregion die leichte, aus Holz und Flechtwerk errichtete zeltähnliche Hütte. Je weiter nach Süden, desto leichter wurde es, das Vieh zu überwintern, das im höheren Norden während der rauhen Jahreszeit nur kümmerlich unter dem Schnee seine Nahrung fand und unter ungünstigen Umständen massenhaft zu Grunde gehen musste — denn der Herde ein Obdach zu schaffen und getrocknetes Gras für den Winter aufzubewahren, sind Künste späteren Ursprungs, die sich erst im Gefolge des ausgebildeten Ackerbaues einfanden. Von Metallen war den einwandernden Hirten nur das Kupfer bekannt, ohne dass sie es indes zu Werkzeugen etc. zu verarbeiten verstanden hätten. Die indogermanische Urzeit gehört vielmehr dem Steinalter an. Zum Bogen dient besonders das Holz der Eibe, zum Schaft des Speeres das der Esche, auch des Holunders und Hartriegels, zum Schilde ein Geflecht aus Ruten der Weide; die Bäume des Urwalds, von riesenhaftem Wachstum, werden durch Feuer und mit der steinernen Axt zu ungeheuren Böten ausgehöhlt. Auf dem Räderwagen, einer früh erfundenen Maschine, die ganz aus Holz zusammengefügt war, und an welcher Holzpflöcke die Stelle der späteren eisernen Nägel vertreten,

wird die Habe der Wanderer, ihre Melkgefässe, Felle etc., mitgeführt.

Auch aus dem Familienleben der Urzeit blicken uns finstere Züge entgegen. Greise, wenn sie zum Kampfe kraftlos geworden, gehen freiwillig in den Tod oder werden gewaltsam erschlagen; ähnlich auch unheilbare Kranke. Dem Häuptling folgen seine Knechte, Weiber, Pferde, die später in halbwildem Zustand in Herden gehalten werden, und Hunde in das Grab nach; die Frau wird geraubt oder gekauft, das Neugeborene vom Vater aufgehoben oder verworfen und ausgesetzt. Aus dem Familienverbande und der Herrschaft des Patriarchen geht in weiterem Wachstum der erst engere, dann umfassendere des Stammes hervor; aber erst als aus dem halbnomadischen Ackerbauer der ansässige Baumgärtner geworden ist, bildet sich der Begriff des vollen Eigentums, erheben sich Rechts- und Eigentumsfragen mit dem Nachbar, gestaltet sich eine feste politische Ordnung.

Die Sinnesweise eines viehschlachtenden Hirtenvolkes ist blutig und grausam, von Aberglauben erfüllt, von Zauberei geleitet. Die Naturgewalten haben noch keine menschlich-persönliche Gestalt angenommen: der Name Gottes bedeutete noch Himmel. Eine erste Regung der Abstraktion offenbart sich in der Ausbildung des Dezimalsystems, dem aber der Begriff tausend noch fehlt. Im übrigen bildet die Sprache einen verhältnismässig intakten, vielgegliederten, von lebendigen Gesetzen innerlich beherrschten Organismus, wie er nach Jahrtausenden die Freude und Bewunderung des Grammatikers ist, und wie er nur im Dunkel eingehüllten Geistes und unmittelbaren Bewusstseins wächst und sich entfaltet.“

Die schroffe Stellung, die das Hehnsche Werk gegenüber den bisherigen Aufstellungen der Sprachvergleicher über die indog. Urzeit einnimmt, wird in der öffentlichen Kritik, die sich vorwiegend auf die Besprechung und fast einstimmige Anerkennung der in dem Titel des Buches gestellten eigentlichen Aufgabe und ihrer Lösung erstreckt, in ihrer Bedeutung für die Weiterentwicklung der linguistischen Paläontologie nicht scharf genug hervorgehoben. Neben G. Curtius, der im Literarischen Zentralblatt 1870 p. 553 die angeblich häufige Nichtberücksichtigung des Sanskrit seitens Hehns, wie bei der Besprechung des Hanfes

(skrt. *çaṇá*), des Salzes (skrt. *sará*?), der Weberei (W. *stâ*, *στήμων*, *ἱστός* etc.) tadelt und ebend. 1874 p. 1751 sich von der Beweisführung des Verfassers, „dass das Ross unsere Vorfahren auf ihrem grossen Zuge durch die Welt noch nicht begleitete", nicht überzeugt fühlt, sind es nur G. Gerland in der Jenaer Literaturzeitung 1875 N. 641 und W. Tomaschek Z. f. d. ö. G. 1875 p. 520 ff., die der von uns charakterisierten Seite der Hehnschen Forschung ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden. Auch hier fehlt es nicht an Einreden. Ersterer findet, „dass der Verfasser gegen die Indogermanen überhaupt nicht gerecht werde" und den unzweifelhaft richtigen Gedanken, dass vieles, was jetzt allgemeines Eigentum scheine, doch nur Entlehnung sei, auf die Spitze treibe.

Charakteristisch für die sehr ausführliche Besprechung Tomascheks ist der Versuch, zahlreiche Bestandteile des indog. Kulturwörterschatzes nicht sowohl an die semitischen Sprachen, wie es Hehn mit Vorliebe tut, als vielmehr an die Idiome der nördlichen Völker, Finnen, Ugrier und Tataren anzuknüpfen. So soll die Sprache Zeugnis ablegen „für ein uraltes Nebeneinanderhausen und für gegenseitigen Kulturaustausch der nordischen und indogermanischen Stämme" (p. 532).

Im übrigen lässt sich ein Einfluss des Hehnschen Werkes in den nächstfolgenden Arbeiten der linguistischen Paläontologie noch nicht erkennen. Zwar ist dies kaum zu verwundern bei dem der ersten Auflage des Hehnschen Werkes fast gleichzeitigen Buche J. G. Cunos Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde Teil I 1871, in dem p. 22—27 die Frage erörtert wird, ob das indog. Urvolk schon Ackerbau trieb. Cuno beantwortet sie mit grosser Zuversicht in bejahendem Sinne. Seltsamer ist es, dass noch mehrere Jahre nach dem entscheidenden Angriff Hehns auf die ganze Methode der linguistischen Paläontologie ein Werk erscheinen konnte, welches das alte Thema wieder ganz in alter Weise behandelt, ohne die Hehnschen Gedanken auch nur mit einem Worte zu berücksichtigen. Es ist dies das im Jahre 1873 erschienene Buch A. Ficks Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas, in dem von p. 266—385 auch ein ziemlich ausführliches Bild der urzeitlichen Zivilisation entworfen wird. Doch hat das Ficksche Buch durch die sorgfältige Sammlung des sich auf die europäischen Sprachen beschränkenden Kulturwörterschatzes, wie wir noch weiter sehen werden, ein

nicht zu unterschätzendes Verdienst um das Verständnis der indog. Urgeschichte sich erworben.

Interessant ist es, die neueren Ansichten Th. Benfeys (vgl. oben p. 30 ff.) über Sprachvergleichung und Urgeschichte kennen zu lernen. Sie lassen sich aus drei kleinen Arbeiten dieses Gelehrten zusammenstellen, einer Rezension in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1875 p. 208 f. (über ein Schriftchen Der Hopfen, seine Herkunft und Benennung; zur vergleichenden Sprachforschung 1874. Vgl. Literarisches Zentralblatt 1875 Nr. 12) und zwei Aufsätzen in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung 1875, die betitelt sind: Rasiermesser in indogermanischer Zeit Nr. 96 und Die Indogermanen hatten schon vor ihrer Trennung sowohl Salz als Ackerbau Nr. 208. Bemerkenswert durch seine methodischen Betrachtungen ist der Aufsatz über das Rasiermesser in indog. Zeit. Die Veranlassung zu demselben bot ein von W. Helbig in Rom gehaltener Vortrag Eine uralte Gattung von Rasiermessern (Ein Referat darüber findet sich in der Allgemeinen Zeitung 1874 Beil. Nr. 352 und der Vortrag selbst in Im neuen Reich 1875 p. 14 f.), in dem unter anderem aus dem Umstand, dass in der Nekropole von Alba Longa, die uns „einen Begriff von dem indoeuropäischen Zustand der *Prisci Latini*“ zu geben geeignet ist, Rasiermesser nicht gefunden worden sind, der Schluss gezogen wird, dass diese auch dem Bildungskapital „der indoeuropäischen Rasse vor ihrer Trennung“ gefehlt haben müssten. Da nun gerade Benfey früher auf die Ficksche Gleichung skrt. *kshurá* = ξυρόν hin das Rasiermesser den Indogermanen zugesprochen hatte, so lag es ihm nahe, dasselbe als ein schon urzeitliches Verschönerungsmittel dem Angreifer gegenüber in Schutz zu nehmen. Benfey ist nicht geneigt, auf die blosse Tatsache hin, dass ein Wort nach Form und Bedeutung in mehreren indog. Sprachen übereinstimme, den von ihm bezeichneten Begriff ohne jede weitere Untersuchung der Urzeit zuzuweisen. Er nimmt dafür zunächst nur das Präjudiz seiner Ursprünglichkeit in Anspruch, das aber durch drei Möglichkeiten schon vom rein sprachlichen Standpunkt aus sich als ein irriges oder zweifelhaftes erweisen könne: nämlich erstens, wenn nachzuweisen sei, dass die eine Sprache das Wort aus der anderen entlehnt habe; zweitens wenn beide es einer dritten entlehnt hätten, und schliesslich als zweifelhaft, wenn sich erweisen lasse, dass die Bildung unabhängig

von einander nach der „Besonderung“ gestaltet werden konnte. Diese letztere Möglichkeit träte bei allen Wörtern ein, „welche einerseits aus Basen und Formationselementen gebildet sind, die sich in den betreffenden Sprachen so lebensvoll erhalten haben, dass sie auch nach der Trennung sich zu verbinden vermochten, andrerseits zugleich die etymologische Bedeutung einer derartigen Verbindung bewahrt oder wenigstens sich nicht sehr wesentlich von ihr entfernt haben.“ Als Beispiel eines solchen Falles führt Benfey die Gleichung von griech. *τέρψις* (aus *τερπ-τι*) und skrt. *tŕpti* an, die deshalb nicht als notwendiges Erbgut indog. Vorzeit gelten könne, weil sich sowohl die ursprüngliche Verbalwurzel *tarp* als auch das Abstrakta bildende Suffix *-ti* lebenskräftig im Griechischen und im Sanskrit (*τέρπω*, *tṛpnṓmi*) erhalten habe. Keine dieser drei Möglichkeiten sei nun auf die Gleichung skrt. *kshurá* = griech. *ξυρόν* anwendbar; denn was die dritte, hier einzig zu erwägende anbetreffe, so sei die zu Grunde liegende Verbalwurzel *ksu* nur noch im Griechischen *ξέω* (*ξέF-ω*) bewahrt, das Suffix *-ra* (*-ρο*) aber in keiner von beiden Sprachen mehr mit lebendiger Bildungskraft begabt.

Aber Benfey macht sich noch einen weiteren Einwand. „Bei der Länge der Zeit nämlich, welche nach der Trennung der Griechen und des Sanskritvolkes vom Grundstamm verflossen ist, ist die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, dass auch noch nach derselben im Sanskrit oder dessen nächster Grundlage, dem Arischen, der Reflex des Verbums *ξυ-* und im Griechischen sowohl als Sanskrit auch das Affix *-ra* in seiner kategorischen Bedeutung einige Zeit fortbestand und ihr die unabhängige Bildung beider Wörter angehöre.“ Allein dieser Einwand wird nach Benfey beseitigt durch die völlige Bedeutungsidentität der beiden Wörter; denn „die Bedeutung „Rasiermesser“ oder ursprünglich vielleicht nur „Instrument zum Bartscheren“ liegt von der kategorischen oder etymologischen „geschabt“ (*ξέω* „schaben“) so weit ab, dass es der wunderbarste und unerklärbarste Zufall wäre, wenn beide Sprachen unabhängig von einander von dieser zu jener gekommen wären“ [1]).

1) Helbig hält in seiner Antwort auf den Benfeyschen Vortrag (Allgemeine Zeitung 1875 Beil. Nr. 117) dieser Beweisführung mit Recht die von B. nicht beachtete Möglichkeit entgegen, dass das Wort ursprünglich ein scharfes, zum Abschaben bestimmtes Instrument — etwa

Aber trotz der Argumente, die für die Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Rasiermesser sprechen, ist Benfey keineswegs geneigt, den „linguistischen Standpunkt für den einzigen zu halten, von welchem aus derartige Fragen vollständig entschieden werden können.“ Ja, er würde sogar seinen sprachlichen Beweisen gegenüber einen Zufall für möglich halten, wenn „sich z. B. durch historische Dokumente unabweislich feststellen liesse, dass die Indogermanen vor ihrer Spaltung noch keine Instrumente zum Bartscheren hatten.“ Was aber soll, so fährt seine Argumentation fort, der Umstand beweisen, dass bei den Ausgrabungen von Alba Longa keine Rasiermesser gefunden worden sind? Sind diese Denkmäler altitalischer Kultur nicht von jener grauen indog. Vorzeit durch einen Zeitraum getrennt, der „lang genug war, um von der indogermanischen Kultur so viel einzubüssen und durch Schöpfung einer neuen so viel zu gewinnen, dass diese Reliquien nichts weniger als die Zustände der indogermanischen Einheit darzustellen vermögen?“

Hiermit aber sind wir bei einer für die Weiterentwicklung der linguistischen Paläontologie verhängnisvollen Grundanschauung Benfeys angekommen. Derselbe hat mit Aufmerksamkeit, wie aus seinen Schriften hervorgeht, die Angriffe verfolgt, die V. Hehn, gestützt auf die geschichtlich überlieferte niedere Gesittung vieler indogermanischer Völker, gegen die von ihm und anderen vertretene Annahme einer verhältnismässig schon hoch kultivierten Urzeit richtet, verfolgt und versucht dieselben zu parieren, indem er die Behauptung aufstellt: Die historische Überlieferung über die geschichtlichen Anfänge der Einzelvölker kann gar nicht massgebend sein für die Epoche der Urzeit, die von jenen durch Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende getrennt ist, d. h. durch einen Zeitraum, innerhalb dessen durch Einbusse des alten und Erwerbung neuen Kulturkapitals ein völliger Umschwung der Dinge möglich war. Namentlich wird die Möglichkeit des Verlustes alten Kulturguts hervorgehoben. „Wem“, heisst es in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1875 p. 210, „gegen die Annahme jener uralten verhältnismässig hohen Kultur der Umstand zu sprechen scheint, dass wir sie (die

das primitive Werkzeug, mit dem man die Haare von dem Tierfell entfernte — bezeichnete und erst später auf den verwandten Begriff des Rasiermessers übertragen wurde.

Indogermanen), insbesondere den nördlichen Zweig der europäischen Indogermanen, im Anfang ihrer Geschichte in einem, im Verhältnis dazu, keineswegs hervorragenden Kulturzustand finden, der möge bedenken, durch welche unwirtliche Länder sie nach ihrer Abtrennung zu wandern und welche Kämpfe sie zu bestehen haben mochten, bis sie sich neue und stetige Sitze angeeignet hatten. Dass sie dadurch viel von ihrem mitgebrachten Kulturvorrat einbüssen mussten, lässt sich schon vornweg vermuten; über manche dieser Einbussen geben uns aber auch die Sprachen zuverlässigen Nachweis.“ Als Beispiele eines solchen Herabsinkens von einer einst höheren Stufe der Gesittung führt Benfey zwei Fälle an. So sei, wie aus der Vergleichung von griech. *χίλιοι* mit skrt. *sa-hásra* hervorgehe, der Begriff „tausend“ schon dem Urvolk aufgegangen. Diejenigen indog. Völker aber, die das jenen Begriff bezeichnende Wort eingebüsst hätten, seien „nach ihrer Abtrennung in Zustände geraten, in denen sie so selten oder endlich so gar keine Veranlassung fanden, sich dieses Zahlwortes zu bedienen, dass sie das alte Wort ganz aus dem Gedächtnis verloren.“

Auch das Gold und Silber war nach Benfeys Meinung schon dem Urvolk bekannt. Jenes hiess *gharta*, dieses nannten sie *arg-anta* oder *arg-ura*. Aus dem Umstand aber, dass die Griechen und Italer nur die Namen für Silber (*ἄργυρος-argentum*), die Germanen und Slaven nur den für Gold (*gulþ-zlato*) bewahrt haben, folge das allein, dass jene auf ihrer Wanderung zwar Silber, aber nicht Gold, diese umgekehrt Gold, aber nicht Silber antrafen. „So verloren sie die alten Namen aus dem Gedächtnis und mussten, als sie wieder häufiger, jene mit Gold, diese mit Silber in Berührung kamen, für deren vergessene Bezeichnungen sich andere verschaffen, gerade wie dies bei den Römern usw. mit der Bezeichnung der Zahl „Tausend“ geschah.“

In derartigen Erörterungen, die beweisen, wie wenig die Grundgedanken des Hehnschen Buches damals noch durchgedrungen waren, schien das Interesse der vergleichenden Sprachforscher an prähistorischen oder überhaupt kulturhistorischen Fragen für geraume Zeit verklingen zu wollen. Je mehr die siebziger Jahre sich ihrem Ende zuneigten, in um so höherem Grade wurden alle auf dem Gebiete der vergleichenden Grammatik verfügbaren

Kräfte durch den Kampf in Anspruch genommen, den die Behandlung neu auftauchender, weittragender, aber zunächst nur rein grammatische Dinge betreffender Fragen namentlich in Deutschland entzündete. Das erhöhte Interesse an der Sprachform drängte naturgemäss dasjenige am Sprachinhalt für einige Zeit in den Hintergrund. Dazu kam, dass die Ergebnisse, die sich allmählich aus diesem Streit der Meinungen abklärten, die Annahme einer grösseren Ursprünglichkeit des bunten europäischen Vokalismus vor dem einfarbigen der beiden arischen Sprachen, das immer mehr an Anhängern gewinnende Axiom ausnahmslos wirkender Lautgesetze, die Entdeckung neuer Grundlaute in dem System der Ursprache, wie die verschiedener k-Reihen oder der silbenbildenden Nasale und Liquiden, die Ermittlung der Ablautsgesetze auch in den nicht-germanischen Sprachen und anderes die Etymologie, auf der doch alle linguistische Paläontologie beruht, in neue Bahnen drängten. Die Wörterbücher von Pott und Benfey, ja selbst die von Fick und G. Curtius (Grundzüge der griechischen Etymologie), begannen rasch zu veralten. Wie überall, ging aber auch hier das Einreissen schneller als das Aufbauen und erst ganz allmählich begannen zuverlässige Zusammenstellungen desjenigen etymologischen Wissens, das nach den heutigen Anschauungen als gesichert gelten kann, für die einzelnen indog. Sprachgebiete zu erscheinen[1].

1) Gute vergleichende Wörterbücher sind auf indischem Gebiet: Uhlenbeck C. C. Kurzgefasstes etymologisches Wörterbuch der altindischen Sprache, Amsterdam 1898/99; auf iranischem: Bartholomae, Altiranisches Wörterbuch, Strassburg 1904; auf armenischem: Hübschmann H., Armenische Grammatik I. Teil Armenische Etymologie, Leipzig 1897; auf griechischem: Prellwitz W., Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache, Göttingen 1892; auf lateinischem: A. Walde, Lat. etym. Wörterbuch, Heidelberg 1905 (im Erscheinen): auf germanischem: Kluge F. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 6te Auflage, Strassburg 1899; Uhlenbeck C. C. Kurzgefasstes etymologisches Wörterbuch der gotischen Sprache, Amsterdam 1896, 2te Aufl.; auf slavischem: Miklosich F., Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen, Wien 1886; auf altpreussischem: Berneker E., Die preussische Sprache. Texte, Grammatik, Etymologisches Wörterbuch. Strassburg 1896; auf albanesischem: G. Meyer, Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache, Strassburg 1891; auf keltischem: Stokes Wh. und A. Bezzenberger, Urkeltischer Sprachschatz (II. Teil der 4ten Auflage des Vergleichenden Wörterbuchs der indog. Sprachen von A. Fick), Göttingen 1894.

Demgegenüber versuchte der Verfasser in der ersten Auflage des vorliegenden Werkes, die 1883 erschien und der 1890 eine zweite folgte, sich den brachliegenden linguistisch-historischen Studien wieder zuzuwenden. Sein Buch stellte sich durchaus auf den von V. Hehn eingenommenen Standpunkt, dass es unmöglich sei, allein mit Hülfe der Sprachvergleichung vorhistorische Kulturepochen erschliessen zu wollen. Aber während V. Hehn lediglich die historischen Nachrichten der antiken Schriftsteller neben der Sprache als Hilfsmittel bei seiner Rekonstruktion der Urzeit verwendet hatte, wurde hier zum ersten Mal in weiterem Umfange der Versuch gemacht, die Ergebnisse der immer mehr herangeblühten prähistorischen Forschung zur Erläuterung und Richtigstellung der sprachlichen Tatsachen heranzuziehen. V. Hehn selbst hatte dieser Seite der Wissenschaft ein starkes Misstrauen entgegengebracht. Ein Hauptergebnis, zu dem der Verfasser auf diesem Wege gelangte, und das seitdem allgemeine Zustimmung gefunden hat, war, dass diejenige Kulturstufe, die wir an der Hand der sprachlichen Gleichungen als die indogermanische bezeichnen, derjenigen entspricht, die die Prähistoriker die neolithische oder die jüngere Steinzeit nennen.

Ein wichtiger Unterschied gegenüber Hehn bezog sich auch auf die Wirtschaftsform der Indogermanen. V. Hehn hatte diese noch als Nomaden in ihre historischen Wohnsitze einwandern lassen. Der Verfasser aber versuchte, namentlich an der Hand der von August Fick (oben s. p. 41) gesammelten gemeineuropäischen Ackerbaugleichungen, den Nachweis zu führen, dass die europäischen Indogermanen schon in vorhistorischer Zeit zu einem, wenn auch primitiven Ackerbau übergegangen sein müssten. Dieser Gesichtspunkt zeigte sich auch für die spezielle Geschichte der in V. Hehns Buch behandelten Kulturpflanzen nicht unwichtig, wie der Verfasser in seiner Neubearbeitung des Hehn'schen Werkes (o. p. 34) mehrfach gezeigt hat.

Vor allem aber wurden in Sprachvergleichung und Urgeschichte zahlreiche Seiten des Kulturlebens der indogermanischen Völker behandelt, die V. Hehn entweder übergangen oder nur gestreift hatte, z. B. die Zeitteilung, die Familie, der Staat, das Recht, die Religion. Bei dem allen wurde versucht, die sprachliche Grundlage des Buches den Lautgesetzen, deren Handhabung,

selbst vom Standpunkte der damaligen Zeit, die schwächste Seite V. Hehns gewesen war, sorgfältiger anzupassen.

Die Aufnahme von Sprachvergleichung und Urgeschichte in der wissenschaftlichen Kritik war eine zustimmende, wie die Besprechungen der ersten Auflage[1]) durch K. Brugmann, G. Meyer, W. Geiger, W. Tomaschek und viele andere, die der zweiten durch Bartholomae (Wochenschr. f. klass. Phil. 1890 Nr. 41), Bezzenberger (Deutsche Litz. 1891 Nr. 46), Meringer (Z. f. d. österr. Gymn. 1891 H. 4), Streitberg (Lit. Zentralbl. 1890 Nr. 13), Stolz (Neue Phil. Rundschau 1890 Nr. 8) usw. zeigen. Ein erbitterter Gegner entstand dem Werke in P. v. Bradke, der ein besonderes Buch Über Methode und Ergebnisse der arischen Altertumswissenschaft, Giessen 1890, gegen die erste Auflage von Sprachvergleichung und Urgeschichte und eine ausführliche Rezension in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen (15. Nov. 1890) gegen die zweite Auflage desselben Buches schrieb. Ob und inwiefern durch ihn der linguistisch-historischen Forschung ein bleibender Nutzen entstanden ist, mögen andere entscheiden[2]).

Wie man nun auch immer über den Wert oder Unwert von Sprachvergleichung und Urgeschichte denken mochte, auf jeden Fall darf dieses Buch das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, an seinem Teil zur Wiederbelebung der linguistisch-historischen Forschung beigetragen zu haben.

Eine einzelne Seite indogermanischer Kulturgeschichte „Die Ursprünge des Handels und Wandels in Europa“ stellte zunächst der Verfasser selbst in dem ersten Teil seines Buches Handelsgeschichte und Warenkunde, Jena 1886, dar. Die indogermanische Familienorganisation behandelte B. Delbrück in seiner Arbeit Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen, ein Beitrag zur vergleichenden Altertumskunde, Leipzig 1890. Er kam hierin u. a. zu dem gleichen Ergebnis wie der Verfasser in der zweiten Auflage von Sprachvergleichung und Urgeschichte, dass nämlich in vorhistorischer Zeit bei den Indogermanen das Verschwägerungs-

---

1) Eine ziemlich vollständige Zusammenstellung der kritischen Besprechungen der I. Auflage von Sprachvergleichung und Urgeschichte findet man in Bursians Jahresbericht LVI, 199 ff.

2) Ich selbst habe mich über das Buch v. Bradkes in der Wochenschrift für klassische Philologie 1890 Nr. 50 ausgesprochen.

verhältnis nur hinsichtlich der Beziehungen der jungen Frau zu den Angehörigen ihres Mannes ausgebildet gewesen sei. Hauptsächlich die Wirtschaftsform der Urzeit machte H. Hirt in einer Reihe von Aufsätzen (I. F. V, 395 ff., Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik III. Folge XV, 462 ff., Geographische Zeitschrift, herausgegeben von A. Hettner IV, 1898 S. 369 ff.) zum Gegenstand seiner Betrachtungen. Er glaubt hier den Nachweis führen zu können, dass der Ackerbau bei den Indogermanen in eine noch höhere Vorzeit zurückgehe, als von dem Verfasser angenommen wurde, und dass auch die Vorfahren der Inder und Iranier ursprünglich an demselben Teil gehabt hätten. Die archäologisch-prähistorische Seite der ganzen Frage suchte M. Much in seinem Buche Die Kupferzeit Jena 1886, zweite Auflage 1893, weiter auszubauen. Er erkannte durchaus das in Sprachvergleichung und Urgeschichte gewonnene Resultat, dass die indogermanische Kultur neolithischen Charakter getragen habe, an; aber indem er einerseits nachwies, dass innerhalb oder am Schlusse dieser neolithischen Kultur eine reine Kupferzeit, d. h. eine Benutzung unvermischten Kupfers auftrete, und er andererseits mit V. Hehn und dem Verfasser bei den Indogermanen die Bekanntschaft mit dem Kupfer voraussetzte, suchte er die indogermanische Urzeit des genaueren als eine Kupferzeit zu charakterisieren.

Nahe lag es auch, dass die vergleichende Rechtswissenschaft, die seit 1878 über eine eigene Zeitschrift verfügte, sich allmählich des Gedankens der proethnischen Einheit der indog. Völker bemächtigte, um durch Vergleichung der Rechtszustände bei den Einzelvölkern bis zu einem indog. Urrecht vorzudringen. Zuerst tritt dieses Bestreben in einem Aufsatz F. Bernhöfts Über die Grundlagen der Rechtsentwicklung bei den indog. Völkern (Zeitschrift II, 253 ff.) im Zusammenhang und deutlicher hervor. Später ist dieser Gegenstand namentlich von B. W. Leist in seinen Büchern Gräco-italische Rechtsgeschichte (1884), Altarisches Jus gentium (1889), Altarisches Jus civile I (1892), Altarisches Jus civile II (1896) behandelt worden, und wenn man auch vielfach zweifelhaft sein kann hinsichtlich der Berechtigung der Schlüsse, die Leist auf die vorhistorische Rechtsgestaltung der Indogermanen zieht, so ist doch in den genannten Werken ein ausserordentlich reiches juristisches Material vergleichend zu-

sammengestellt worden. Genannt sei endlich im Zusammenhang hiermit ein aus dem Nachlass Rudolf v. Iherings herausgegebenes Buch Vorgeschichte der Indoeuropäer (1894). Es will eine Art von Ethnogenie der Indogermanen geben und folgende drei Fragen behandeln: 1. Wodurch ward der Charakter des indogermanischen Muttervolkes anderen prähistorischen Einheiten, vor allem den Semiten gegenüber, bestimmt? 2. Wie erklären sich die den europäischen Indogermanen den Indern und Iraniern gegenüber gemeinsamen Eigenschaften? 3. Wie erklärt sich die neben aller Übereinstimmung des europäischen Volkscharakters doch bestehende Verschiedenheit der einzelnen europäischen Völker? Doch bricht die Veröffentlichung bei der Behandlung der zweiten Frage ab.

Werfen wir hier einen Blick auf den bisherigen Gang unserer Darstellung, so kann seit V. Hehn die Vorstellung, als ob sich lediglich auf sprachliche Gleichungen eine Kulturgeschichte der Indogermanen aufbauen liesse, für aufgegeben gelten. Dieser Wandel der Anschauung zeigt sich nicht am wenigsten in dem Umstand, dass man mehr und mehr die von Pictet erfundene Bezeichnung „linguistische Palaeontologie“ fallen liess und dafür das treffendere „Indogermanische Altertumskunde“ wählte. Gleichwohl bezweifelte man nicht, dass sich den sprachlichen Gleichungen im einzelnen wichtige prähistorische Erkenntnisse entnehmen liessen. Dies drücken die im Jahre 1892 zuerst erscheinenden, von Brugmann und Streitberg herausgegebenen „Indogermanischen Forschungen“, die, wie der weitere Titel der Zeitschrift besagt, zugleich ein Sammelplatz für Arbeiten auf dem Gebiete der indogermanischen Altertumskunde sein sollten, folgendermassen aus: „Aber noch nach einer andern Seite hin ist die indogermanische Sprachwissenschaft zu wirken berufen, bei der Erschliessung der indogermanischen Kulturgeschichte. Allerdings kann sie hierbei nur den Rang einer Hilfswissenschaft beanspruchen, doch einer Hilfswissenschaft von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Denn seit vor Jahren Jakob Grimm und Adalbert Kuhn zum ersten Male den Gedanken fassten, das Sprachmaterial zur Aufhellung der Lebensverhältnisse längst vergangener Geschlechter zu verwenden, sind die Probleme der indogermanischen Altertumskunde kaum von einer anderen Seite so mächtig gefördert worden, als von der Sprach-

wissenschaft." Indessen ist es eine überall sich bestätigende Erfahrung, dass das Richtige erst dann erkannt oder festgehalten wird, wenn die Extreme nach beiden Seiten zuerst behauptet und dann als irrig erwiesen worden sind. Somit ist es nicht verwunderlich, dass auch in der Frage nach der Heranziehung der Sprachvergleichung für prähistorische Zwecke eine rein nihilistische Richtung hervortrat. Hatte man früher alles von der Sprachwissenschaft erwartet, so warnte man jetzt davor, wie man sich ausdrückte, „aus sprachlichen Gleichungen Kulturgeschichte herausdestillieren zu wollen." Wie wir oben sahen, hatten schon Schleicher (p. 29) und namentlich V. Hehn (p. 37) eine Reihe von indogermanischen Gleichungen, die man sonst als urverwandt bezeichnet hatte, als auf uralter Entlehnung beruhend aufgefasst. Dieser Gedanke wurde nun in jüngster Zeit von zwei Gelehrten, G. Kossinna (Z. des Vereins für Volkskunde VI, 1 ff.) und P. Kretschmer (Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, Göttingen 1896, Kap. 2 u. 3) dahin erweitert, dass überhaupt alle indogermanischen Gleichungen im Grunde nichts als Entlehnungsreihen seien, und da nun diese Entlehnungsreihen zu ganz verschiedenen Zeiten und in ganz verschiedener geographischer Ausdehnung sich über das vorgeschichtliche Sprachgebiet verbreitet haben könnten, so sei es unmöglich, durch Addition derselben einheitliche vorhistorische Kulturzustände zu erschliessen. Die Anschauungen Kretschmers berühren sich dabei vielfach mit denen eines dänischen Forschers, H. S. Vodskov (*Sjæledyrkelse og naturdyrkelse. Bidrag til bestemmelsen af den mytologiske metode. Kjøbenhavn* 1890), nach dessen Ansicht die Indogermanen in völlig kulturloser Urzeit sich von dem Persischen Hochland aus allmählich bis in ihre historischen Wohnsitze ausgebreitet hatten, wo sie unter dem Einfluss der verschiedenen Örtlichkeiten sich differenziert haben und zu den geschichtlichen Individualitäten geworden sind. Seine Stellung zu diesen Einwendungen, die auch auf W. Wundt Völkerpsychologie I², 2 einen starken Eindruck gemacht zu haben scheinen, hat der Verfasser in der Vorrede zu seinem Reallexikon[1]) der indoger-

1) Von inhaltreicheren Besprechungen dieses Werkes nenne ich die von M. Förster, Beiblatt zur Anglia XIII Nr. VI; von R. Much, Deutsche Litz. 1902, Nr. 34; R. Meringer, Z. f. d. österr. Gymn. 1903 H. V; B. Symons, Museum X, Nr. 4; E. Zupitza, Z. d. Vereins f.

manischen Altertumskunde, Strassburg 1901 dargelegt, und da dieselben Fragen uns in dem zweiten Abschnitt dieses Buches ausführlich beschäftigen werden, braucht an dieser Stelle nicht auf sie eingegangen zu werden. Das genannte Reallexikon selbst will alles auf dem Gebiete der indogermanischen Altertumskunde Geleistete zusammenfassen; doch handelt es sich dabei weniger um die Erschliessung zusammenhängender prähistorischer Epochen, als um eine Entwicklung der einzelnen kulturhistorischen Begriffe in sprachlicher und sachlicher Hinsicht.

Volkskunde XI, 89 ff. und 342 ff.; A. Brückner, Archiv f. slavische Phil. XXIII, 622 ff.; F. Stolz, Neue Phil. Rundschau 1901 Nr. 8 u. 1902 Nr. 2; V. Henry *Revue critique* 1901 Nr. 4 u. Nr. 33; O. Hoffmann z. f. Sozialwissenschaft 1902 p. 983 ff.; R. M. Meyer, Z. f. Kulturgeschichte, herausg. v. Steinhausen, IX, 1 ff. Am eingehendsten aber hat sich mit dem Reallexikon M. Winternitz in einer Serie von Artikeln „Was wissen wir von den Indogermanen?" beschäftigt, die im Okt. und Nov. 1903 in der Beilage zur Allgemeinen Z. erschienen sind. Genannt sei endlich eine Kritik H. Hirts, I. F. Anz. XIII, 5 ff., obgleich mir seine Einwendungen, wie sich noch zeigen wird, wenig begründet erscheinen. Ähnliches gilt auch von W. Streitbergs Ausführungen im Lit. Zentralblatt 1902 Nr. 50.

III. Kapitel.

Die Annahmen indog. Völkertrennungen in ihrer kulturhistorischen Bedeutung.

(Mit einem Anhang über die Erforschung der Lehnwörter in den indog. Sprachen.)

Es ist schon in unserem ersten Kapitel gezeigt worden, wie der Entdeckung des indog. Sprachstammes die Beobachtung auf dem Fusse folgte, dass innerhalb des Kreises der indog. Sprachen einige durch die treuere Bewahrung alten oder durch die gemeinsame Schöpfung neuen Sprachgutes zu einer engeren Einheit verbunden würden. Zu einer entscheidenden Beantwortung dieser mehr im Vorübergehn behandelten Frage war man indessen noch nicht vorgedrungen. Es war daher wünschenswert, dass man diesem für Sprach- und Völkergeschichte gleich wichtigen Gegenstand seine volle Aufmerksamkeit zuwendete. A. Schleicher war es, der sich in einer stattlichen Reihe von Abhandlungen, deren erste 1853 in der Kieler Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur p. 786—787 (Die ersten Spaltungen des indog. Urvolks) erschien, dieser Aufgabe unterzog. Wir werden nun zunächst ein Bild von den Ansichten dieses Forschers gewinnen müssen, und zwar in der Weise, dass es uns in erster Linie auf die Darstellung der geographisch-ethnographischen Anschauungen ankommt, die den Schleicherschen Sprachgruppierungen zugrunde liegen.

Zuvörderst ist hervorzuheben, dass Schleicher den Anfang der sprachlichen Differenzierung bereits in die indog. Urzeit hineinverlegt. Er beschreibt dies in seinem Schriftchen Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft 1863 p. 15 wie folgt:

„Nachdem sie (die Ursprache) von einer Reihe von Generationen gesprochen ward, während dem wahrscheinlich das sie redende Volk sich mehrte und ausbreitete, nahm sie auf verschiedenen Teilen ihres Gebietes ganz allmählich einen verschiedenen Charakter an, so dass endlich zwei Sprachen aus ihr hervorgingen. Möglicherweise könnten es auch mehrere Sprachen gewesen sein, von denen aber nur zwei am Leben blieben und sich weiter entwickelten.“ Es ist hiernach zu betonen, dass Schleicher die Entstehung zweier (oder mehrerer) neuer Spracharten aus der einheitlichen Grundsprache sich allein durch den im Wesen der Sprache liegenden Differenzierungstrieb herbeigeführt denkt, ohne zunächst die Annahme einer räumlichen Trennung des Urvolks zu Hilfe zu nehmen. Nach diesem ersten Auseinandergehen der Sprachen habe allerdings auch ein Auseinandergehen der Völker in geographischer Beziehung stattgefunden. Als Ursachen betrachtet Schleicher (Hildebrands Jahrb. I, 404) „die Zunahme der Bevölkerung, die Entwaldung und Verödung des Bodens, die Verschlechterung des Klimas, kurz, jene unglücklichen Folgen, welche bis jetzt noch stets die als Raubbau betriebene Kultur hatte.“ Die durch die räumliche Trennung der Völker in die Ferne getragenen Sprachgattungen der Ursprache gehen dann wieder in sich durch allmähliche Differenzierung („durch die fortgesetzte Neigung zur Divergenz des Charakters, wie es bei Darwin heisst“) auseinander. Inwieweit Schleicher die Sprachdifferenzierung innerhalb der einzelnen Sprachgattungen, Sprachen, Mundarten, Dialekte von Unterbrechung der geographischen Kontinuität durch Völkerwanderungen etc. sich begleitet denkt, lässt sich mit völliger Gewissheit nicht erkennen. Jedenfalls kann man sich nach Schleicher die Differenzierung etwa der germanischen Grundsprache in ihre Mundarten in ganz derselben Weise verlaufend vorstellen, wie es oben bei der urindogermanischen Grundsprache geschildert ist (vgl. Die deutsche Sprache [2] p. 94 f.). Die geographische Nachbarschaft hebt Schleicher an verschiedenen Stellen (vgl. z. B. *Compendium* [1] p. 4) als zusammenhängend mit näherer Sprachverwandtschaft hervor; es wird ihm nicht einfallen, wie Lottner (vgl. unten) es tut, etwa das Italisch den nordischen Sprachen näher als dem Griechischen zu stellen. Dagegen gruppiert er Germanisch und Litu-Slavisch, Griechisch und Lateinisch, Indisch und Iranisch zu einander.

Das relative Alter der indog. Völker- und Sprachtrennungen sucht Schleicher von zwei Grundsätzen aus zu bestimmen, die er in folgender Weise formuliert:

1. „Je östlicher ein indogermanisches Volk wohnt, desto mehr Altes hat seine Sprache erhalten, je westlicher, desto weniger Altes und desto mehr Neubildungen enthält sie“ (Compendium [1] p. 6) und

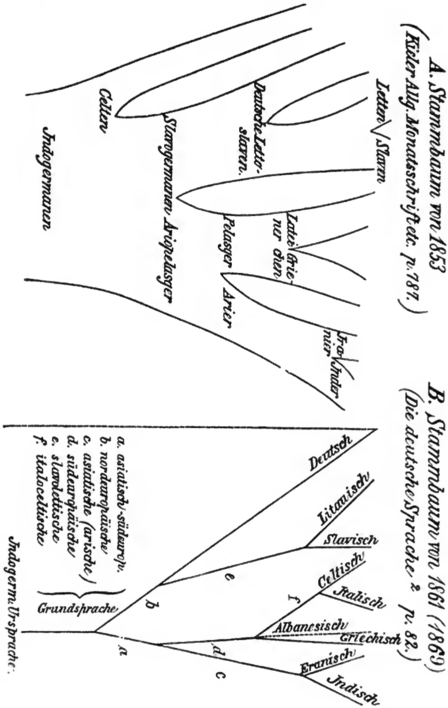
2. „Je westlicher eine Sprache (oder Volk) ihren Sitz hat, desto früher riss sie sich von der Ursprache (dem Urvolke) los“ (Kieler Allg. Monatsschrift f. Wissenschaft u. Literatur 1853 p. 787).

Nach diesen Grundsätzen haben also zuerst die Slavo-Germanen, als zweite die Graeco-Italer, zuletzt die Indo-Iranier ihre Wanderungen angetreten. In einer kritischen Lage befindet sich Schleicher dem Keltischen gegenüber. Wegen der am weitesten westlich befindlichen Wohnsitze dieses Volkes ist er genötigt anzunehmen, dasselbe habe am frühesten die Urheimat verlassen. Eine sorgfältigere Betrachtung des Keltischen veranlasst ihn aber schon im Jahre 1858 (vgl. Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung I, 437), dasselbe dem Italischen näher zu rücken, wodurch wieder die angeführten Prinzipien Schleichers in bedenklicher Weise durchbrochen werden.

Bekanntlich hat Schleicher versucht, seine Ansichten über die Spaltungen der Ursprache durch eine Zeichnung zu veranschaulichen, zu der er sich anfangs des Bildes eines „sich verästelnden Baumes“ (Fig. A), später eines einfachen Liniensystems (Fig. B) bediente. In beiden Fällen sollen die sich verzweigenden Äste oder Linien den nach verschiedenen Richtungen verlaufenden Differenzierungstrieb der Sprache darstellen, ohne dass zunächst ein Urteil über Völkertrennungen in geographischer Beziehung abgegeben werden sollte. Der Ausdruck „Stammbaum“, der im Verlauf der Forschung von der Auffassung Schleichers und derer, die ihm folgen, gebraucht wird, scheint erst in dem genannten Schriftchen Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft, aus der Ausdrucksweise der Naturforscher entlehnt zum ersten Male im Munde Schleichers vorzukommen.

Ich erlaube mir, die beiden Figuren im Texte abzubilden, um die Ergebnisse der Schleicherschen Forschung *in concreto*

dem Leser vorzuführen. Zu Fig. B [1]) ist zu bemerken, dass die verschiedene Länge der Linien „die grössere oder geringere



Länge des Weges zwischen der Ursprache und den hier als Ende angenommenen Entwicklungspunkten“ anzudeuten sucht.

1) Diese ist ausser in der Deutschen Sprache noch im Compendium [1] p. 7 und in Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft am Ende abgebildet.

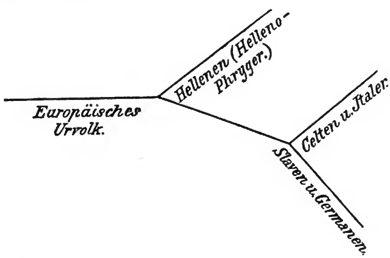
Genau in demselben Jahre (1853), in dem Schleicher seine oben dargestellte Ansicht über die Spaltungen der indog. Ursprache veröffentlichte, sprach M. Müller in seinem Essay Der Veda und Zendavesta (Essays I, 60 f.) hinsichtlich der indog. Völkertrennungen eine sowohl der Schleicherschen als auch der früher (vgl. p. 21) geschilderten Bopp-Kuhnschen Anschauung entgegenstehende Meinung aus, der er auch in seinen späteren Schriften (vgl. 1859 *A history of ancient Sanscrit literature* p. 12 f., 1863 Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache p. 176 f., 1872 Über die Resultate der Sprachwissenschaft, Strassburger Antrittsvorlesung p. 18 f., 1888 *Biographies of words* p. 85 ff., 137 ff.) treu geblieben ist.

Er nimmt hier überall eine uralte Spaltung des indog. Volkes in eine nördliche (nordwestliche) und südliche Abteilung an, von denen die erstere die heutigen europäischen, die letztere die iranischen und indischen Völkerschaften indog. Ursprungs umfasse. Diese Trennung sei durch eine „weltweite Wanderung" der europäischen Indogermanen in nordwestlicher Richtung entstanden, deren Ursachen zwar verborgen seien, die aber ein grelles Streiflicht auf die ursprünglichen Naturanlagen der scheidenden und bleibenden Völkerschaften werfe. Den Europäern sei die Hauptrolle in dem grossen Drama der Geschichte zugedacht, „sie repräsentieren den Arier in seinem geschichtlichen Charakter". Und die Zurückbleibenden? „Es fordert eine starke Willenskraft oder einen hohen Grad von Trägheit, dem Anprall so nationaler oder vielmehr so völkererschütternder Bewegungen zu widerstehen. Wenn alle gehen, wollen wenige bleiben. Aber seine Freunde ziehen zu lassen und dann sich selbst auf die Reise zu machen — einen Weg einzuschlagen, der, wohin er immer führe, uns nimmermehr zu einer Vereinigung mit denen führen kann, deren Sprache wir reden, deren Götter wir ehren — das ist ein Weg, welchen nur Leute von stark ausgeprägter Individualität und grossem Selbstvertrauen zu verfolgen im stande sind. Es war die Strasse, die der südliche Zweig der arischen Familie, die brahmanischen Arier Indiens und die Zoroastrier Irans einschlugen" [1]).

1) Diese Vorstellung von einem bewussten Trennungsprozess der indog. Völker tadelte mit Recht bereits W. D. Whitney (*Oriental and Linguistic studies, New-York* 1873 p. 95 f.): „*Had not our author,*

Einer weiteren Gruppierung der europ. Abteilung der Indogermanen in Sprachfamilien steht M. Müller sehr skeptisch gegenüber. Interessant, weil einer später von uns zu besprechenden Auffassung der indog. Verwandtschaftsverhältnisse nahe liegend, ist die Erklärung, die Müller für die spezielleren Übereinstimmungen z. B. zwischen den slavischen und teutonischen Sprachen in der Annahme sucht, „dass die Vorfahren dieser Rassen von Anfang an gewisse dialektische Besonderheiten beibehielten, welche sowohl vor als nach der Trennung der arischen Familie vorhanden waren“ (Vorlesungen[1] p. 178).

Die so von M. Müller zuerst aufgestellte Idee einer europäischen Grundsprache wurde dann weiter von C. Lottner 1858 (Über die Stellung der Italer innerhalb des indoeuropäischen Stammes K. Z. VII, 18—49 und 160—193) durch sprachliche und kulturhistorische Gründe, auf die wir noch zurückkommen werden, gestützt. Lottner versucht auch noch eine weitere Gruppierung der europäischen Grundsprache, an der das bemerkenswerteste ist, dass er die Lateiner zum ersten Mal von einem näheren Zusammenhang mit den Griechen loslöst. Seine Ansicht von den engeren Verwandtschaftsbeziehungen der europäischen Sprachen unter einander würde sich, in der Weise des Schleicherschen Stammbaums ausgedrückt, so ausnehmen (vgl. dazu Lottner Keltisch-italisch, Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung II, 321 ff.):



when he wrote this paragraph, half unconsciously in mind the famous and striking picture of Kaulbach at Berlin, representing the scattering

Den energischsten Verfechter aber hat die Ansicht von einer ursprünglichen Zweiteilung der Indogermanen in eine europäische und eine asiatische Hälfte in A. Fick gefunden, der die seinem Vergleichenden Wörterbuch der indog. Sprachen zugrunde liegende Auffassung der indog. Völkertrennungen in folgendem Schema zusammenfasst [1]) (vgl. Wörterbuch [2] 1051):

Urvolk
- *Europäer*
  - *Nordeuropäer*
    - *Germanen*
      - *Skandinavier*
      - *Deutsche*
    - *Lituslaven*
      - *Litauer*
      - *Slaven*
  - *Südeuropäer*
    - *(Kelten)*
    - *Gräcoitaliker*
      - *Italiker*
      - *Griechen*
- *Arier*
  - *Iranier*
  - *Inder*

So war man denn trotz der darauf verwendeten Mühe zu einem abschliessenden Resultat in diesen Fragen nicht gekommen. Nur in zwei Punkten stimmten alle Forscher überein: in der Annahme einer näheren Verwandtschaft einerseits zwischen Iranisch und Indisch, andererseits zwischen Slavisch und Litauisch. Die Schwierigkeiten begannen, sobald man eine scharfe Scheidung zwischen den Sprachen Europas und Asiens vornehmen wollte. Im Norden erhob sich die Frage, ob man die lituslavischen Sprachen näher an ihre östlichen, arischen oder an ihre westlichen, germanischen Nachbarn rücken sollte. Im Süden waren die Stimmen über das Griechische geteilt. Während A. Schleicher, F. Justi (Hist. Taschenbuch herausg. v. F. v. Raumer IV. Folge, III. Jahrg. p. 316) u. a. die ganze südeuropäische Abteilung dem Arischen für näher verwandt hielten als dem Nordeuropäischen, behaupteten H. Grassmann (1863 K. Z. XII, 119), C. Pauli (Über die Benennung der Körperteile bei den Indog. 1867, p. 1),

---

of the human race from the foot of the ruined tower of Babel; where we see each separate nationality, with the impress of its after character and fortunes already stamped on every limb and feature, taking up its line of march toward the quarter of the earth which it is destined to occupy?"

1) Etwas verändert hat A. Fick seine Ansicht in der IV. Auflage seines Vergleichenden Wörterbuchs (1891). Auch jetzt noch lösen sich von dem Urvolk zuerst die Arier ab, die Europäer aber gehen in Westeuropäer (Griechen, Römer, Germanen, Kelten) und Osteuropäer (Slaven, Litauer etc.) auseinander.

W. Sonne[1]) (1869 Zur ethnologischen Stellung der Griechen, Wismar, Programm), F. Spiegel (Eranische Altertumskunde I, 443) u. a. eine engere Verwandtschaft speziell des Griechischen mit den asiatischen Sprachen. Im Inneren Europas bereitete vor allem das Keltische Verlegenheiten. Bald sollte es dem Norden, bald dem Süden näher stehen. Im Jahre 1861 fasste H. Ebel, damals nach Zeuss der gründlichste Kenner des Keltischen in Deutschland (Beiträge zur vergl. Sprachforschung II, 137—194), das Ergebnis seiner Untersuchungen über die Stellung des

---

1) Interessant ist die Art, wie sich Sonne a. a. O. p. 6 die Spaltung der Indogermanen entstanden und verlaufen denkt: „Dass die indog. Völkertrennungen nur allmählich, nur stufenweis stattgehabt, ist oft bemerkt worden, und es ist gewiss, dass Scheidungen wie z. B. die der Germanen in Deutsche und Skandinavier, die der letzteren in Schweden und Dänen sich nur allmählich vollziehn. Dies aber ist ohne Wanderung, eine Scheidung auf gleichem Grund und Boden, das stille Werk der Zeit. Mit der ersten Zerklüftung unseres Urvolks möchte es anders hergegangen sein.

Das Urvolk muss, überaus zahlreich, denn die Vollendung der Sprachform zeugt für eine mehr denn tausendjährige Einheit, nicht bloss im Süden, sondern auch im Norden des Oxus sich über weite Ländermassen Zentralasiens nomadisch gebreitet haben. In diesen letzteren Landen aber sind geschichtlich nur Turanier heimisch, und wie später Attila, wie Dschingiskhan die Welt durchstürmen, ein gewaltsamer Andrang der Turanier war es wohl, welcher die nördliche Hälfte unseres Urvolks nach Westen trieb, eine Flucht zunächst über die Wolga in die pontischen Steppen hinein. Aber im Westen ist gut wohnen, sagt der Russe, dort lasst uns Hütten bauen — und gen Westen rücken die Massen, die Donau weist den Weg; Germanien, Gallien, endlich in südlicher Schwenkung über die Alpen, Italien wird erreicht. Die Massen zerfallen sodann in zwei Hälften, deren westliche sich als Kelten und Italiker, deren östliche sich als Germanen und Slaven weiter individualisiert.

So die eine, die nördliche Hälfte unseres Urvolkes; die andere, daheim geblieben, behauptet sich im Süden des Oxus, und wenn ihr gleich der Norden durch Turan verschlossen ist, beweist sie nach Ost und West die höchste Expansionskraft. Von Baktrien aus, dem eigentlichen Mutterland dieser Arier, gen Osten wird das Pendschab, das Gangestal besiedelt, und Indien bildet eine arische Welt in sich: gen Westen Medien, Persis, weiter Armenien, Phrygien besetzt, endlich Thracien, Macedonien, Hellas in den gleichen Kreis gezogen. So bilden sich die mächtigen Parallelen: die südliche (orientalische) von der Adria zum Ganges, die nördliche (occidentalische) von der Wolga zum westlichen Weltmeer reichend.“

Keltischen in folgender Weise zusammen: „Überall also haben sich mindestens ebenso bedeutsame Analogien desselben (des Keltischen) zum Deutschen (und in zweiter Linie zum Lituslavischen) ergeben als zum Italischen (und sodann zum Griechischen); eine Art Mittelstellung wird somit kaum zu leugnen sein; doch scheint es, als ob es gerade die Erscheinungen, die am meisten auf das geistige Leben, den inneren Charakter der Sprache hindeuten, mit dem Deutschen gemeinsam hätte.“ Wie sich freilich Ebel diese Mittelstellung der keltischen Sprachen, an deren Annahme er bis zu seinem Tode festhielt (vgl. Zeitschrift f. Völkerpsychologie und Sprachw. VIII, 472), historisch entstanden denkt, wird nicht gesagt.

So verschieden man nun aber auch im einzelnen über die engeren Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen denken mochte, im allgemeinen hatte sich doch die Überzeugung festgesetzt, dass die speziellen Übereinstimmungen zweier oder mehrerer Sprachen im kleinen genau in derselben Weise zu erklären sein wie die indog. Sprachverwandtschaft im grossen. Der Gedanke eines europäischen, eines gräco-italischen, eines slavo-germanischen etc. Urvolkes hatte nichts Befremdenderes als die Idee des indog. Urvolkes selbst. Auch die dialektische Verzweigung der einzelnen indog. Sprachen wurde in gleicher Weise aufgefasst. So entwarf z. B. Schleicher in seinem Werke Die deutsche Sprache [2] einen Stammbaum der germanischen Sprachen, der auf eine ursprüngliche Dreiteilung der germanischen Ursprache in Gotisch, Deutsch und Nordisch hinauslief, während K. Müllenhoff und nach ihm W. Scherer Zur Geschichte der Deutschen Sprache 1868/78 und H. Zimmer (Haupts Z. XIX, 393 ff.) einer Zweiteilung in Ost- und Westgermanisch das Wort redeten. Auch von den slavischen Sprachen wurden ähnliche Stammbäume entworfen.

Sollte es nun nicht auch möglich sein, die Kulturverhältnisse dieser Zwischenstufen mit Hilfe ebenderselben Sprachvergleichung aufzuhellen, mit der man die Kultur der Urzeit erschlossen hatte, und konnte so nicht mit der Zeit ein ganzes Gebäude vorhistorischer Kulturgeschichte aufgeführt werden?

Diese Frage lag um so näher, als der Schleichersche Grundsatz, nur den grammatischen Bau als Massstab der engeren Verwandtschaft zweier oder mehrerer Sprachen gelten zu lassen,

seit Lottner und Ebel aufgegeben worden war, und nunmehr auch der Wortschatz mehr und mehr als massgebend für die Ermittelung der indog. Völkertrennungen herangezogen wurde. So wurde die Kultur der angeblichen europäischen Urzeit von C. Lottner K. Z. VII, 18 ff. und vor allem von A. Fick Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas, Göttingen 1873 dargestellt. Über das Kulturkapital der graeco-italischen Periode handelten Th. Mommsen bereits in der ersten Auflage seiner Römischen Geschichte (1854) p. 12—21 und B. Kneisel Über den Kulturzustand der indog. Völker vor ihrer Trennung mit besonderer Rücksicht auf die Gräco-Italiker (Programm Naumburg 1867). Vor allem wohl durch die gewichtige Stimme Th. Mommsens ist der Glaube an eine engere Verwandtschaft der Griechen und Italer, der, wie wir gesehen haben (oben p. 5), schon in vor-Boppscher Zeit wurzelte, bei Historikern und Ethnographen immer heimischer geworden, worüber ich nur auf die bekannten Werke von Ernst Curtius, Max Duncker, Friedrich Müller (Allgemeine Ethnographie 1871), Heinrich Kiepert u. a. zu verweisen brauche.

Die angebliche slavo-deutsche Einheit wurde zuerst im Zusammenhang erörtert von E. Förstemann in seiner Geschichte des deutschen Sprachstamms 1874 I, 239 ff. (vgl. dazu Germania XV, 385 ff.), sodann von R. Hassencamp in seiner Schrift Über den Zusammenhang des letto-slavischen und germanischen Sprachstammes 1876 S. 54 ff. Über die arische Urzeit haben zuletzt W. Geiger *La civilisation des Aryas*, *Muséon* 1884 und F. Spiegel Die Arische Periode und ihre Zustände, Leipzig 1887 gehandelt.

Ich glaube indessen bei dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft darauf verzichten zu dürfen, diese und andere Versuche, die Kulturverhältnisse jener hypothetischen Völkergruppen mit Hilfe der Sprachvergleichung zu erschliessen, hier im einzelnen darzustellen.

Einen bleibenderen Wert hatte es, wenn einzelne Forscher aus den Dialekten der Einzelsprachen den gemeinsamen Wortschatz derselben und aus diesem wieder die älteste Kultur der betreffenden Einzelvölker zu erschliessen bestrebt waren, da ja hier zweifellos geschichtliche Einheiten vorlagen. So versuchte Förstemann (Germania XVI, 415 und Geschichte des

deutschen Sprachstamms I, 399) den urgermanischen Sprachschatz in kulturhistorischer Beziehung zu rekonstruieren und an der Hand desselben die angeblichen Fortschritte, die die Urgermanen gegenüber den Slavo-Germanen gemacht hätten, festzustellen. Von ähnlichem Gesichtspunkt aus hat F. Kluge in der Einleitung zu seinem Etymologischen Wörterbuch einen Überblick über den urgermanischen Wortschatz gegeben. Gesammelt ist derselbe in A. Ficks Vergleichendem Wörterbuch III^3. Besonders eifrig ist in dieser Beziehung auf dem Boden der slavischen Sprach- und Völkereinheit gearbeitet worden. Der erste, der die Methode der Sprachvergleichung auf die slavische Urgeschichte anzuwenden versuchte, war J. E. Wocel, in seinem Werke *Pravěk země české v Praze* 1868 p. 245—260 (ein Auszug davon in den Sitzungsberichten d. k. böhm. Gesellschaft der W. 1864 H. 2). Nach ihm hat Gregor Krek auf dem Wege „der linguistischen Archäologie" die slavische Urzeit zu erforschen gesucht in seinem Werke Einleitung in die slavische Literaturgeschichte, Graz 1874 (2. Auflage 1887). Besonders aber ist hier der Name eines russischen Gelehrten A. A. Kotljarevskij (1837—1881) zu nennen, dessen Schriften von der kaiserl. Akademie der W. in Petersburg neuerdings gesammelt und herausgegeben worden sind (Sbornik der Abt. für russ. Spr. und Lit. Bd. 47—50). In einer für jene Zeit höchst beachtenswerten Weise vereinigen sich in ihnen Sprachwissenschaft, Prähistorie, Geschichte und Volkskunde, um gemeinsam in die älteste Welt der Slaven einzudringen. Den gemeinslavischen Wortschatz findet man gesammelt in F. Miklosichs Etymologischem W. der slav. Spr. Wien 1886.

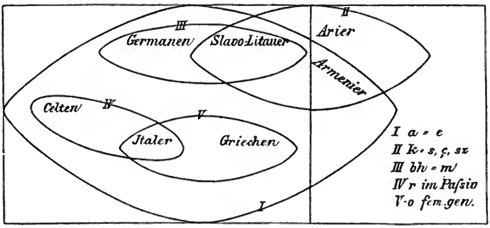
Die Aufstellung prähistorischer, aber zeitlich nach der indog. Urzeit liegender Völkereinheiten war, wie wir oben ausgeführt haben, von der Ansicht ausgegangen, dass die speziellen Übereinstimmungen zweier oder mehrerer Sprachen sich nur durch die Annahme einer ihnen zugrunde liegenden gemeinsamen Ursprache erklären liessen. Wirklich war diese Anschauung die allein herrschende, bis im Jahre 1872 einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten der neueren Sprachforscher, J. Schmidt, zuerst in einem Vortrag auf der Leipziger Philologenversammlung d. J. (vgl. Verhandl. derselben p. 220 ff.), sodann in einer eigenen Schrift Die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen (vgl.

dazu auch Zur Geschichte des indog. Vocalismus II, 183 ff.) eine neue Hypothese aufstellte, die für den von uns behandelten Gegenstand so wichtig ist, dass wir derselben eine ausführlichere Darstellung widmen müssen.

J. Schmidt unterscheidet sich dadurch von seinen Vorgängern, dass er seine Untersuchungen nicht auf eine bestimmte Gruppe der indog. Sprachen beschränkt, sondern seinen Blick zu gleicher Zeit auf allen speziellen Übereinstimmungen des gesamten Sprachgebietes ruhen lässt. Ist doch zunächst einleuchtend, dass nach der Theorie des Stammbaums nicht alle die linguistischen Gründe, auf denen die Aufstellung der von uns aufgezählten Spracheinheiten beruht, beweiskräftig sein können. Sind wirklich die slavisch-litauischen Sprachen mit den arischen durch eine engere Verwandtschaft verbunden, so ist dem gegenüber der Gedanke einer europäischen Spracheinheit hinfällig, oder entscheidet man sich etwa für eine nähere Stellung des Griechischen zu den arischen Sprachen, für eine ario-hellenische Periode, so müssen die Koinzidenzpunkte des Lateinischen und Griechischen auf Zufall oder Schein beruhen. Der grosse Vorzug der Schmidtschen Hypothese besteht nun von vornherein darin, dass sie die Möglichkeit bietet, allen sprachlichen Tatsachen auf einmal gerecht zu werden.

Dieselbe lässt sich etwa folgendermassen zusammenfassen: Auf dem noch durch ununterbrochene geographische Kontinuität verbundenen indog. Sprachboden treten schon in der ältesten Vorzeit an verschiedenen Stellen als erste Anfänge der beginnenden Dialektbildung gewisse Lautveränderungen oder überhaupt gewisse sprachliche Neubildungen hervor, die sich von ihrem Ausgangspunkte aus in teils beschränkterer, teils weiterer Ausdehnung über die benachbarten Gebiete — man könnte sagen „wellenförmig“ verbreiten. — So bilden sich in dieser früher einheitlichen Sprachmasse allmählich Differenzierungen, in diesen Differenzierungen aber Zusammenhänge, die das Prototyp der späteren Sprachcharaktere bilden. Um gleich zu konkreten Beispielen überzugehen, so tritt an einer Stelle des indog. Sprachgebietes die Lautneigung auf, die gutturale Tenuis *k* in gewissen Wörtern in Zischlaute zu verschieben. Diese Lautneigung erstreckt sich über das von den Vorfahren der Arier, Armenier und slavo-litauischen Völker bewohnte Gebiet, so dass nun die

Sprachen derselben mit skrt. *çatá*, iran. *sata*, altsl. *sŭto*, lit. *szm̃tias* scheinbar als eine geschlossene Einheit griechischem *ἑκατόν*, altir. *cét*, lat. *centum*, got. *hund* (= *kunt*) gegenüberstehen. Zu gleicher Zeit aber ist vielleicht an einer andern Stelle des Sprachgebietes der Anfang gemacht worden, das *bh* der Casussuffixe *-bhi*, *-bhis*, *-bhya(m)s* in *m* zu verwandeln, eine sprachliche Veränderung, welche sich nur über das alte Verbreitungsgebiet der slavo-germanischen Stämme erstreckt. Got. *vulfa-m*, altsl. *vlŭko-mŭ*, lit. *wilka-mus* entspricht griech. *εὐνῆ-φιν*, altir. *fera-ib*, lat. *hosti-bus*. An einem dritten Punkte setzt sich der Gebrauch eines vielleicht auch anderweitig sporadisch vorhandenen suffixalen *r* zur Bildung eines Passivums und Deponens fest. Hiervon wird das Keltisch und Lateinisch betroffen; vgl. altir. *nom berar*:*fero-r* etc. Andere Spracherscheinungen wieder, wie der Gebrauch sonst masculiner *a* (*o*)-Stämme als Feminina (*ἡ ὁδός*, *fagus*) beschränken sich ausschliesslich auf griechisch-italisches Gebiet. Die Sprachen endlich aller europäischen Stämme (und auch einer asiatischen, des Armenischen) umfasst die Verwandlung des in den iranischen und indischen Idiomen scheinbar rein erhaltenen *a* in einer ganzen Reihe von Wörtern in *e*: lat. *fero*, griech. *φέρω*, irisch *berim*, ahd. *beru*, altsl. *berą*, armenisch *berem*: indisch *bhar* (vgl. J. Schmidt Was beweist das *e* der europäischen Sprachen für die Annahme einer einheitlichen europäischen Grundsprache? K. Z. XXIII, 373). Wollte man die Verbreitungsgebiete dieser gruppenweis auftretenden Übereinstimmungen auf indog. Boden graphisch darstellen, so würde man sich etwa folgenden Bildes bedienen können:



In Worten aber würde diese schematische Zeichnung folgendes besagen: Gleichwie es nicht möglich ist, in derselben das von irgend einer der fünf dargestellten Linien umschlossene Gebiet herauszugreifen, ohne zugleich in den von einer anderen Linie begrenzten Bezirk einzugreifen, so ist es auch im Bereiche der indog. Sprachen nicht statthaft, eine bestimmte Gruppe derselben behufs ihrer Zurückführung auf eine ihnen gemeinsame Ursprache aus dem ganzen loszulösen, weil dann notwendiger Weise die Fäden zerschnitten werden müssten, die jene Gruppe mit anderen Seiten des Sprachgebiets verwandtschaftlich verbinden. Wollte man die slavo-litauischen Sprachen mit den germanischen auf eine besondere Spracheinheit zurückführen, so würde man die Verwandtschaftspunkte ignorieren (Linie II), die jene mit den arischen Sprachen verbinden. Wollte man sich nun aber damit helfen, dass man die nordeuropäischen Sprachen insgesamt näher an die arischen rückte, so würde man wieder das Band zerreissen (Linie I), durch das alle europäischen (und die armenische) Sprache umschlungen werden u. s. w.

Wenn so nach J. Schmidt das gesamte Sprachgebiet der Indogermanen ursprünglich durch eine Kette „kontinuierlicher Varietäten“ mit einander verbunden war, so bleibt ihm nun noch die Frage zu beantworten: Wie kommt es, dass dieses Verhältnis heute nicht mehr besteht, wie kommt es, dass statt der allmählichen Übergänge zwischen Sprachgebieten wie dem slavischen und germanischen, dem keltischen und italischen etc. scharfe Sprachgrenzen vorhanden sind, dass aus „der schiefen vom Sanskrit zum Keltischen in ununterbrochener Linie geneigten Ebene“ eine „Treppe“ geworden ist (Verwandtschaftsverh. p. 28)? J. Schmidt erklärt sich dies durch das Aussterben gewisser vermittelnder Varietäten. Waren ursprünglich zwei Dialekte des Sprachgebietes A und X durch die Varietäten B, C, D u. s. w. kontinuierlich mit einander verknüpft, so konnte es leicht geschehen, dass ein Geschlecht oder ein Stamm, der z. B. die Varietät F sprach, durch politische, religiöse, soziale oder sonstige Verhältnisse ein Übergewicht über seine nächste Umgebung gewann. Dadurch wurden die zunächst liegenden Varietäten G, H, I, K nach der einen, E, D, C nach der andern Seite hin von F unterdrückt und durch F ersetzt. Nachdem dies geschehen war, grenzte F auf der einen Seite unmittelbar an B, auf der

anderen unmittelbar an L." Die Sprachgrenze war gewonnen. Als auf historische Beispiele zu dem Gesagten weist J. Schmidt auf die erdrückende Macht der attischen, römischen und neuhochdeutschen Sprache gegenüber den übrigen griechischen, italischen und deutschen Dialekten hin.

Allein die J. Schmidtsche Theorie hat ausser für die Erkenntnis und historische Erklärung der indog. Verwandtschaftsverhältnisse noch eine andere nicht minder grosse Bedeutung für die ganze Grundlage der linguistischen Erschliessung der Urzeit, für die Rekonstruktion der Ursprache. Die Frage, in wie viel Sprachen ein Wort vorhanden sein müsse, um Anspruch auf indog. Adel zu gewinnen, würde sich vom Standpunkt des Stammbaums, vorausgesetzt, dass derselbe zu einem wissenschaftlichen Abschluss gekommen wäre, nicht schwer beantworten lassen. Entschiede man sich für eine ursprüngliche Teilung der Indogermanen in eine westliche und östliche Hälfte, so würde ein auch nur in einer europäischen und in einer asiatischen Sprache etymologisch verwandtes Wort (z. B. lat. *ensis*+skrt. *asi* „Schwert", lit. *dů'na* „Brot" + skrt. *dhânâ's* „Getreidekörner") die Übertragung des von ihm bezeichneten Begriffes in die Urzeit gestatten. Oder entschiede man sich für ein längeres Zusammenbleiben der arischen Sprachen mit einer nordeuropäischen oder südeuropäischen Gruppe, so würde schon ein in nur zwei europäischen Sprachen, einer nord- und einer südeuropäischen belegbares Wort (z. B. *κῆπος* + ahd. *huoba* oder *φώγω* + ahd. *bahhu* „backe") auch für die Urzeit seine Geltung haben. In den beiden Fällen würden also alle Sprachen, welche zu den Gleichungen *ensis* + *asi*, *dů'na* + *dhânâ's*, *κῆπος* + *huoba*, *φώγω* + *bahhu* keinen Beitrag liefern, die entsprechenden Wörter ursprünglich besessen, aber später verloren haben, ein Vorgang, der ja an und für sich nichts Auffallendes hat.

Demgegenüber schwindet vor der J. Schmidtschen Übergangstheorie „auch die mathematische Sicherheit, welche man für die Rekonstruktion der indog. Ursprache schon gewonnen zu haben glaubte". Denn es ist offenbar, dass bei denjenigen Wortreihen, die nur in gruppenweisen Übereinstimmungen in den indog. Sprachen sich finden, für den Anhänger jener Theorie die Möglichkeit aufhört, zu erweisen, ob die übrigen Sprachen die betreffenden Entsprechungen verloren oder niemals besessen haben.

Die so in kurzem geschilderte Wellen- oder Übergangstheorie J. Schmidts fusst aber auf Anschauungen von dem allmählichen Differenzierungstrieb der indog. Sprachen, die keineswegs völlig neu und bis dahin unerhört waren. Hatten doch schon vorher M. Müller (p. 58), Ebel (p. 61), Sonne (p. 60), ja sogar A. Schleicher (p. 54), besonders aber A. Pictet [1]) und F. Spiegel (vgl. Kap. IV) dem Schmidtschen Gedanken überaus konforme Ansichten mehr oder minder deutlich entwickelt. Immerhin war es natürlich, dass dieselben, von J. Schmidt nunmehr in ein System gebracht und auf die konkreten Verhältnisse der indog. Sprachen angewendet, eine überaus stürmische Diskussion hervorriefen.

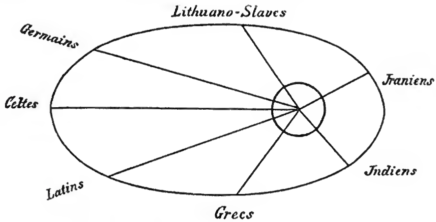
Den ungeteiltesten Beifall fand J. Schmidt bei denjenigen Forschern, welche die Verwandtschaftsverhältnisse der neueren Sprachen zum Gegenstand ihrer Studien machten.

Hier hatte schon geraume Zeit vor J. Schmidt Hugo Schuchardt in seinem Buche Vocalismus des Vulgärlateins Leipzig 1866 (vgl. besonders Kap. IV Die innere Geschichte der

---

1) Vgl. *Origines Indo-europ.* § 5 p. 48:
Ce qui est certain, dans l'état actuel des choses, c'est que l'on remarque, entre les peuples de la famille arienne, comme une chaîne continue de rapports linguistiques spéciaux qui court, pour ainsi dire, parallèlement à celles de leurs positions geographiques . . . Les émigrations lointaines auront été précédées par une extension graduelle, dans le cours de laquelle se seront formés peu à peu des dialectes distincts, mais toujours en contact les uns avec les autres, et d'autant plus analogues qu'ils étaient plus voisins entre eux.

Seine Anschauung illustriert er durch folgende Zeichnung:



Der Kreis in der Mitte der Ellipse bezeichnet die indog. Ursprache.

römischen Volkssprache 1. Dialekte) die neuere Auffassung für die romanischen Sprachen angebahnt.

Am deutlichsten zeigte sich dieselbe aber auf dem Felde der deutschen Dialektforschung, um die sich in dieser Beziehung W. Braune in mehreren Aufsätzen der Zeitschrift Paul u. Braune Beitr. z. Gesch. d. deutschen Sprache (vgl. besonders I, 1 ff. und IV, 540 ff.) ein besonderes Verdienst erworben hat. Um das Gesagte zu veranschaulichen, gestatte ich im Anschluss an die genannten Untersuchungen auch hier mir eine kleine Zeichnung zu entwerfen, welche die Resultate darstellen soll, die auf althochdeutschem Boden einige der wichtigsten, etwa seit dem VI. oder VII. Jahrhundert wirkenden Lautveränderungen am Ende des IX. oder Anfang des X. Jahrhunderts für die Verwandtschaftsverhältnisse der ahd. Dialekte hervorgebracht haben. Von den in unserer Zeichnung eingetragenen Zahlen bezeichnen



I—IV und zwar in chronologischer Reihenfolge die 4 Stufen, in denen die sogenannte II. oder althochdeutsche Lautverschiebung sich über die deutschen Dialekte ausgebreitet[1]) hat. Zahl V kennzeichnet das Verbreitungsgebiet des aus altem *ô* hervorgegangenen *ua* gegenüber sonstigem *uo* (*muat: muot*), Zahl VI den Kreis der fränkischen Dialekte mit Rücksicht auf die völlige Durchführung des Umlautes, der in den oberdeutschen Dialekten durch gewisse Konsonantenverbindungen wie *l* + Kons. aufgehalten wird (fränk. *balg: belgi,* oberd. *palg: palgi*).

Ich glaube, dass unsere Darstellung keines ausführlichen Kommentars bedarf. Sie zeigt, dass sich auch hier nirgends scharfe Trennungsstriche zwischen den einzelnen Dialekten machen lassen. So werden die beiden oberdeutschen Dialekte zwar durch Zahl III scheinbar zu einem Ganzen verbunden, aber mit einzelnen Teilen des Fränkischen doch wieder durch die Zahlen II und V aufs engste verflochten. Auch gegen das Sächsische (Niederdeutsche) gibt es keine feste Abgrenzung gegenüber der Wirkung der von uns geschilderten Lautverschiebungen. Zwar nimmt noch das Mittelfränkische teil an der wichtigsten, Oberdeutschland, Ost-, Rhein- und Südfranken ergreifenden I. Stufe der Lautverschiebung, wenn auch schon mit wichtigen Ausnahmen (*dat, wat, dit, allet*); aber bereits das Niederfränkische (Niederländische) hat ganz niederdeutschen Konsonantenstand. Die IV. Stufe der Lautverschiebung endlich erstreckt sich gleichmässig über alle Dialekte.

Was aber unser besonderes Interesse an den geschilderten

---

1) Diese vier Schichten der Lautverschiebung sind:

I. *t* — *z*; *p* und *k* nach Vokalen — *f* und *ch*

(ahd. *zît*: engl. *tide, kouffen*: engl. *keep, suohhan*: engl. *seek*)

II. *p* im Anlaut, Inlaut nach Kons. etc. — *ph, f*; *d* — *t* (oberdeutsch u. ostfr. *pfad, pflanzôn, tât, tiuri*: rheinfr. etc. *pad, planzôn, dag, diuri*; im Innern der Wörter ward auch ein rheinfränk. etc. *d* — *t dâtun*: oberd.-ostfr. *tâtun*, engl. *did*)

III. *k* im Anl., Inl. nach Kons. etc. — *ch*; *b* — *p*; *g* — *k* (nur oberd. *chind, chuning*: fränk. *kind, kuning,* oberd. *kepan*: fränk. *geban*)

IV. sich auch über Niederfränkisch (Niederländisch) und Sächsisch erstreckend

th — *d*

(*drei*: engl. *three, dieb*: *thief*).

Vorgängen erregt, ist, dass wir hier wirklich in der Lage sind, bei einigen der hervorgehobenen Lautübergänge den ersten Ausgangspunkt und ihre allmähliche Ausbreitung festzustellen und zu verfolgen. So tritt in Alemannien die Verschiebung des *th—d* schon in der Mitte des VIII. Jahrhunderts auf. In dieser Zeit bewahrt aber das gesamte Fränkisch, im Anlaut wenigstens übereinstimmend, die alte Spirans. Erst im Ausgang des IX. Jahrhunderts verschwindet *th* aus Franken und *d* tritt an seine Stelle. In Mittelfranken und weiter nördlich erhält sich *th* noch länger. Es tritt also die allmähliche Ausbreitung einer Lautverschiebung, in diesem Falle von Süd nach Nord, in ein helles Licht.

Die Verwandtschaftsverhältnisse der slavischen Dialekte endlich suchte J. Schmidt selbst in seinem Buche Zur Geschichte des idg. Vokalismus II, 199 ff. vom Standpunkt der Wellen- oder Übergangstheorie darzustellen.

Die Angriffe gegen die Schmidtsche Theorie, an denen sich besonders Whitney, G. Curtius, Havet, L. Meyer, Jolly, A. Fick und andere beteiligten, richteten sich, wenn wir von den mehr prinzipiellen Meinungsverschiedenheiten absehen, vor allem auf den Punkt (vgl. unsere Zeichnung p. 65, Linie II), den J. Schmidt als Hauptargument für die vermittelnde Stellung der litu-slavischen Sprachen zwischen Europa und Asien hervorgehoben hatte, auf die den litu-slavischen und arischen Sprachen in einer grossen Zahl von Wörtern gemeinsame Verwandlung eines ursprünglichen *k* in einen Zischlaut (*ç, s, sz*), vgl. skrt. iran. *dáçan*, altsl. *desętĭ*, lit. *dēszimtis*: griech. *δέκα*, lat. *decem* etc. Die Kraft dieses Beweises suchte nun A. Fick (Die Spracheinheit der Indogermanen Europas) dadurch aufzuheben, dass er, wie es schon Ascoli vorher gewollt hatte, zu beweisen versuchte, es hätten von jeher in der indog. Ursprache zwei verschiedene *k*-Laute, ein palatal affiziertes *kj* (*k̂*) und ein guttural affiziertes *kv* (*q*) neben einander gelegen, von denen das erstere eben durch jene Zischlaute der litu-slavischen und arischen Sprachen reflektiert werde, das letztere aber in den ebengenannten Sprachen durch *k* (*c*), in den übrigen durch *k, p, qu* repräsentiert sei.

Es lägen also von Anfang an neben einander: z. B. *kj* (*k̂*) skrt. *çván*, lit. *szũ*, griech. *κύων*, lat. *canis*, ir. *cú*,

kv (*q*) skrt. *ka*, lit. *kàs*, altsl. *kŭto*, griech. *κότερος*, *πότερος*, lat. *quo-d*, altir. *ca-te*.

Das Gleiche gelte auch von der Media *g* und der Aspirata *gh*.

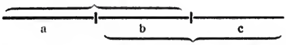
So unzweifelhaft es nun auch ist, dass die Aufstellung zweier *k*-Laute für die indog. Urzeit trotz der anfänglichen Einwendungen J. Schmidts die Billigung der meisten Forscher gefunden hat, so berechtigt scheint mir doch die Erklärung J. Schmidts (Jenaer Literatur-Zeitung 1875 Nr. 201), dass auch die Annahme zweier Gutturalreihen nicht die Tragweite seines Argumentes für die Übergangs- und gegen die Stammbaumtheorie abzuschwächen imstande sei. Denn entscheide man sich für ein *kj* und ein *kv*, so bleibe doch die Zusammengehörigkeit der litu-slavischen und arischen Sprachen in der Verschiebung des in den übrigen Sprachen als *k* erhaltenen *kj* zu *ç*, *s*, *sz* unangetastet bestehen.

In den Kreis der arisch-slavo-litauischen Sprachen muss übrigens in dieser Beziehung auch das Armenische, wie schon bemerkt, gestellt werden. Vgl. arm. *tasn* = altsl. *desętĭ*, skrt. *dáçan*, arm. *šun* „Hund" = lit. *szũ*, skrt. *çván* u. s. w. Auf diesen und ähnliche Gründe gestützt, betrachtet H. Hübschmann, einer der besten Kenner dieser Sprache, das Armenische als einen „zwischen Iranisch und Slavo-lettisch zu stellenden selbständigen Sprachzweig" (K. Z. XXIII, 5 ff.). Das gleiche gilt, wie die albanesischen Studien G. Meyers (Wien 1883 u. 1884, B. B. VIII, 186 ff.) dargetan haben, vom Albanesischen, dem der genannte Gelehrte deshalb eine Stellung näher dem Litu-Slavischen als den südeuropäischen Sprachen zuweist.

In ähnlicher Weise warf man die Frage auf, ob denn wirklich das einheitliche *a* der arischen Sprachen gegenüber dem *a*, *e*, *o* der europäischen (skrt. *aj* = griech. *ἄγω*, skrt. *ásti* = griech. *ἐστί*, skrt. *ávis* = griech. *ὄϊς*) den ursprünglichen Zustand repräsentiere, und nicht am wenigsten durch eine Arbeit J. Schmidts (Zwei arische *a*-Laute und die Palatalen K. Z. XXV, 1 f.) ist es gelungen, ein dem europäischen *e* entsprechendes *ă* mit völliger Evidenz in der indog. Grundsprache nachzuweisen. Ein Einwand gegen die Übergangstheorie würde sich aber auch so nicht ergeben. Die Bewahrung des Alten würde dann eben auf seiten des Europäischen und Armenischen liegen, und in dem Zusammenwerfen des ursprünglichen *a* und *ă* würde eine gemeinsame

Neuerung der iranischen und indischen Sprachen zu verzeichnen sein [1]).

Von einem neuen Gesichtspunkt aus betrachtete A. Leskien (Die Deklination im Slavisch-Litauischen und Germanischen, Leipzig 1876) die Hypothese J. Schmidts. Nachdem er hervorgehoben hat (Einleitung p. X), dass er sich die Ausbreitung der indog. Völker bis zur Okkupation des heute von ihnen besetzten Gebietes nicht ohne wirkliche geographische Trennungen vorstellen könne, meint er, dass die von J. Schmidt postulierten und auf geographischer Kontinuität des indog. Gebietes basierenden Übergangsstufen nur dann verstanden werden könnten, wenn diese Kontinuität vor jede Ausbreitung in ein verhältnismässig enges Gebiet verlegt würde. Hierdurch aber ergebe sich die Möglichkeit einer Kombination der Übergangs- und Stammbaumtheorie. Bezeichne man z. B. innerhalb der indog. Einheit die Vorfahren der Slaven und Litauer mit *b*, die der Arier mit *c*, die der Germanen mit *a*,



so hätten *b* und *c* durch gewisse dialektische Eigentümlichkeiten miteinander verbunden werden können (z. B. arisch *ç* (*s*) = slavo-lit. *s*, *sz*). Nachdem dies geschehen war, konnte es sich ereignen, dass durch Auswanderung von *c* oder durch gemeinsame Abzweigung von *a* und *b* die geographische Kontinuität der Linie *a*—*c* unterbrochen wurde, und sich nun auf der Strecke *a*—*b* neue gemeinsame Eigentümlichkeiten (etwa germ. *m* + slavo-lit. *m* = sonstigem *bh* im Suffix) herausbildeten. So würden sich die Besonderheiten, welche *b* (das Slavisch-Litauische) mit *c* (dem Arischen) teilt, erklären lassen, und doch würde man noch das Recht besitzen, „den Versuch zu machen, ob das Litauisch-Slavische sich mit dem Germanischen (*a*) zu einer besonderen Gruppe mit einer vom Ganzen des Sprachstammes oder anderen Teilen desselben getrennten Entwicklung vereinigen lasse“ (p. XXVII).

1) Neben dem Armenischen teilt noch eine andere asiatisch-indog. Sprache, das Phrygische, die Bewahrung des alten *e* (vgl. Fick Die Spracheinheit der Indog. Europas p. 416). Hübschmann K. Z. XXIII, 49 hält es für wahrscheinlich, dass diese Sprache am nächsten mit dem Armenischen verwandt sei, eine Annahme, die allgemeine Zustimmung gefunden hat.

Die Wichtigkeit der Leskienschen Auffassung besteht ohne Zweifel in der Betonung der für die Erklärung der vorhandenen Sprach- und Völkergrenzen notwendig anzunehmenden geographischen Trennung der einzelnen indog. Völker, die J. Schmidt neben dem an sich auch möglichen Aussterben der vermittelnden Varietäten aus anderen Gründen (vgl. p. 66) nicht genügend hervorgehoben hatte, und mit dieser Einschränkung kann die Übergangstheorie J. Schmidts, wenigstens in theoretischer Beziehung, gegenwärtig wohl für durchgedrungen gelten.

Dies tritt in allen folgenden Arbeiten mit grösserer oder geringerer Deutlichkeit hervor. So hält es K. Brugmann in seinem Grundriss der Vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen I, 290 (Strassburg 1886) genau wie J. Schmidt für „möglich und nicht unwahrscheinlich", dass die vielgenannte Verschiedenheit der indog. Sprachen in der Behandlung der palatalen *k*-Reihe „eine urindogermanische Artikulationsdifferenz widerspiegelt, dass die ursprünglichen Verschlusslaute in einem Teile des Gebietes der indog. Grundepoche spirantisch affiziert wurden, während sie in dem anderen Teile rein blieben. Dieser dialektische Unterschied pflanzte sich dann in die Einzelentwicklungen fort". Vgl. auch p. 308 bezüglich der velaren *k*-Reihe. Was aber die Frage der indog. Verwandtschaftsverhältnisse im einzelnen anbetrifft, so macht Brugmann an einer andern Stelle (Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft I, 226) mit grosser Schärfe einen Einwand geltend, der sich sowohl gegen die Übergangs- wie gegen die Stammbaumtheorie richtet, indem er darauf hinweist, dass die speziellen Übereinstimmungen zweier oder mehrerer Sprachen sehr oft lediglich auf Zufall beruhen. „Der Gesamthabitus der indog. Sprachen blieb ja auch nach dem Auseinandergehen des Urvolks im wesentlichen derselbe und die psychische und leibliche Organisation der Träger und Vererber der Sprache im ganzen die gleiche, die Anlässe zu Neubildungen waren vielfach dieselben: warum also bei gleichen Ursachen nicht auch gleiche Wirkungen?" p. 31 und ebendaselbst: „Nimmt man es nicht z. B. als ein Spiel des Zufalls hin, dass im Germanischen und Armenischen die ursprünglichen Mediae in gleicher Weise zu Tenues verschoben sind, wie in got. *taihun*, armen. *tasn* gegenüber aind. *dáça*, griech. *δέκα*, u. s. w.? Warum sollte man es also z. B. nicht ebenso als ein zufälliges Zusammentreffen be-

trachten dürfen, dass die urindog. Mediae aspiratae im Griechischen und Italischen zu Tenues aspiratae verschoben wurden, wie in griech. *θυμός*, urital. **thūmos* (*fūmus*) gegenüber aind. *dhūmá-s*" u. s. w.? Bei so bewandten Dingen sind es p. 253 „nicht eine einzelne und nicht einige wenige auf zweien oder mehreren Gebieten zugleich auftretende Spracherscheinungen, die den Beweis der näheren Gemeinschaft erbringen, sondern nur die grosse Masse von Übereinstimmungen in lautlichen, flexivischen, syntaktischen und lexikalischen Neuerungen, die grosse Masse, welche den Gedanken an Zufall ausschliesst."

Den Leskienschen Gedanken überträgt, wenn ich ihn recht verstehe, zunächst P. v. Bradke, Beiträge zur Kenntnis der vorhistorischen Entwicklung unseres Sprachstammes, Giessen 1888, auf die Verwandtschaftsverhältnisse einiger indog. Sprachen, indem er die sprachlichen und kulturgeschichtlichen Übereinstimmungen des griechischen und italischen Völkerzweigs in eine gräcoitalische Epoche verlegt, aus dieser dann die Italer sich loslösen lässt, um im Verein mit den Kelten eine kelto-italische Epoche zu durchleben. Ebenso steht H. Hirt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der Indogermanen, I. F. IV, 36 ff., im ganzen auf dem Boden der Schmidt-Leskienschen Anschauungen, trägt aber, worin ihm übrigens schon K. Penka (vgl. u.) vorausgegangen war, insofern ein neues Moment in die Erörterung dieser Fragen, als er die Verschiedenheiten der einzelnen idg. Sprachen wesentlich mit aus angeblichen Vermischungen mit vor- und nichtidg. Idiomen zu erklären versucht.

Am ausführlichsten aber hat P. Kretschmer in seiner Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, Göttingen 1896, den J. Schmidtschen Gedanken der wellenförmigen Verbreitung der idg. Spracherscheinungen über ein geographisch zusammenhängendes Sprachgebiet auszubauen versucht. Indessen gäbe bei der Beurteilung der Verwandtschaftsverhältnisse der idg. Sprachen die Wellentheorie nicht den einzig möglichen, sondern nur den normalen Verlauf der Dialektentwicklung an. Daneben seien als Ausnahmen auch die Sprachspaltung im Sinne Schleichers und die Sprachmischung zu betrachten.

In ähnlichem Sinne äussern sich auch K. Brugmann in der zweiten Auflage seines Grundrisses (1897) I, 21 ff., R. Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft, Leipzig 1897, p. 64,

R. Much, Deutsche Stammeskunde, Leipzig 1900, p. 18 ff., B. Delbrück, Einleitung in das Studium der idg. Sprachen, 4. Aufl., Leipzig 1904 (p. 137: „Die Völkertrennungen") u. a.

Anhang: Über die Erforschung der Lehnwörter in den indog. Sprachen.

Neben dem direkten Weg, mit Hilfe der Sprachvergleichung vorhistorische Kulturperioden zu erschliessen, zieht sich aber ein zweiter indirekter, doch zu demselben Ziele führender. In dem Leben einer jeden Sprache gesellt sich bekanntlich allmählich zu dem aus der Urzeit ererbten Teil ihres Wortschatzes ein anderer, aus der Fremde hereingetragener. Keine Sprache ist im Verlauf ihrer Geschichte von Lehnwörtern frei geblieben. Da nun aber, wenigstens im allgemeinen wird man dies sagen können, die Entlehnung eines Wortes zugleich auch die Entlehnung eines Begriffes bedeutet, so ist klar, dass die Sammlung der Lehn- oder Fremdwörter einer Sprache zugleich wichtige Winke über die einem Volk von aussen gewordenen, also nicht aus der Urzeit mitgebrachten Kulturmomente enthalten muss. Es dürfte daher hier am Platze sein, der wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten, welche die Lehnwörter der indog. Sprachen behandeln, in kurzem zu gedenken. Nichts zusammenhängendes ist auf dem Gebiete der arischen Sprachen hier zu nennen. Auch würde das Wörterbuch des Rigveda (wie überhaupt des ältesten Sanskrit), das reinste und unvermischteste auf dem ganzen indog. Völkergebiet, kaum eine irgendwie erhebliche Ausbeute in dieser Beziehung gewähren. Mehr und wichtigeres dürfte schon das Avesta bieten, worüber sich manche Bemerkungen in Justis Handwörterbuch der Zendsprache und bei Bartholomae, Altiranisches Wörterbuch (1904) finden. Reichlich durchsetzt mit semitischen, türkischen u. s. w. Bestandteilen sind natürlich die modernen iranischen Dialekte; doch ist mir eine erschöpfende Behandlung derselben nicht bekannt geworden [1]. Für das Ar-

1) Hinsichtlich des Neupersischen vgl. P. Horn, Grundriss der neupersischen Etymologie, Strassburg 1893, und dazu H. Hübschmann, Persische Studien, Strassburg.

menische ist auf Paul de Lagardes Armenische Studien, Göttingen 1877, zu verweisen, in denen von p. 166—188 eine tabellarische Übersicht über die Übereinstimmungen dieser Sprache auch mit dem Semitischen gegeben wird, und vor allem auf H. Hübschmann[1]), Armenische Grammatik 1897, I. Teil, Armenische Etymologie (I, 2: Persische W. I, 3: Neupersische und arabische W. II, 2 Syrische W. III, 2 Griechische W. IV Armenische Lehnwörter unsicherer Herkunft).

Sehr früh hat hingegen das Studium der Lehnwörter in den europäischen Sprachen begonnen.

Schon seit dem Wiederaufblühen der philologischen Studien in Deutschland waren die Beziehungen des Hebräischen zum Griechischen ein Gegenstand gelehrter Spekulationen gewesen. Den fruchtlosen Versuchen, die mannigfaltigen Übereinstimmungen beider Sprachen aus einem gemeinsamen Ursprung derselben zu erklären (vgl. z. B. Ernesti, *De vestigiis linguae hebraicae in lingua graeca, Opusc. phil.* p. 177 ff.) folgte, nachdem das genealogische Verhältnis der beiden Sprachen durch die vergleichende Sprachwissenschaft endgiltig festgestellt war, die richtige Auffassung der semitischen Bestandteile des älteren griechischen Wortschatzes als dem phönizischen Kultureinfluss in Griechenland entsprungener Lehnwörter. Eine erste Sammlung derselben bietet Gesenius, der Begründer der semitischen Sprachwissenschaft, in seiner Geschichte der hebräischen Sprache I § 18. Ihm schliesst sich E. Renan, *Histoire des langues sémitiques*, p. 192, an. Kleinere, zerstreute Beiträge liefern Benfey, Fr. Müller, P. de Lagarde u. a. In neuerer Zeit hat in zusammenhängender Darstellung zuerst F. Lenormant die kulturhistorische Bedeutung der semitisch-griechischen Lehnwörter darzulegen versucht in einem Aufsatz Die Kadmossage und die phönizischen Niederlassungen in Griechenland (*Annales de philosophie chrétienne* 1867, dann in Die Anfänge der Kultur, Jena 1875). Es muss indessen bemerkt werden, dass die Lenormantsche Arbeit eine sehr unsolide Basis für weitere kulturhistorische Forschungen abgeben würde, da der französische Anthropologe und Orientalist, mit einer selbständigen sprachwissenschaftlichen Methode auf

---

1) Ebenderselbe Gelehrte gibt in Etymologie und Lautlehre der ossetischen Sprache (1887) eine vorläufige Übersicht über die Lehnwörter im Ossetischen (p. 118—136).

indog. Boden nicht vertraut (vgl. oben p. 28), völlig kritiklos die früheren Zusammenstellungen des Semitischen und Griechischen wiederholt und neue produziert.

Es war daher eine sehr dankenswerte Aufgabe, der sich A. Müller in einem Aufsatz Semitische Lehnwörter im älteren Griechisch (Bezzenbergers Beitr. z. Kunde d. indog. Spr. I, 273 bis 301) unterzog, an der Hand unzweifelhafter semitischer Lehnwörter im Griechischen (p. 281) bestimmte Lautentsprechungen für die Übertragungen der einen Sprache in die andere festzustellen, an denen er die Ahnenprobe der bisher für semitisch erklärten Bestandteile des griechischen Wortschatzes vornehmen konnte. Allerdings schmolz durch diesen Läuterungsprozess die Anzahl von 102 auf ihren Semitismus geprüfter Wörter um ein beträchtliches zusammen (vgl. p. 299 ff.). Eine Anzahl griechischer Wörter, die in den semitischen Sprachen wiederkehren, hält Müller allerdings für Fremdlinge auf griechischem Boden, ohne sich aber über ihre eigentliche Heimat entscheiden zu können. So *κάρπασος* „feiner Flachs", skrt. *kárpâsa*, aram. *karpas*, arab. *kirbâs*; *κῆβος*, *κῆπος* „Affe", skrt. *kapí*, hebr. *qôf*; *σάπφειρος*, skrt. *çanipriya*, hebr. *sappîr*; *σμάραγδος*, skrt. *marakata*, hebr. *bareqet* u. a. m. Die Bestrebungen A. Müllers sind dann von W. Muss-Arnolt, *Semitic words in Greek* and *Latin* (*Transactions of the American philological association* XXIII, 1892) und H. Lewy, Die semitischen Fremdwörter im Griechischen, Berlin 1895, weiter geführt worden.

Eine sehr kühne und heterodoxe Ansicht hat über mehrere der hierhergehörigen Wörter F. Hommel in seinem Werk Die Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern, p. 260 u. 414 ff. Er fasst dieselben nämlich nicht als verhältnismässig späte Entlehnungen aus den semitischen Sprachen, sondern als uralte, den Ursemiten und Urindogermanen gemeinsame Kulturwörter auf, durch welche die Nachbarschaft der Ursitze beider Völker (vgl. unten Kap. IV) auf das deutlichste bewiesen werde. So urteilt er über *ταῦρος* (indog. *staura* = ursem. *taura*), *λῖς*, *λέων* (indog. *liw*, *laiwa* = ursem. *labi'atu*, *lib'atu*), *χρυσός* (indog. *gharata* = ursem. *ḫarûḍu*), *οἶνος* (indog. *waina* = ursem. *wainu*) u. a.

Eine wichtige Kontroverse über die Frage, ob ägyptische Lehnwörter (wie ägypt. *barī-t* = griech. *βᾶρις* „eine Schiffsart") im Griechischen volkstümlich geworden sind, hat sich in Bezzen-

bergers Beiträgen VII zwischen Ermann und O. Weise entsponnen.

Eine Sammlung ägyptischer Wörter bei klassischen Autoren bietet A. Wiedemann (Leipzig 1883).

Von den mannigfaltigen Kultureinflüssen, denen die italischen Bewohner der Apenninhalbinsel im Laufe ihrer ältesten Geschichte ausgesetzt gewesen sind, hat nur der griechische als der historisch späteste und intensivste in der lateinischen Sprache deutlich erkennbare Spuren zurückgelassen. Zwar ist es an sich höchst wahrscheinlich, dass, um von den Italien nur streifenden Seefahrten der Phönizier (vgl. Th. Mommsen, Römische Geschichte I [3], 128 und O. Weise, Rhein. Mus. 1883) zu schweigen, das benachbarte Etrurien auf den Gebieten, wo es als Lehrmeisterin Italiens auftritt, im Bauwesen, in gottesdienstlichen Zeremonien, in Volksbelustigungen u. s. w. mit den neuen Begriffen auch die tuskischen Bezeichnungen derselben den italischen Stämmen übermittelt habe; doch können dieselben, so lange die Sprache der etruskischen Inschriften noch unentziffert ist, nur vermutet, nicht erwiesen werden. Einer verhältnismässig späten Zeit gehören die in das Lateinische eingedrungenen Wörter keltischen oder überhaupt nordeuropäischen Ursprungs an, die von L. Diefenbach in dem Lexikon der von den Alten aufbewahrten Sprachreste der Kelten und ihrer Nachbarn, insbesondere der Germanen und Hispanier, *Origenes Europaeae*, Frankfurt 1861, gesammelt sind.

Die Bedeutung aber der griechischen Lehnwörter im Lateinischen für die Beurteilung des von Griechenland durch die Vermittelung seiner Kolonien ausgehenden Einflusses auf die italische Kulturentwicklung tritt zuerst in Th. Mommsens Römischer Geschichte (1854 vgl. I, 130 u. I [3], 194 ff.) in ihr rechtes Licht. Nach diesem Gelehrten machte auf die grosse Wichtigkeit dieses Gegenstandes G. Curtius in einem Vortrag auf der Hamburger Philologenversammlung 1855, Andeutungen über das Verhältnis der lateinischen Sprache zur griechischen, aufmerksam. C. geht in demselben namentlich auf die Ausdrücke des römischen Schiffswesens ein, in denen er 3 Schichten unterscheidet, welche die Entwicklung des römischen Seewesens darstellten:

I. eine urindog. Schicht (Wörter wie *navis*, *remus*),

II. eine grosse Schicht griechischer Fremdwörter (z. B.

gubernare, ancora, prora, aplustre, anquina, nausea, antenna, faselus, contus u. s. w.),

III. eine beschränkte Zahl echt römischer, doch nicht indog. Wörter (*velum, malus*). Das erste grössere Verdienst um die Sammlung der griechischen Lehnwörter im Lateinischen erwarb sich A. Saalfeld in zwei Abhandlungen, *Index Graecorum vocabulorum in linguam latinam translatorum* (Berlin 1874), und Griechische Lehnwörter im Lateinischen (Programm, Wetzlar 1877). Hieran schliesst sich eine Arbeit E. Beermanns, Griechische Wörter im Lateinischen (Sprachwissensch. Abhandl. hervorg. aus G. Curtius' grammatischer Gesellschaft, Leipzig 1874 p. 95—110), in der ein kurzer Überblick über die griechischen Kulturelemente des römischen Altertums gegeben wird.

Alle diese Arbeiten aber sind übertroffen worden durch das gründliche und besonnene Werk O. Weises Die griechischen Wörter im Latein (Preisschriften der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft, Leipzig 1882). Es zerfällt in drei Teile, von denen der erste besonders von den Erkennungszeichen der Lehnwörter handelt, der zweite die Frage beantwortet: „Auf welchen Gebieten machen sich die Anregungen Griechenlands bemerkbar?“ der dritte ein sorgfältiges Verzeichnis der aus dem Griechischen ins Latein entlehnten Wörter gibt. Hierzu ist im Jahre 1884 der *Tensaurus Italo-graecus*, ausführliches historisch-kritisches Wörterbuch der Griechischen Lehn- und Fremdwörter im Lateinischen von A. Saalfeld, Wien gekommen. Vgl. auch dessen *Italograeca* I. Heft (Vom ältesten Verkehr zwischen Hellas und Rom bis zur Kaiserzeit) 1882, II. Heft (Handel und Wandel der Römer) 1882.

Der umgekehrte, von Italien auf die Balkanhalbinsel ausgehende Kulturstrom zeigt sich, wenn wir von dem Rumänischen hier absehen, am mächtigsten in dem Albanesischen, das „während der Dauer der römischen Herrschaft in Illyrien um ein Haar das Los anderer nicht-römischer Sprachen in anderen Provinzen geteilt hätte und der Romanisierung gänzlich erlegen wäre“. (Vgl. G. Meyer Die lat. Elem. im Albanesischen, Gröbers Grundriss I, p. 804 ff. und Et. W. d. albanesischen Spr., Strassburg 1891.)

Im Norden Europas lässt sich von vornherein annehmen, dass der germanische Sprachboden zahlreiche und bedeutsame

fremdartige Elemente aufzuweisen haben werde. Die germanischen Völker, im Herzen unseres Erdteils gelegen und durch ihre natürliche Veranlagung für die Vorzüge wie für die Schattenseiten fremder Kultur empfänglich, bilden gleichsam ein grosses Bassin, in das die Kulturströmungen Europas, von welcher Seite sie auch kommen mögen, sich sammeln. Ein treuer Spiegel dieses Verhältnisses ist der Lehnwörterschatz der germanischen Sprachen. Nur die Literatur über die ältesten Bestandteile desselben hat uns hier zu beschäftigen.

Keine grössere Arbeit liegt bisher über die Entlehnungen der germanischen Sprachen aus dem Keltischen vor. Auch ist es, da dieselben meistens auf sehr frühzeitige Berührungen beider Völker zurückgehen, schwer, zwischen Urverwandtschaft und Entlehnung in den einzelnen Fällen zu unterscheiden. Ein Anfang ist gemacht von R. Much Deutsche Stammeskunde, Leipzig 1900 (S. 41 ff.: Verhältnis zu den Kelten). Grössere und frühere Aufmerksamkeit hat man den germanisch-slavischen Entsprechungen (Wörtern wie got. *kintus,* altsl. *cęta* „Heller"; germ. *pflug,* slav. *plugŭ,* lit. *pliúgas*; got. *dulgs,* altsl. *dlŭgŭ* „Schuld"; got. *plinsjan,* altsl. *plęsati* „tanzen" und vielen anderen) zugewendet, ohne dass man freilich auch hier einerseits das Urverwandte von dem Entlehnten zu sondern, andrerseits den Ausgangspunkt einer Entlehnung (ob auf slavischem, ob auf germanischem Boden) überall mit Sicherheit festzustellen vermocht hätte. Vgl. H. Ebel Über die Lehnwörter der deutschen Sprache p. 9, Lottner K. Z. XI, 174 ff., sowie die unten zu nennenden Sammlungen der slavischen Lehnwörter [1]).

Aber diese Berührungen der Germanen mit ihren nördlichen Nachbarn stehen an Bedeutung weit zurück hinter dem Einfluss, den die Kultur des südlichen Europa, seitdem dieselbe mit dem Germanentum in nähere Berührung getreten ist, auf dasselbe ausgeübt hat. Verhältnismässig gering und in grösserem Umfang nur im Gotischen nachweisbar, sind die direkten Berührungen des Griechischen mit dem Germanischen. Hingegen übernimmt das römische Volk die weltgeschichtliche Aufgabe, die Schätze, die es zum teil selbst erst aus weiter Fremde

1) Vgl. auch meine Bemerkungen über slavische oder durch Slaven vermittelte Lehnwörter im älteren Deutsch, I. F. XVII, 29 ff.

empfangen hat, dem Volke zu überliefern, von dem es einst auf dem Schauplatz der Geschichte verdrängt zu werden bestimmt war. Und so gleichartig in seinen Wirkungen ist der von seinen beiden gewaltigen, Germanien umklammernden Grundlinien des Rheines und der Donau auf alle germanischen Stämme sich erstreckende Einfluss Roms, dass ihm gegenüber die Germanen, doch schon damals dialektisch zergliedert, in sprachlicher Beziehung noch ein grosses einheitliches Ganze auszumachen scheinen. Was das heidnische Rom begonnen, vollendet das christliche, das dem Andrang der lateinischen Sprache am weitesten die Tore öffnet.

Nach diesen Bemerkungen beschränke ich mich darauf, die wichtigste Literatur über die Lehnwörter der germanischen Sprachen in kurzem mitzuteilen:

1845 R. v. Raumer Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache, Stuttgart.

1856 H. Ebel Über die Lehnwörter der deutschen Sprache (Programm des Erziehungs-Instituts Ostrowo bei Filehne).

1861 W. Wackernagel Die Umdeutschung fremder Wörter (zuerst Programm zu der Promotionsfeier des Pädagogiums in Basel, später Kleinere Schriften III, 252 ff.).

1884 W. Franz Die Lateinisch-Romanischen Elemente im Althochdeutschen. Strassburg.

1888 A. Pogatscher Zur Lautlehre der Griechischen, Lateinischen und Romanischen Lehnworte im Altenglischen. Strassburg.

1889, bezw. 1901 F. Kluge Lateinische Lehnworte im Altgermanischen (in Pauls Grundriss d. germ. Phil. I²).

1895, 1900 F. Seiler Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts I, II.

Wenden wir uns nunmehr zu den östlichen Nachbarn der germanischen Völker, so finden sich die fremden Bestandteile der slavischen Sprachen gesammelt von F. Miklosich Die Fremdwörter in den slavischen Sprachen (Denkschriften der phil.-hist. Klasse der Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften XV, 71—140, Wien 1867) und Die christliche Terminologie der slav. Spr. (Wien 1876, Denkschr. XXIV). Indem wir das alphabetisch angelegte, stattliche Verzeichnis des ersteren Werks durchlaufen, zeigen sich uns für die ältere Zeit folgende Richtungen, in denen

sich der Einfluss der Fremde auf die slavischen Sprachen vollzieht. Zunächst gehört der grössere Teil dieser Fremdlinge demjenigen Kulturkreis an, der von dem klassischen Boden der Mittelmeerländer ausgehend, den germanisch-slavischen (zum Teil auch keltischen) Norden umschliesst (vgl. Wörter wie griech.-lat. *διάβολος*, ahd. *tiuval*, altsl. *djavolŭ*; griech. *καῖσαρ*, lat. *caesar*, ahd. *kaisar*, altsl. *cěsarĭ* u. s. w.). Dabei ist es nicht selten zweifelhaft, ob die Entlehnung in das Slavische direkt aus dem Griechisch-Lateinischen oder durch die Vermittlung der Germanen erfolgt sei. Bei einigen Wörtern ist beides zugleich der Fall. So ist das altsl. *kaležĭ* „Becher" direkt = lat. *calix*, während neusl. *kelih*, russ. *keljúchŭ* mit ihrem auslautenden *h* unmittelbar aus dem Deutschen (ahd. *chelih* = *calix*) stammen. Ferner ist in das Altslavische eine nicht unbeträchtliche Menge griechischer Kulturwörter direkt vom byzantinischen Boden eingedrungen, die sich auf die slavischen Sprachen beschränken (vgl. altsl. *plinŭta* „Ziegelstein", *πλίνθος*; altsl. *kositerŭ* „Zinn", *κασσίτερος*; altsl. *izvistĭ* „Kalk", *ἄσβεστος*; altsl. *kadĭ* „Krug", *κάδος*, lat. *cadus*; *korablĭ* „Schiff", griech. *κάραβος* und andere).

Scharf unterschieden von dieser eben besprochenen Gattung von Fremdwörtern, die ihren Ursprung im Süden Europas haben, sind die älteren Entsprechungen, welche die slavischen Sprachen mit den germanischen, zum teil auch mit den keltischen (altsl. *lěkarĭ*, got. *lêkeis*, ir. *liaig* „Arzt"; russ. *jabednikŭ* „*magistratus quidam*", got. *andbahts*, kelt. *ambactus* etc.) gemein haben. Auf die Schwierigkeiten, welche dieselben bieten, haben wir schon oben hingewiesen. Vgl. zuletzt Uhlenbeck im Archiv für slavische Sprachen Bd. XV und F. Braun Untersuchungen auf dem Gebiet der gotisch-slavischen Beziehungen (russisch), I. Petersburg 1899.

Endlich lassen sich auch östliche, namentlich turko-tatarische (z. B. russ. *kazná*, türk. *quazân* „Schatz", vgl. H. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes p. 25) Einflüsse in dem slavischen Wortschatz nicht verkennen. Diese werden beleuchtet von F. Miklosich Die türkischen Elemente in den südost- und osteuropäischen Sprachen Wien 1884 und 1888 (Denkschr. d. Kaiserl. Ak. d. W. philos.-hist. Kl. XXXIV, XXXV). Hierbei unterscheidet dieser Gelehrte drei Perioden der Wortentlehnung: erstens die ersten Jahr-

hunderte unserer Zeitrechnung, bevor die slavischen Völker von dem Wandertrieb nach dem Westen ergriffen wurden, zweitens den mit der Unterjochung der slavischen Bewohner des rechten Ufers der unteren Donau durch die türkischen Bulgaren beginnenden Zeitabschnitt und drittens die Periode der bleibenden Festsetzung der Türken in Europa (XIV. Jahrh.).

Die slavischen Bestandteile des litauischen Wortschatzes sind gesammelt in dem Buche A. Brückners Die slavischen Fremdwörter im Litauischen, Weimar 1877.

Verweilen wir endlich noch einige Augenblicke bei den Kelten, so ist hier für die Sammlung des entlehnten Sprachguts noch wenig geschehen. Die wichtigsten lateinischen Lehnwörter des Altirischen sind zusammengestellt bei Ebel (Beiträge II, 139 f.) und in den *Three Irish glosses by* W. S(tokes) London 1862, *preface* p. XX f. Zu beachten ist ferner Bruno Güterbock Bemerkungen über die lateinischen Lehnwörter im Irischen, Leipzig 1882. Wichtig auch in dieser Beziehung ist Holders Altkeltischer Sprachschatz, Leipzig 1896 ff.

Für die fremden Bestandteile des Wortschatzes der romanischen Sprachen sind die Hauptquellen das etymologische Wörterbuch von Diez (V. Aufl.) und G. Körting Lateinisch-romanisches Wörterbuch, Paderborn 1891 (II. Aufl. 1901). Massgebend für die Beurteilung der keltischen Einflüsse in denselben ist R. Thurneysen Keltoromanisches, Halle 1884, wichtig für die Wechselbeziehungen zwischen Germanen und Romanen F. Kluge in Gröbers Grundriss der romanischen Philologie 1887 I, p. 383 ff. (II. Aufl. 1904) und E. Mackel Die Germanischen Elemente in der französischen und provenzalischen Sprache, Heilbronn 1887. Über die Arabische Sprache in den romanischen Ländern handelte zuletzt Chr. Seybold (Gröbers Grundriss I, p. 398 ff.).

IV. Kapitel.

Die Untersuchungen über die Urheimat des indog. Volkes[1].

Die Frage nach der ursprünglichen Heimat des indog. Urvolkes schien, wie wir in unserem ersten Kapitel gezeigt haben, bereits vor einem halben Jahrhundert zu einer definitiven Entscheidung gelangt zu sein. Die Gründe, welche die Forscher in die Täler des Oxus oder auf die Abhänge des Mustagh und Belurtagh als zu dem ersten Ausgangspunkt der Indogermanen geführt hatten, waren teils allgemeiner Natur, hervorgegangen aus der Auffassung Asiens als der Geburtsstätte der Menschheit und menschlichen Gesittung überhaupt, teils waren sie eine Verallgemeinerung gewisser Fingerzeige, die die älteste mythische Geschichte der indisch-iranischen Völker für das Urland derselben zu enthalten schien, auf die übrigen indog. Stämme.

Seitdem man damit begonnen hatte, durch die Hilfe der vergleichenden Sprachwissenschaft in die Kulturwelt des indog. Altertums einzudringen, verfehlte man auch hier nicht, nach Gründen zu forschen, die geeignet wären, jene Hypothese über den Ursprung der Indogermanen zur geschichtlichen Gewissheit zu erheben. Der erste, der diesen Versuch machte, war wiederum Adolphe Pictet, dessen *Origines Indo-européennes*, wie wir schon oben sahen, in ihrem ganzen ersten Bande (1859) der Beweisführung gewidmet sind, dass die Heimat der Indogermanen in dem alten Baktrien oder genauer in den Gegenden zwischen dem Hindukusch, Belurtagh, dem Oxus und dem Kaspischen Meer zu suchen sei[2].

1) Vgl. Salomon Reinach, *L'origine des Aryas, histoire d'une controverse.* Paris 1892.

2) Bis in die hohen Täler des Belurtagh und Mustagh lässt Pictet nur Zweige des arisch-iranischen Stammes hinaufrücken, von wo sie,

Die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen aus Pictet sich für diese Länder entscheidet, sind im wesentlichen die schon früher besprochenen. Nur darauf wird von Pictet noch ein besonderes Gewicht gelegt, dass gerade die **geographische Ausbreitung der Indogermanen, wie sie historisch vorliege**, auf Baktrien als auf den gemeinsamen Ausgangspunkt der zerstreuten Stämme hinweise. Wir haben oben p. 68 gesehen, wie sich derselbe die ältesten Berührungen und das allmähliche Auseinandergehen der indog. Völker theoretisch vorstellt. Dies auf die geographischen Verhältnisse Baktriens und der angrenzenden Länder übertragen, würden nach Pictet (vgl. p. 51 ff.) die Vorfahren der Iranier im Nord-Osten bis zu der Grenze Sogdianas gegen den Belurtagh, die Vorfahren der Inder dagegen im Süd-Osten bis zu den Abfällen des Hindukusch ihre Wohnsitze gehabt haben. Diese von hohen Gebirgsketten umrahmte Lage der beiden Stämme soll zugleich erklären, warum dieselben länger als die übrigen ungetrennt bei einander geblieben sind. Im Süd-Westen des genannten Gebietes stellt sich dann weiter Pictet die späteren Gräco-Italer vor, welche ihre Wanderungsrichtung über Herat, durch Chorasan, Masenderan nach Kleinasien und dem Hellespont zu nahmen. Am weitesten westlich wohnten auch in der Urheimat die keltischen Stämme, die um den Süden des Kaspischen Meeres herum nach dem Kaukasus zogen, hier in den fruchtbaren Landschaften Iberiens und Albaniens [1]) eine längere Rast machten, dann den Kaukasus durchbrachen und nördlich um das Schwarze Meer herum donauaufwärts nach Europa einzogen. Den Norden der Urheimat müssen endlich die Vorfahren der Germanen und Slavo-Litauer mit ihren Sitzen längs dem Laufe des Oxus eingenommen haben. Ihr Weg nach Europa führte dieselben durch die weiten Flächen Scythiens zum Pontus Euxinus.

Wenn so unser Autor durch Erwägungen aller Art nach

---

nachdem die Auswanderung anderer arischer Volkszweige Platz geschaffen hatte, wieder in glücklichere Gegenden hinabzogen (vgl. p. 37).

1) Der Zusammenklang des kaukasischen *Iberia*, spanischen *Iberia*, irischen *Ivernia* (*'Ιέρνη*, altir. *Ériu*, *Érend?*), ebenso wie der des kauk. *Albania* und britischen *"Αλβιον*, auf dem die obige Hypothese beruht, ist ohne Zweifel ein zufälliger. Vgl. H. Kiepert Lehrbuch d. alten Geographie p. 86, 481, 528.

Baktrien als nach dem Ausgangspunkt der Indogermanen geführt wird, so findet er diese seine Ansicht weiterhin auf das „glänzendste“ bestätigt durch eine ganze Reihe anderer Gründe, die er der linguistischen Erschliessung des indog. Kulturlebens entnimmt.

Als von besonderer Wichtigkeit zunächst für die allgemeine Bestimmung der Breitengrade, unter denen die Lage der indog. Urheimat zu suchen sei, betrachtet Pictet die Benennungen, die bereits das Urvolk für die Jahreszeiten und mit ihnen zusammenhängendes hatte. Da er nun für die Urzeit eine dreifache Teilung des Jahres annimmt: den Winter (*hiems*) mit Schnee (*nix*) und Eis (ahd. *îs* = iran. *isi*), den Frühling (*ver*), den Sommer (ahd. *sumar*, cymr. *ham*, iran. *hama*, skrt. *sámâ*), so wird er nach der von Jakob Grimm in seiner deutschen Mythologie gemachten Bemerkung, dass je weiter nach Norden zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, hervortreten, je weiter nach Süden drei, vier oder fünf unterschieden werden, zu einem gemässigten Klima und einer mittleren Breite geführt. Dies stimme aber aufs beste mit den klimatischen Verhältnissen des alten Baktriens überein, das, obwohl unter gleichen Breiten wie Griechenland und Italien gelegen, doch vermöge seiner Erhebung über den Meeresspiegel in klimatischer Hinsicht dem mittleren Europa entspreche und einen so kalten Winter habe, dass der Oxus oft von einem Ufer zu dem anderen gefriere (p. 89—109).

Eine weitere Bestätigung seiner Ansicht glaubt Pictet aus denjenigen Wortreihen zu gewinnen, die für die Topographie des indog. Urlandes beweiskräftig seien. Zwar können die zahlreichen Übereinstimmungen der indog. Sprachen in den Benennungen der Begriffe Berg und Tal, Strom und Bach etc. nur darauf einen Schluss gestatten, dass die Heimat der Indogermanen kein berg- und wasserarmes Land gewesen sei. Von grösster Wichtigkeit aber ist ihm der Umstand, dass die Indogermanen schon vor ihrer Trennung das Meer kannten, was Pictet aus der Vergleichung von lat. *mare*, irisch *muir*, got. *marei*, lit. *mārės*, altsl. *morje* mit skrt. *mîra* „Meer, Ozean“ (?) folgert. Ja, indem er diese Wortsippe auf die Wurzel *mṛ* (*mar*, cf. *mors*) „sterben“ zurückführt und zu ihr auch das skr. *marú* „Wüste“ stellt, glaubt er zugleich den Nachweis führen zu können, dass das Meer, das in dem Horizont der Indoger-

manen lag, das **Kaspische** gewesen sein müsse. Dieses durch weite Sandflächen von dem Kulturboden Baktriens getrennte Meer konnte in der Vorstellung des Urvolkes leicht mit dem Begriff der Wüste (*mîra?* : *marú*) zusammenfliessen.

Es folgt nun weiter die Besprechung der drei Naturreiche, immer mit besonderer Rücksicht auf die Punkte, die geeignet sein könnten, die Hypothese des baktrischen Ursprunges der Indogermanen zu unterstützen, und wer die oben (p. 24 ff.) ausführlich geschilderte Methode unseres Forschers bedenkt, wird nicht erstaunt sein zu sehen, dass es ihm ohne Schwierigkeiten gelingt, an Mineralien, Pflanzen und Tieren dasjenige in die Urzeit zu übertragen, was ihm für die geographische Fixierung derselben nützlich erscheint.

Trotzdem schliesst sich der Pictet'schen Argumentation auch F. **Justi** in dem oben (p. 28) genannten Aufsatz über die Urzeit der Indogermanen rückhaltlos an, und nicht weniger entschieden sprechen sich die auf Pictet folgenden Forscher für Asien als den Ausgangspunkt der Indogermanen aus, indem sie sich mehr oder weniger den von Pictet bestimmten Gegenden nähern So A. **Schleicher**, so F. **Misteli**, so M. **Müller**, der indes aus *mare* und seiner Sippe gerade den entgegengesetzten Schluss als Pictet zieht, dass nämlich die Indogermanen vor ihrer Trennung das Meer nicht gekannt hätten (vgl. Essays II, 41 ff.), so W. **Sonne**, der die Indogermanen noch im Urland weit über die Grenzen des Oxus nordwärts sich ausbreiten lässt (vgl. oben p. 60) u. a. m.

Am eingehendsten hat nach Pictet die Frage der indog. Urheimat J. **Muir** in seinen *Original Sanskrit Texts* II. Band, 1860, zweite Auflage 1871 in dem dritten Kapitel *Affinities of the Indians with the Persians, Greeks and Romans, and derivation of all these nations from Central Asia* behandelt. Allerdings enthalten die Ausführungen dieses Gelehrten, nachdem in Sekt. VI eine ausführliche Widerlegung der oben (p. 9) erwähnten **Curzonschen** Ansicht von dem indischen Ursprung der Indogermanen gegeben ist, ausschliesslich Referate aus den Werken anderer, für Zentral-Asien eintretender Gelehrten (vgl. Sekt. VII *Central Asia the cradle of the Arians*), ohne dass die Hypothese, zu der sich Muir selbst bekennt, durch neue Argumente gestützt würde. Hingegen verdient unser Interesse

Sekt. VIII des Muirschen Werkes (*on the national traditions of the Indians regarding their own original country*), insofern hier die Punkte zusammengestellt und besprochen werden, die für die Herkunft der Inder aus dem Trans-Himâlaya-Land zu sprechen scheinen. Und zwar sollen für die in Indien fortlebende Erinnerung eines nördlichen Heimatlandes beweisend sein: erstens die Rolle, welche in der Terminologie der Jahreszeiten in den ältesten Hymnen des Rigveda der Winter spielt, der später allmählich von dem Herbste abgelöst wird, zweitens die schon von Lassen (vgl. Zeitschrift für die Kunde d. M. II, 62 ff.) betonte Sage von dem glückseligen, durch die Tradition in den äussersten Norden versetzten Volke der *Uttarakuravaḥ*[1]) (den *'Οτταροκόρραι* des Ptolemäus), drittens eine Stelle des Atharvaveda, nach der die Heilpflanze *kúshṭa* (*κόστος*) auf der andern (nördlichen) Seite des Himâlaya wächst, und viertens ein Passus des *Kaushîtaki-brâhmaṇa*, in dem von der grösseren Reinheit der nördlichen Sprachen die Rede ist. Die schon oben (p. 12 Anm.) erwähnte Flutsage des *Çatapathabrâhmaṇa* hält Muir in der zweiten Auflage seines Buches, besonders aus sprachlichen Gründen (die Lesart *atidudrâva* „er setzte über" *sc.* diesen nördlichen Berg, ist zweifelhaft) nicht mehr für stichhaltig (vgl. p. 323 Anm. 96).

Die Sekt. IX des Muirschen Werkes (*Wether any tradition regarding the earliest abodes of the Arian race is contained in the first fargard of the Vendidad*) behandelt, hier wieder durchaus referierend, die Frage, ob die bekannte Aufzählung der 16 Landschaften in dem genannten Abschnitt des Avesta Schlüsse auf die Ausbreitung der ältesten Indogermanen im allgemeinen und der Iranier im besonderen zulasse. Wir sehen, dass sich in diesem Punkte die Anschauungen der Forscher seit Rhode und Lassen (vgl. oben p. 9 und 12) wesentlich verändert haben. Bereits im Jahre 1856 hatte H. Kiepert in den Monatsberichten der Berliner Akademie d. W. p. 621—647 die späterhin besonders von M. Haug vertretene Ansicht von der Beweisfähigkeit des ersten Fargards des Vendidâd für die Ausbreitung der Indo-

1) Von H. Zimmer (Altind. Leben p. 101 ff.) sind dieselben vielmehr nach Kashmir verlegt worden. Vgl. dagegen W. Geiger Ostiran. Kultur p. 41.

germanen (vgl. Das erste Kapitel des Vend. übersetzt und erläutert, in Bunsens Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte, Schlussband p. 104—137) bedenklich erschüttert, indem er nachwies, dass die Erwähnung der 16 Landschaften, von so grosser historischer und geographischer Wichtigkeit sie sonst sei, doch nur den Umfang der geographischen Kenntnisse der Verfasser des Zendavesta darstelle, von Wanderungen und allmählicher Ausbreitung der Iranier, oder gar der Arier oder Indogermanen dabei absolut nicht die Rede sei. Diese ohne Zweifel richtige Auffassung der Stelle teilten aber mit Kiepert auch namhafte Orientalisten wie M. Müller und M. Bréal (Muir a. a. O. p. 314 und 334), ja selbst Spiegel, der in dem ersten Band seines Avesta p. 59 sich noch für die Auffassung Rhodes und Lassens entschieden hatte, trat schon in dem zweiten Band des genannten Werkes p. CIX zu den Bekämpfern derselben über.

Indessen konnte es auf dieses eine Argument für die zentralasiatische Herkunft der Indogermanen mehr oder weniger nicht ankommen. Schienen doch noch ausserdem eine Menge ethnographischer, historischer und linguistischer Momente sich zu einer erdrückenden Beweismasse für dieselbe zu vereinigen. So standen die Dinge, als plötzlich der erste Zweifel an dieser fast schon zu geschichtlicher Gewissheit gewordenen Hypothese von dem asiatischen Ursprung der Indogermanen in England auftauchte. R. G. Latham war es, der in seinem an heterodoxen Ansichten reichen Werke *Elements of comparative philology* London 1862 die schon früher ausgesprochene (vgl. *The native races of the Russian empire* London 1854 und noch früher Lathams Ausgabe der Germania 1851 LXVII p. CXXXVII) Behauptung wiederholte und näher begründete, dass vielmehr in Europa die ursprünglichen Sitze der Indogermanen zu suchen seien (vgl. *l. c.* p. 611 ff.).

Latham geht von der Annahme einer näheren Verwandtschaft des Sanskrit mit den litu-slavischen Sprachen aus, die er besonders in der Lautlehre durch das oben (p. 65) erörterte Verhältnis der indog. Gutturalreihen für erwiesen erachtet. Demgemäss müsse die ursprüngliche Lage des Sanskrit sich mit der des Slavisch-Litauischen berührt, und das Sanskrit entweder Indien von Europa, oder Litauisch, Slavisch, Lateinisch, Griechisch und Deutsch Europa von Indien aus erreicht haben. Zu einer

Entscheidung für eine dieser beiden Möglichkeiten, die an sich gleich denkbar seien, fehle nun jede Spur eines Beweises. „*What I have found in its stead is a tacit assumption that as the East is the probable quarter in which either the human species, or the greater part of our civilization, originated, everything came from it. But surely, in this, there is a confusion between the primary diffusion of mankind over the world at large and those secondary movements by which, according to even the ordinary hypothesis, the Lithuanic etc. came from Asia into Europe*" (p. 612). Es komme daher allein auf eine Erwägung ihrer allgemeinen Wahrscheinlichkeit an. Da nun, so fährt Latham in seinem Raisonnement fort, a priori die Wahrscheinlichkeit dafür spreche, dass die kleinere Klasse dem Verbreitungsgebiet der grösseren entstamme, da auch in der Naturwissenschaft die Species von der Area des Genus und nicht das Genus von der Area der Species abgeleitet zu werden pflege; da ferner nicht das Germanische aus dem Englischen und nicht das Finnische aus dem Magyarischen, sondern umgekehrt hervorgehe, so müsse auch der Ausgangspunkt des Sanskrit in Europa und zwar an der östlichen oder süd-östlichen Grenze des Litauischen gesucht werden. Oder, wie es schon in der angeführten Ausgabe der Germania heisst: „Wenn wir zwei Zweige derselben Sprachklasse besitzen, die getrennt von einander sind, und von denen einer ein grösseres Gebiet hat und mehr Varietäten zeigt, während der andere geringern Umfang und grössere Homogenität besitzt, so ist anzunehmen, dass der letztere von dem ersteren abstammt, und nicht umgekehrt. Die Indo-Europäer Europas von den Indo-Europäern Asiens ableiten, ist in der Ethnologie dasselbe, als wenn man in der Herpetologie die Reptilien Grossbritanniens von denen Irlands ableiten wollte."

Einen nicht minder starken Zweifel an der Tragkraft der für die asiatische Herkunft der Indogermanen aufgestellten Argumente äusserte im Jahre 1867 W. D. Whitney (*Language and study of language* p. 201 ff.; vgl. auch 1876 Leben und Wachstum der Sprache, übers. v. A. Leskien p. 203). Er ist der Meinung, dass weder Geschichte noch Sage noch Sprache irgend einen Aufschluss über die Lage der indog. Heimat gestatte. Besonders kann er nicht begreifen, wie man die geographischen Erinnerungen des Avesta (vgl. oben p. 89 f.) als

einen Hinweis auf die Richtung der indog. Wanderung habe ansehen können [1]).

Den Zweiflern schloss sich schon im folgenden Jahre Th. Benfey an, nur dass er nicht den skeptischen Standpunkt Whitneys teilt, sondern mit Entschiedenheit für die Abstammung der Indogermanen aus Europa eintritt. (Vgl. Vorwort zu dem Wörterb. d. indog. Grundsprache von A. Fick 1868 p. VIII ff. und Geschichte der Sprachwissenschaft 1869 p. 597—600.) „Seitdem es“, sagt er Vorwort p. IX, „durch die geologischen Untersuchungen feststeht, dass Europa seit undenkbaren Zeiten der Wohnsitz von Menschen war, zerfallen alle Gründe, welche man bisher für die Einwanderung der Indogermanen von Asien aus geltend gemacht hat, und die wesentlich auf den mit unserer frühsten Bildung uns eingeprägten Vorurteilen beruhen, in ihr Nichts.“ Bestimmt aber soll gegen Asien und für Europa die linguistische Tatsache sprechen, dass sich in der urindog. Fauna Namen für die grossen asiatischen Raubtiere Löwe und Tiger ebensowenig auffinden liessen wie für das asiatische Transporttier, das Kamel. „Aus dem Umstand“, wird Geschichte der Sprachwissenschaft p. 600 Anm. hinzugefügt, „dass die Inder den Löwen durch ein Wort bezeichnen (*siṁhá*), welches nicht aus einer indog. Wurzel gebildet ist, die Griechen aber entschieden durch ein Lehnwort (*λῖς*, *λέων* aus hebr. *lajiš* etc.), darf man schliessen, dass beide ihn in der Ursprache gar nicht kannten, sondern ihn erst nach ihrer Entfernung von da kennen lernten und ihm höchst wahrscheinlich den Namen liessen, unter welchem er ihnen bei nicht-indog. Völkern bekannt wurde.“ Benfey stellt ein genaueres Eingehen auf die Frage nach den Ursitzen der Indogermanen in Aussicht, das aber unterblieben ist. Nur aus späteren Andeutungen (vgl. Allgemeine Zeitung 1875 p. 3270) erfahren wir, dass des genaueren Benfey den Schauplatz der indog. Entwicklung fast an die Grenzen Asiens, in die Gegend nordwärts des Schwarzen Meeres, von den Mündungen der Donau bis zum Kaspisee verlegt.

1) Der Übersetzer und Herausgeber J. Jolly (1874) erklärt sich dagegen bestimmt für die östliche Urheimat der Indogermanen, besonders wegen des „immer wahrscheinlicher werdenden ursprünglichen Zusammenhangs der Indogermanen und Semiten“ (vgl. p. 304 ff. d. deutschen Ausg.).

Auch erkläre sich so durch die „reichen Salzsümpfe“ an den Ufern des Aral-Sees und des Kaspischen Meeres bequem die von Benfey schon dem Urvolk zugeschriebene Bekanntschaft mit dem Salze.

Einen beredten Anwalt fand die Latham-Benfeysche Polemik gegen die Annahme, dass in Asien die Heimat der Indogermanen zu suchen sei, in L. Geiger, der in einem 1869—70 geschriebenen Aufsatz Über die Ursitze der Indogermanen (herausg. in Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit 1871 p. 113 ff.) den Nachweis zu führen strebt, dass Deutschland als die Urheimat der Indogermanen, besonders das mittlere und westlichere, betrachtet werden müsse. Unter den Argumenten, die Geiger für seine Hypothese anführt, nimmt der Charakter der Baumvegetation, wie er sich für das Urland der Indogermanen ergebe, eine hervorragende Stelle ein. Neben Fichte, Weide, Esche, Erle, Haselstaude treten nämlich nach Geiger besonders drei Waldbäume, die Birke (skrt. *bhûrja*, lit. *béržas*, russ. *berëza*, deutsch *birke*), die Buche (lat. *fagus*, griech. *φηγός* „Eiche“, deutsch *buche*) und die Eiche (skrt. *dru*, got. *triu* „Baum, Holz“, griech. *δρῦς* „Eiche“, altir. *daur* desgl.) besonders deutlich in der Übereinstimmung der Sprachen hervor. Von diesen Bäumen sei nun die Buche besonders geeignet für die Bestimmung der indog. Urheimat. Da nämlich die Heimat dieses Baumes im Westen der preussischen Ostseeprovinz zu suchen sei, andererseits aber „die Buche um den Anfang der christlichen Zeitrechnung Holland (vgl. Geiger a. a. O. p. 136) und England (*Caesar de bello gall.* V. Kap. 12) noch nicht erreicht hatte, und in der indog. Urzeit wahrscheinlich noch weit weniger nördlich gekommen war, so müssen wir wohl bis in die unbestrittene alte Region dieses Baumes nach Süden hinaufschreiten, was für Deutschland etwa bis zum Thüringerwalde führen würde.“ Mit dieser Hypothese stimme auch überein, dass die „beiden einzigen Getreidearten, deren Anbau die Urzeit kannte“, Gerste und Roggen gewesen seien. Diese Ansicht fusst, was den Roggen anbetrifft, auf ahd. *rocco*, preuss. *rugis*, lit. *rugieī*, russ. *rožĭ* etc., das nach Grimms und Pictets Vorgang mit skrt. *vrîhi* „Reis“ verglichen wird. Dass aber die ursprüngliche Bedeutung dieser Wortreihe „Roggen“ gewesen sei, gehe aus der Bedeutungsübereinstimmung der nordeuropäischen Sprachen unter sich und mit

dem thrakischen *βρίζα* (*Galenus de alim. facult.* I, 13) hervor. „Ein Strich, auf welchem Roggen und Gerste, und nicht auch Weizen gedeiht, möchte nur in Nordeuropa zu suchen sein; aber für eine sehr frühe Zeit müssen wir ohne Zweifel auch eine südlichere Zone von der Kultur des Weizens ausschliessen“ (p. 140).

Hochgeschätzt war in der indog. Urzeit nach Geiger auch das „echt europäische Färbekraut“, die Waidpflanze (griech. *ἰσάτις*, lat. *vitrum*, germ. *waid*, aus *waisd*), die den Indogermanen zum Tätowieren des Körpers diente, eine Vermutung, auf die Geiger durch den Bericht des Caesar (*de bello gall.* V Kap. 14) über die indog. Britanner: *se vitro inficiunt, quod caeruleum efficit colorem* gebracht wird [1]).

Für Deutschland spricht unserem Autor ferner das, worauf schon Pictet hingewiesen hatte, dass nämlich die indog. Sprachen nur für Frühling, Sommer und Winter einheitliche Benennungen haben, nicht aber für den Herbst. Da nun nach Tacitus Germ.: *hiems et ver et aestas intellectum ac vocabula habent; auctumni perinde nomen ac bona ignorantur*, so wird daraus gefolgert: „Schon um dieser merkwürdigen Stelle willen dürfen wir wohl sagen: wenn der Sitz des indog. Urvolkes nicht Deutschland war, so muss er wenigstens in Beziehung auf Temperatur und Eindruck der Jahreszeiten dem Deutschland des Tacitus ganz ähnlich gewesen sein“ (p. 146).

Auch die Fauna der Urzeit sei eine nordische gewesen. Am Meere, das sie vielleicht nur durch Hörensagen kannten, lässt Geiger die Indogermanen nicht wohnen. Ihr Nichtvertrautsein mit demselben werde durch den Mangel eines gemeinsamen Worts für das Salz, für die Muschel, die Auster, das Segel, für Fischarten (ausser der Benennung des Aales) etc. erwiesen.

Schliesslich sei erwähnt, dass auch der bei den Germanen am deutlichsten hervortretende lichte Typus, der als urindogermanisch in Anspruch genommen wird, für Deutschland als Urheimat der Indogermanen sprechen soll.

Auch der bekannte Sprachforscher und Ethnograph F. Müller (vgl. E. Behm, Geographisches Jahrbuch IV, 1872, Probleme der

1) Eingehender wird von Geiger über die Tätowierung der indog. Völker in sachlicher und sprachlicher Beziehung gehandelt in Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit p. 71 ff.

linguistischen Ethnographie und Allgemeine Ethnographie, 1873, p. 69) ist mit den Gründen, die Benfey und Geiger für Europa als Urheimat der Indogermanen aufstellten, völlig einverstanden und verlegt mit Benfey den Schauplatz der Trennung der indog. Völker nach dem südöstlichen Europa. Nur will er auch auf diesem Terrain die Indogermanen nicht als Autochthonen gelten lassen. Dieselben seien vielmehr dorthin vom armenischen Hochland in unvordenklicher Zeit eingewandert. Diese Annahme werde durch die Rasseneinheit der Indogermanen mit Hamito-Semiten und Kaukasiern notwendig gefordert[1]).

Am ausführlichsten aber hat Friedrich Spiegel die Hinfälligkeit der Gesichtspunkte beleuchtet, auf denen die asiatische Hypothese beruhe. Vgl. Ausland 1869 p. 272 ff., Ausland 1871 p. 553 ff. (Das Urland der Indogermanen), Ausland 1872 p. 961 ff., Eranische Altertumskunde I 1871 p. 426 ff. Um aus diesen lehrreichen Aufsätzen nur das wichtigste hervorzuheben, so ist, wie wir schon oben sahen, auch Spiegel der Meinung, dass in dem ersten Kapitel des Vendidâd von einer Wanderung durchaus keine Rede sei, und dass auch in dem *Yima* (Dschemschid) des zweiten Kapitels nur eine mythische Persönlichkeit vorliege. Besonders eingehend beleuchtet unser Autor den Einfall der in chinesischen Quellen erwähnten *Yueti* in das griechisch-baktrische Reich im 2. Jahrhundert v. Chr., deren Wanderungen von früheren Forschern (vgl. oben p. 13) als die letzten Ausströmungen der Indogermanen aus Zentralasien aufgefasst und deren späterer Name *Yeta* als *Geten* oder gar *Goten* gedeutet worden war. Demgegenüber wird nun von S. mit Recht hervorgehoben, dass die *Yueti* von den Chinesen selbst als Tibetaner angesehen werden, und dass die *Usun*, deren nach chinesischen Berichten blaue Augen und blonde Bärte den ersten Anlass zu jener Hypothese boten, an der Zerstörung des griechisch-baktrischen Reiches gar nicht beteiligt waren, sondern ruhig in ihren Wohnsitzen in der Dsungarei

1) Für Armenien überhaupt als Ursitz der Indogermanen trat später H. Brunnhofer (Über den Ursitz der Indog. Basel 1884) ein, indem er namentlich von den auf indog. Boden weitverbreiteten Flussnamen Kur und Araxes ausging, deren Ursprung nur in Armenien, wo beide Flüsse geschwisterlich vereinigt vorkommen, gesucht werden könne. Vgl. auch Verhandl. d. Berliner Gesellschaft f. Urgeschichte 1899 S. 478.

verblieben. Ebensowenig können nach S. die persisch redenden und Ackerbau treibenden Tadschiks um Khasgar, Jarkand etc. etwas für die zentralasiatische Herkunft der Indogermanen beweisen; denn alles spreche dafür, dass diese Tadschiks von Iran aus nordwärts sich verbreitet haben.

Das aus der grösseren Ursprünglichkeit des Altindischen und Altiranischen für die Heimat der Indogermanen entnommene Argument weist Spiegel mit denselben Gründen wie Whitney zurück.

Besonders aber wird hervorgehoben, dass die Hochebene Pamir, die später besonders noch von Monier Williams (*Nineteenth Century* 1881, vgl. Van den Gheyn a. u. a. O. p. 26) und F. Lenormant, *Les Origines de l'histoire d'après la Bible et les traditions des peuples orientaux* II, 40) als Urheimat der Indogermanen angenommen wird, in ihrer Erhebung von 15000′ und mit Randgebirgen, die noch um 7000′ höher sind, kein passender Aufenthalt für ein Urvolk sei. „Und wie hätte jene Gegend es vermocht, die unzählbare Menge Volkes zu fassen, welche wir voraussetzen müssen, wenn wir annehmen, dass diese indog. Völkermassen nicht nur Eran, sowie einen grossen Teil von Indien und Europa den Urbewohnern entrissen, sondern auch diese ungeheuren Landstrecken besetzt und die unterworfenen Urbewohner in der Art mit sich verschmolzen haben, dass kaum eine Spur ihres Volkstums zurückblieb“ [1]). Obgleich nun dem gegenüber Spiegel auch die Herkunft der Indogermanen aus Europa nur als Hypothese gelten lassen will, so ist er doch der Meinung, dass das südliche Europa zwischen dem 45. und 60. Breitengrad zur Erziehung eines Urvolkes geeignet erscheine. In diesem nur von niedrigen Höhen durchzogenen Tiefland gediehen Weizen und Roggen unter einem im ganzen einheitlichen Klima trefflich. Von hier aus lasse sich auch die Ausbreitung der

1) Vgl. auch Van den Gheyn *Le berceau des Aryas* (1881) p. 28: *nous pouvons bien accorder que les Aryas primitifs étaient répandus dans les contrées avoisinant le Pamir; mais il nous sera toujours difficile d'admettre que sur ce plateau si déshérité une race ait pu se développer. Cette manière de voir est confirmée par les récits de tous les voyageurs modernes* und von demselben *Nouvelles Recherches sur le Berceau des Aryas* (*Extrait de la revue Précis historiques* 1882) und *Le Plateau de Pamir d'après les récentes explorations* (*Extrait de la revue des Questions scientifiques* 1883).

Indogermanen nach Ost und West am besten denken, bei denen eigentliche Wanderungen nur eine verhältnismässig geringe Rolle spielten. „Indem das indogermanische Urvolk“, heisst es Ausland 1871, p. 557, „sich immer mehr ausdehnte, an verschiedenen Stellen seiner Grenzen andere Völker nicht bloss in sich aufnahm, sondern auch deren Anschauungen sich aneignete, mussten Verschiedenheiten entstehen, welche sich zuerst in der Bildung von Dialekten zeigten; im Verlaufe der Zeit erhielten diese eine selbständige Existenz, welche sich bei dem Mangel einer Schriftsprache und dem geringen Verkehr mit anderen Stämmen, namentlich mit den entfernter wohnenden, immer fester begründete und die einzelnen Teile endlich ganz von der ursprünglichen Mutter ablöste.“

In demselben Jahre, in dem die oben genannte Arbeit Geigers erschien, machte endlich J. G. Cuno (Forschungen im Gebiete der Völkerkunde, I. Teil: Die Scythen) Front gegen die herkömmliche Ansicht von der zentralasiatischen Herkunft der Indogermanen. Cuno geht von der Voraussetzung aus, dass das indog. Urvolk ein nach vielen Millionen zählendes gewesen sein müsse, eine Anschauung, auf die er durch seine völlig alleinstehende Auffassung der indog. Sprachverwandtschaft und ihrer Gründe geführt wird. Denn nicht durch die Annahme einer gemeinsamen Abstammung der indog. Sprachen von einer einheitlichen Ursprache erklärt er dieselbe, sondern ist der Ansicht, dass auf einem grossen und gleichmässigen Raume von Uranfang an verschiedene Idiome mit grösserer oder geringerer Ähnlichkeit unter einander emporgewachsen seien. Daher kommt es, dass er in einer Reihe „der tieferen Unterschiede zwischen den Individuen der indog. Sprachfamilie“ nicht „Modifikationen des ursprünglich identischen“, sondern „selbständige Arten derselben Gattung“ erblickt (p. 67). Unter diesen Umständen nun handelt es sich für ihn „um die Auffindung eines grossen, durchweg bewohnbaren, geographisch und klimatisch möglichst gleichartigen Raumes, innerhalb dessen keine Völkerscheiden vorhanden sind, auf dem also ein in sich gleichartiges Volk entstehen und organisch wachsen konnte“ (p. 31). Ein solcher Raum ist nun nach Cunos Meinung nur einmal auf unserem Planeten vorhanden, und zwar umfasst er den Osten Europas im Zusammenhang mit dem nördlichen Deutschland und dem nörd-

lichen und westlichen Frankreich, d. h. das ganze ungeheure Gebiet zwischen dem 45. und 60. Breitengrad vom Ural bis zum Atlantischen Ozean. Seien so Litauer, Slaven, Germanen und Kelten als Autochthonen des Bodens zu betrachten, den sie bewohnen, so sollen die Ursitze der Hellenen nach Ausweis griechischer Sage und Sprache nicht weniger im Norden und zwar den Litauern benachbart zu suchen sein. Dies gehe nicht nur hervor aus den Berichten der Alten, besonders des Herodot (IV, Kap. 108), der von einer griechischen Kultus und griechische Sprache gebrauchenden Stadt der Gelonen im Lande der Budinen zu erzählen weiss, sondern besonders aus der näheren Verwandtschaft des Griechischen mit dem Litauischen, die von Cuno fälschlich behauptet wird (p. 42—45).

Aber Cuno hat noch einen weiteren Beweis für seine Hypothese über den Ursprung der indog. Völker, den ihm die Sprachwissenschaft selbst zu bieten scheint. „Ist nämlich die Urheimat des Volkes und der Sprache der Indogermanen wirklich das Tiefland und das niedrige Gebirgsland von Mittel- und Osteuropa, sind Sprache und Volk dort entstanden, so müssen sich zahlreiche Berührungspunkte zeigen zwischen dem indogermanischen und dem ihm unmittelbar benachbarten finnischen Sprachstamme" p. 50. Und in der Tat weiss Cuno auf dem Gebiete der Zahlwörter, des Fürwortes, der Verwandtschaftswörter eine ganze Anzahl finnisch-indogermanischer Entsprechungen zusammenzustellen, die nicht auf Entlehnung beruhen, sondern in der Periode der Entstehung beider Sprachen Gemeingut geworden sein sollen. Wenn nun hieraus hervorgehe, dass der finnische und indog. Sprachstamm von Anfang an benachbart waren, und es andererseits absurd wäre, etwa eine gemeinschaftliche Einwanderung der Finnen und Indogermanen aus Asien anzunehmen, so folge hieraus mit Bestimmtheit, „dass die ältesten Indogermanen da lebten, wo wir noch heute ihre Hauptmasse finden, und dass von dem südöstlichen Russland durch die turanischen Steppen Einbrüche nach Eran, nicht umgekehrt von Eran nach dem südöstlichen Russland stattgefunden haben."

Mochte man nun über die Gründe, die für die Abstammung der Indogermanen aus Europa vorgebracht worden waren, urteilen,

wie man wollte, jedenfalls ist zu konstatieren, dass durch die Einwendungen der genannten Gelehrten die Alleinherrschaft der Hypothese von dem asiatischen Ursprung der Indogermanen auf das heftigste erschüttert worden ist. So kann das ganze letzte Menschenalter als eine Zeit des Kampfes der beiden gegenüberstehenden Ansichten bezeichnet werden.

Wir verweilen zunächst bei denjenigen Forschern, die die ältere Meinung aufrecht zu erhalten und durch neue Gesichtspunkte zu unterstützen bestrebt sind.

Unter ihnen ist zeitlich zuerst A. Fick zu nennen, der in der 2. Auflage seines Vergleichenden Wörterbuchs (1870—71), indem er stillschweigend gegen die Bemerkungen Benfeys der 1. Auflage Protest erhebt, die Heimat der Indogermanen in die weiten Gründe Turans „zwischen Ural, Bolor und Hindukusch" verlegt.

Eine eigentliche Polemik gegen die Anhänger der neuen Lehre eröffnet A. Höfer (K. Z. XX, 379—384 Die Heimat des indog. Urvolkes). Der ehrwürdige Mitbegründer der vergleichenden Sprachwissenschaft in Deutschland kann sie überhaupt nur verstehen „bei dem Drängen der heutigen Wissenschaft", jeden Satz, „wenn auch nur versuchsweise und gleichsam zur Abwechslung" einmal auf den Kopf zu stellen. Während er von diesem Standpunkt aus die für Europa vorgebrachten Argumente beurteilt, scheint ihm für die asiatische Heimat der Indogermanen schon das eine hinreichend beweiskräftig zu sein, dass Sanskrit und Zend, weil sie die reinsten und ursprünglichsten Formen bewahrt hätten, auch in der nächsten Nähe der indog. Ursitze geblieben sein müssten [1]).

Einen einzelnen der gegen die Abstammung der Indogermanen aus Asien vorgebrachten Gründe sucht Carl Pauli zu widerlegen in einer besonderen Schrift Die Benennung des Löwen bei den Indogermanen, ein Beitrag zur Lösung der Streitfrage über die Heimat des indog. Urvolkes, Münden 1873.

Den energischsten Anwalt aber fand die asiatische Hypothese in keinem geringeren als in Victor Hehn. Dieser vertritt in

1) Diesem Argument gegenüber hatte Whitney (*Language and study of language*) schon 1867 auf das Armenische einerseits, auf das Litauische und Isländische andererseits hingewiesen, die sämtlich in Widerspruch zu demselben stehen.

dem Schriftchen Das Salz (1873) die Ansicht, dass die Gleichung lat. *sal*, griech. ἅλς etc. keine indogermanische sei, da sie sich auf die europäischen Sprachen beschränke. Hieraus zieht nun Hehn p. 16 den Schluss, dass die Indogermanen, „als sie noch in ihrem Ursitz, auf dem Scheitel und an den Abhängen des nach dem Meridian streichenden Bolur-Tagh weidend umherzogen", noch nichts von dem Salze wussten. Erst die westlichen Glieder des Muttervolkes, die nach der Abendsonne zogen, lernten, als sie in die an Salzsümpfen und halbtrockenen Salzseen reichen Steppen das Aralsees und Kaspischen Meeres kamen, das bis dahin unbekannte Mineral benennen. Auch von der weiteren Wanderung gibt Hehn eine anziehende Schilderung, die unter dem Text folgen möge[1]).

Die zweite Auflage der Kulturpflanzen und Haustiere (1874) benutzt V. Hehn, um über die Anhänger der europäischen Hypothese die ganze Lauge seines Spottes auszugiessen. „Da geschah es", heisst es Vorrede VIII, „dass in England, dem Lande der Sonderbarkeiten, ein origineller Kopf es sich einfallen liess, den Ursitz der Indogermanen nach Europa zu verlegen; ein Göttinger Professor eignete sich aus irgend einer Grille den Fund an, ein geistreicher Dilettant in Frankfurt stellte die Wiege des arischen

1) „Die weitere Wanderung führte von der aralokaspischen Niederung auf dem von der Natur selbst für alle Zeiten vorgezeichneten Völkerwege durch die südrussischen Steppen, wo gegen Nordwesten dichter Fichtenwald, an den Abhängen der Karpathen üppige undurchdringliche Laubwaldung begann. Hier, wo das Gebirge sich vorlagerte, trat eine Zweiteilung ein: am schwarzen Meer, an der Niederdonau, wo das Weideland sich fortsetzte, drängten die Scharen weiter, aus denen später Pelasger-Hellenen und Italer, Thraker und Illyrier wurden; weiter in das heutige Polen, an das baltische Meer, durch die ungeheure Ebene, die sich bis Holland fortsetzt, verbreiteten sich die nachmaligen Kelten, die auch über den Kanal zu den britischen Inseln übersetzten, die nachmaligen Germanen, die über Belt und Sund auch Skandinavien erreichten, endlich die Litauer und Slaven, die letzten Nachzügler, die dem Trennungspunkt am nächsten verblieben. Im Rücken der Fortgezogenen ergoss sich nun auf den freigewordenen unermesslichen Flächen der iranische Strom von den Massageten und Saken bis zu den Sarmaten und Scythen, den Jazygen und Alanen, indes südlich vom kaspischen Meer nach Kleinasien zu ein anderer Arm dieser iranischen Flut die kompakte semitische Masse sprengte, ihre grössere Hälfte südlich liess und in einzelnen Ausläufern bis an die Propontis und das ägäische Meer gelangte." Das Salz, p. 21 u. 22.

Stammes an den Fuss des Taunus und malte die Szenerie weiter aus.“ Es folgen dann die Gesichtspunkte, von denen aus dieses absprechende Urteil gefällt wird. Freilich sind es dieselben, denen wir gerade bei den älteren Forschern, die für Asien eintraten, von Pott (vgl. oben p. 11), ja von Adelung an, häufig begegnet sind. „Danach also hat Asien, der ungeheure Weltteil, die *officina gentium*, einen grossen Teil seiner Bevölkerung von einem seiner vorgestreckten Glieder, einer kleinen, an Naturgaben armen, in den Ozean hinausreichenden Halbinsel erhalten! Alle (?) übrigen Wanderungen, deren die Geschichte gedenkt, gingen von Ost nach West und brachten neue Lebensformen, auch wohl Zerstörung ins Abendland, nur die älteste und grösste ging in umgekehrter Richtung und überschwemmte Steppen und Wüsten, Gebirge und Sonnenländer in unermesslicher Erstreckung! Und die Stätte der ersten Ursprünge, zu der uns wie in die Kinderzeit unseres Geschlechts dunkle Erinnerungen zurückführen, die Stätte der frühesten, sich regenden Fertigkeiten und noch unsicheren Schritte, wo, wie wir ahnen, Arier und Semiten neben einander wohnten, ja vielleicht eins waren, sie lag nicht etwa im Quellgebiet des Oxus, am asiatischen Taurus oder indischen Kaukasus, sondern in den sumpfigen, spur- und weglosen, nur von den Fährten der Elene und Auerochsen durchbrochenen Wäldern Germaniens. Auch die älteste Form der Sprache dürften wir nicht mehr in den Denkmälern Indiens und Baktriens suchen, — da ja die Völker dorthin erst durch eine lange, zerrüttende Wanderung gelangt wären, — sie klänge uns vielmehr aus dem Munde der Kelten und Germanen entgegen, die unbewegt und regungslos auf dem Boden ihrer Entstehung verharrten.“

Erwähnt sei jedoch, dass die Vorrede, in der diese Ausführungen enthalten sind, in den späteren Auflagen des Hehnschen Werkes fehlt[1]).

Dem bedeutendsten Kulturforscher schliesst sich in seiner Entscheidung für die asiatische Herkunft der Indogermanen der namhafteste Vertreter der historischen Geographie in Deutschland, H. Kiepert, an. Dieser (vgl. Lehrbuch der alten Geographie 1878, p. 23 ff.) erblickt in der, namentlich vor der

1) In der VII. Auflage habe ich sie am Schluss wieder abdrucken lassen.

nördlichen Ausbreitung der Germanen und Slaven, zu „ausser ordentlicher Länge gedehnten“ Gestalt des indog. Wohngebietes die Wahrscheinlichkeit dafür, dass auch die Ausbreitung der Indogermanen in dieser Längenrichtung erfolgt sei. Dass diese Ausbreitung von Ost nach West und nicht umgekehrt erfolgt sei, dafür spricht auch ihm „die allgemeine Analogie“ anderer Wanderungen. War doch auch der Trennungspunkt der arischen Familie mit Sicherheit am östlichen Ende des historischen Verbreitungsgebietes der Indogermanen, in den Tälern des Indus und Oxus.

Was die weitere Wanderung anlangt, so ist Kiepert der Meinung, dass die Völkermasse der Indogermanen dem Zuge der Tauros-Kette gefolgt sei und erst im westlichen Asien sich in eine Hälfte südlich und eine nordöstlich vom Kaukasus gespalten habe. Auch er findet es wahrscheinlich, dass die europäischen Indogermanen als kompakte Masse auf mitteleuropäischem Boden eine lange Zeit gewohnt haben, „da dieselben schon in ältester Zeit viel vollständiger die Mitte und im westlichen Teil selbst den Norden des Erdteils bewohnt haben als die südlichen Halbinseln.“ Die Ausdehnung der italischen und griechischen Stämme von Nord nach Süd lasse sich auch in historisch beglaubigten Zeiten verfolgen. Die ersten der aus Mittel- nach Südeuropa eingewanderten Stämme seien aber Illyrier (letzter Rest die heutigen Albanesen) und Ligurer, von denen erstere dann später durch die Griechen, letztere durch die Italiker durchbrochen worden seien.

Die im bisherigen geschilderten Beweisversuche für den asiatischen Ursprung der Indogermanen gingen im wesentlichen von den indogermanischen Völker-, Kultur- und Sprachverhältnissen selbst aus, und es bleibt uns nun noch einer Argumentation zu gedenken, die zu demselben Ergebnis zu führen schien, indem sie an das angebliche nähere Verhältnis der Indogermanen zu einem anderen Sprach- und Völkerstamm anknüpfte.

Schon in den bisherigen Erörterungen über die Ursprünge der Indogermanen sind wir öfters (vgl. p. 13, 92) der Meinung begegnet, die Indogermanen müssten deshalb aus Asien nach Europa und nicht umgekehrt gewandert sein, weil sie durch eine uralte Sprachverwandtschaft mit dem zweiten Hauptstamm der weissen Rasse, deren Ursitze doch niemand in

Europa werde suchen wollen, mit den Semiten, verbunden würden.

Diese Annahme einer semitisch-indogermanischen Urverwandtschaft muss nun freilich trotz F. Delitzsch Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft Leipzig 1873 (wo p. 3—21 eine geschichtliche Übersicht über diese wichtige Kontroverse gegeben wird) auch heute noch als unbegründet bezeichnet werden, und so würden die altsemitischen Völkerverhältnisse für die Beurteilung der indogermanischen kaum von Interesse sein, wenn man nicht die Ursitze der Semiten denen der Indogermanen noch auf einem anderen Wege nahe zu bringen versucht hätte.

Während nämlich nach der Ansicht namhafter Semitisten (E. Schrader und Sprenger) der Ausgangspunkt der semitischen Völker nach dem Süden ihres historischen Verbreitungsgebietes und zwar nach Arabien zu verlegen wäre, versuchte A. v. Kremer in seinem Aufsatz Semitische Kulturentlehnungen aus dem Tier- und Pflanzenreiche (Ausland 1875 Nr. 1, 2, 4, 5) durch die Vereinigung sprachvergleichender, sowie pflanzen- und tiergeographischer Forschung darzutun, dass die Einwanderung der Semiten vielmehr von Norden her in die von ihnen besetzten Länder erfolgt sein müsse. Aus der Vergleichung der semitischen Sprachen hinsichtlich der Benennungen ihrer Flora und Fauna gehe nämlich hervor: 1. dass die Semiten schon vor ihrer Trennung das Kamel kannten und 2. dass ihnen zu dieser Zeit noch die Palme und der Strauss unbekannt waren, die doch, Arabien als Urheimat der Semiten vorausgesetzt, ihrer Kenntnis nicht hätten entgehen können. „Das Land aber“, schliesst er weiter, „wo Palme und Strauss fehlen, aber das Kamel seit der Urzeit heimisch ist, kann nur in Zentralasiens unermesslichen Hochebenen gesucht werden, die westlich von der Pamirterrasse zwischen Oxus und Jaxartes liegen und von einem ganz vorurteilsfreien Naturforscher (Schmarda, Geograph. Verbreitung der Tiere) als der Entstehungsherd der *Spezies equina* bezeichnet werden.“ Von hier sei die Wanderung der Semiten, zunächst dem Laufe des Oxus folgend, in südwestlicher Richtung, am Südrand des Kaspischen Meeres hin, durch einen der Elburz-Pässe nach Medien gegangen, von hier aber „durch die Einbruchstelle aller Völkerstämme von und nach Medien, durch die Felsenschlucht von Holwân“ in das tiefe Becken

der assyrisch-mesopotamischen Niederung, wo nun erst allmählich die Differenzierung der semitischen Stämme erfolgt sei.

An die Beweisführung Kremers schliesst sich, dieselbe berichtigend und erweiternd, Fritz Hommel an, sowohl in einem Aufsatz Die ursprünglichen Wohnsitze der Semiten (Beilage z. Allg. Zeitung 1878, Nr. 263) als auch in seinem Werke Die Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern 1879, p. 406 f.

Für ihn handelt es sich vor allem darum, „die Existenz von Tieren für die ursemitische Fauna nachzuweisen, welche es in Arabien entweder gar nie gab, oder die doch wenigstens nur ganz vereinzelt daselbst vorkommen.“ Zu dieser Kategorie zählt er die ursemitische Benennung des Bären (*dubbu*), des wilden Ochsen (*rîmu*), des Panthers (*namiru*). Erst in zweiter Linie beweisend ist ihm das Fehlen solcher Tiernamen in der ursemitischen Fauna, deren Träger allein der arabischen Fauna eigen sind, wie des Strausses, der Springmaus und des Wüstenluchses; denn „es kann ja nur Zufall sein, dass das betreffende Wort in der einen semitischen Sprache erhalten blieb, in der andern aber aufgegeben und dann gewöhnlich durch neue, von anderen Stämmen gebildete Wörter ersetzt wurde“.

Die ursprüngliche Verzweigung der Ursemiten stellt sich F. Hommel (vgl. Die sprachgeschichtliche Stellung des Babylonisch-Assyrischen S. A.) in der Weise vor, dass sich aus dem Schosse des Ursemitischen (I) in sehr früher Zeit das Babylonisch-Assyrische loslöste, während Syro-phönico-arabisch (Ursemitisch II) noch geraume Zeit vereinigt blieben. Dies folge, ausser aus der Betrachtung des semitischen Perfectums, aus den Benennungen des Weinstocks, Ölbaums, Feigenbaums, der Dattelpalme und des Kamels, die nur in dem Ursemitischen II übereinstimmten. Zuletzt sassen die Syro-phönico-araber noch in Mesopotamien vereinigt beisammen. Hier fand auch die künstliche Züchtung der vorher nur wild bekannten Dattelpalme statt.

Wenn somit Hommel auf diesem Wege nur bis nach Mesopotamien als zur letzten Station der Ursemiten vor ihrer Trennung geführt wird, so schliesst er sich doch der Ansicht Kremers von der vorgeschichtlichen Wanderung der Semiten aus Zentralasien in das Zweistromland nicht am wenigsten deswegen an, weil er die ursprüngliche Berührung der Indogermanen und Semiten, die auch er im übrigen sprachlich nicht für verwandt hält, durch eine

Reihe seiner Meinung nach beiden Völker- und Sprachstämmen gemeinsamer Kulturwörter für erwiesen hält. Über diese Ursemiten und Urindogermanen gemeinsamen, d. h. durch Entlehnung von den einen zu den anderen gewanderten Kulturbegriffe hat Hommel in einem Aufsatz Arier und Semiten (Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1879 Nr. 7 u. 8) eingehender gehandelt. Es sind nach seiner Meinung folgende:

urindog.	ursemitisch	Bedeutung.
1. *staura*	*ṯauru*	Stier
2. *karna*	*ḳarnu*	die Waffe des Stieres, das Horn
3. *laiwa, liw*	*labi'atu* *lib'atu*	Löwe
4. *gharata*	*ḫarûḍu*	Gold
5. *sirpara*	*ṣarpu*	Silber
6. *waina*	*wainu*	Wein(stock).

An dieser Anschauung hält Hommel auch noch in einem Aufsatz Neue Werke über die Urheimat der Indogermanen (Archiv f. Anthrop. XV *Suppl.* 163 ff.) im wesentlichen fest. Besondere Wichtigkeit legt er in demselben der Übereinstimmung des ursemitischen (II) *wainu* mit dem griech. *ϝοῖνος*, lat. *vînum*, alb. *vene* bei. Dieses Wort hätten aus gemeinsamer Quelle die westlichen Indogermanen kennen gelernt, als sie aus dem Innern Asiens nordwärts des Kaukasus, eines uralten Weinlandes, vorüberzogen, ebenso wie die Semiten, als sie ebenfalls auf dem Wege aus Innerasien nach Ablösung der Babylonier südwärts des genannten Gebirges sassen.

An die Beweisführung F. Hommels schliesst sich eine Arbeit J. Schmidts an „Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlsystem“ Berlin 1890. Es ist die letzte Arbeit, die mit ausführlicher Begründung für Asien als Urheimat der Indogermanen eintrat. Ausser den oben angeführten angeblichen semitisch-indogermanischen Kulturwörtern, die Joh. Schmidt nicht für beweiskräftig erachtet, hatte nämlich F. Hommel noch auf zwei Kulturwörter hingewiesen, die nach ihm aus der Sprache der Sumerer, der Vorgänger der Semiten in dem Besitz der mesopotamischen Länder, in das Indogermanische übergegangen waren: 1. skr. *lôhás, lôhám* „Kupfer“, pehl. *rôd*, altsl. *ruda*

„metallum“, lat. *raudus*, altn. *raudi* „rotes Eisenerz“ = sumer. *urud* „Kupfer“. 2. skrt. *paraçús*, griech. *πέλεκυς* „Beil“ = sum. *balag*, babyl.-assyr. *pilakku* „Beil“. In diesen beiden Wörtern erblickt J. Schmidt den einzigen, vielleicht nicht trügerischen Anhalt, der in der gesamten Literatur für die Bestimmung der Urheimat der Indogermanen bisher beigebracht worden sei. Den eigentlichen Beweis aber für seine Ansicht, dass diese letztere in Asien und im Bereich der mesopotamischen Kultursphäre zu suchen sei, sieht J. Schmidt in dem eingehend von ihm versuchten Nachweis, dass das ursprünglich dezimale Zahlensystem der Indogermanen in den europäischen Sprachen durch die Einwirkung des von den Sumerern erfundenen und von den Babyloniern übernommenen Sexagesimalsystems durchbrochen werde. So zeige sich z. B. bei der Zählung der Zehner in den genannten Sprachen überall ein scharfer Einschnitt hinter der Zahl 60, wie griechisch *ἑξήκοντα* gegenüber *ἑβδομήκοντα* oder gotisch *saihstigjus* gegenüber *sibuntêhun* beweise. Diese Spuren „lassen sich mit der alten, freilich ganz unbewiesenen Annahme, dass unser Urvolk einst weit im Nordosten von Babylon, etwa auf der Hochebene von Pamir gesessen hat, vereinigen. Dann wären die nach Westen wandernden nachmaligen Europäer auf ihrem Zuge in die Sphäre des babylonischen Einflusses geraten, welcher die nach Süden rückenden Arier damals noch fern blieben. Sie lassen aber ebensowohl die Möglichkeit offen, dass das Urvolk nicht allzu fern von Babylon heimisch war, aber, als die babylonische Kultur seinen Sitz erreichte, sich schon nach Osten ausgebreitet hatte und nur noch die westlichen Stämme den Ausstrahlungen der fremden Kultur ausgesetzt waren. Die Antwort, welche das Zahlsystem auf die Frage nach unserer Heimat gibt, ist also zwar sehr unbestimmt, engt aber das Gebiet, auf welchem zu suchen ist, erheblich ein. Wo bisher gar nichts fest stand, ist wenigstens ein sicherer Halt gewonnen.“ Zustimmung hat die Beweisführung J. Schmidts auch bei denen, die sich von seiner Annahme einer sumerisch-babylonischen Beeinflussung des europäischen Zahlensystems überzeugt fühlten, nicht gefunden[1]. Der nächstliegende Einwand war der, dass, wenn, worauf J. Schmidt selbst hinweist, jene Ausstrahlungen der sumerisch-

1) Vgl. auch die Polemik zwischen Fr. Müller und J. Schmidt im Ausland 1891 Nr. 23, 27, 31.

babylonischen Kultur sich auch in von Mesopotamien weit entfernten Ländern, z. B. bei den im höchsten Nordosten Europas wohnenden finnischen Syrjänen, zeigen, nicht abzusehen ist, warum jene Durchkreuzung des ursprünglichen Dezimalsystems durch das sumerische Sexagesimalsystem bei den europäischen Indogermanen nicht auch irgendwo in Europa selbst stattgefunden haben könnte.

War es somit immerhin eine stattliche Anzahl von Gelehrten, die an der alten Lehre von der asiatischen Urheimat der Indogermanen festhielt, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, dass die Zahl derjenigen, die die Indogermanen in Europa oder wenigstens an den Grenzen von Asien und Europa lokalisieren wollten, von Jahr zu Jahr gewachsen ist, so dass diese Anschauung gegenwärtig für die verbreitetere gelten kann. Um über diese Arbeiten eine Übersicht zu geben, wird es gut sein, dieselben nach dem Charakter der Argumente zu gruppieren, mit denen die einzelnen Forscher das unbekannte Land zu bestimmen versuchten. Und zwar lassen sich hierbei drei Richtungen unterscheiden: eine anthropologische, eine prähistorisch-archäologische und eine linguistisch-historische. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, dass die diesen Gruppen zugewiesenen Forscher ihre Hauptargumente nicht auch gelegentlich mit anderen Gründen zu stützen versuchen.

Mit grosser Wärme und nicht geringerer Bestimmtheit trat zunächst die mächtig aufblühende anthropologische Forschung für den europäischen Ursprung der Indogermanen ein.

Die Zweifel der Naturforscher an der von den Philologen und Historikern allgemein angenommenen Lehre von der asiatischen Herkunft der Indogermanen gehen in sehr frühe Zeiten zurück, und schon im Jahre 1848 hatte der belgische Geologe J. d'Omalius d'Halloy (vgl. *Bulletin de l'Académie de Belgique* 1848, t. XV, p. 549) sehr energischen Widerspruch gegen dieselbe erhoben. Im Anfang des Jahres 1864 legte dann derselbe Gelehrte der Pariser anthropologischen Gesellschaft folgende drei Fragen zur Beantwortung vor: 1. Welches sind die Beweise für den asiatischen Ursprung der Europäer. 2. Haben sich die flektierenden Sprachen, statt von Asien nach Europa überzugehen, nicht vielmehr von Europa nach Asien verbreitet? 3. Sind die heutigen Völker mit keltischen (d. h. indog.) Sprachen, die man infolgedessen als aus Asien eingewandert ansieht, nicht vielmehr Ab-

kömmlinge einer autochthonen Bevölkerung des westlichen Europa? Während der Diskussion, die über diese Fragen eröffnet wurde (vgl. *Bulletin de la Société d'anthropologie* 1864), und an der sich ausser d'Omalius Männer wie Broca, Bertillon, Pruner-Bey und andere beteiligten, trat im Munde Brocas mit bemerkenswerter Deutlichkeit der Gedanke hervor, dass man die beiden Fragen: „Woher stammen die europäischen Völker?“ und „Woher stammen die europäischen Sprachen?“ von einander trennen müsse. Die ersteren seien zweifellos autochthon, die letzteren durch eine asiatische Einwanderung von vielleicht wenigen Tausenden von Menschen nach Europa verpflanzt worden. D'Omalius selbst vertrat sehr entschieden die Meinung, dass, da in Europa eine blonde Bevölkerungsschicht neben einer dunkel gefärbten lebe, wirklich Blonde in Asien aber nur in dürftigen Spuren gefunden würden, während sie von jeher das Zentrum Europas bevölkert hätten, hier die *officina gentium* des indogermanischen Stammes zu suchen sei.

Im Jahre 1879 beschäftigte sich die Pariser anthropologische Gesellschaft erneut mit der Frage nach der Urheimat und dem Urtypus der Indogermanen, ohne dass man auch jetzt zu einem feststehenden Ergebnis gekommen wäre. Doch ging aus diesen Verhandlungen [1]) eine Arbeit C. A. Piètrement's *Les Aryas et leur première patrie* (*Revue de linguistique et de philologie comparée,* 1879, auch besonders erschienen, Orléans und Paris) hervor, der es vorbehalten blieb, unsere Vorfahren dahin zurückzuführen, von wo sich eine Auswanderung derselben allerdings ohne weiteres erklärt — nach Sibirien. Piètrement geht wiederum von dem *Airyana-Vaêjanh* des Vendidâd aus, auf das er (völlig willkürlich) eine Stelle des *Bundehesh* (XXV) bezieht, wo es heisst: „Der längste Sommertag ist dort gleich zwei kürzesten Wintertagen, die längste Winternacht ist dort gleich zwei kürzesten Sommernächten.“ Diese Angabe soll nun ausschliesslich auf den 49° 20′ nördlicher Breite passen, was in Zentralasien in das russische Turkestan, in den Distrikt von Alatau führe.

Doch fand die Hypothese Piètrement's, wie natürlich, wenig Anerkennung, sondern wurde vielmehr in Frankreich selbst in

1) Näheres über dieselben siehe bei Penka *Origines Ariacae* p. 9, 11 und bei S. Reinach L'origine des Aryens S. 59 ff.

zwei besonderen Aufsätzen, erstens von Arcelin *L'Origine des Aryas* (*Revue des Questions scientifiques*, Janvier 1880, p. 331), zweitens von De Harlez (*Les Aryas et leur première patrie. Réfutation de M. Piètrement*) auf das entschiedenste bekämpft. „*L'Avesta*", schliesst der bekannte Zendist seinen Aufsatz sehr richtig, „*ne peut fournir aucun renseignement précis relativement à la patrie primitive des Aryas. Tout y est éranien ou éranisé; tout même y est approprié au zoroastrisme; c'est-à-dire au dualisme mazdéen. On pourrait y découvrir peut-être l'indication de l'Éran primitif; mais on y chercherait en vain celle de la patrie des premiers Aryas asiatiques, bien plus vainement encore celle des Aryas primitifs*"[1]).

Bedeutsamer als die bisher genannten greifen in die Geschichte des Problems der indogermanischen Urheimat zwei deutsche, von anthropologischen Gesichtspunkten ausgehende Forscher ein. Eine ganz bestimmte Örtlichkeit des östlichen Europas suchte Theodor Pösche in seinem Buche Die Arier, ein Beitrag zur historischen Anthropologie Jena 1878, p. 58 bis 74, als Urheimat der Indogermanen zu erweisen, indem er ihre Ursprünge in die südlich des west-russischen Landrückens in ungeheurer Ausdehnung sich erstreckenden, vom Pripet, der Beresina und dem *Dnépr* durchflossenen — Rokitnosümpfe zurückführte. Diese wunderliche Hypothese beruht im wesentlichen auf einer physiologischen Argumentation. In jenen Gegenden soll nämlich nach den Mitteilungen eines russischen Gelehrten[2]),

---

1) Trotzdem feiert der oftmals (vgl. auch oben p. p. 90, 91) widerlegte Gedanke, als ob im Avesta oder Rigveda Erinnerungen an die Urheimat der Indogermanen, ja an die Urheimat der Menschheit enthalten sein könnten, immer wieder seine Auferstehung. Ich verweise in dieser Beziehung auf W. F. Warren *Paradise found, the cradle of the human race at the north-pole*, London 1885, und auf Bâl Gangâdhar Tilak *The arctic home in the Vedas, being also a new key to the interpretation of many Vedic texts and legends*, Bombay 1903.

2) Mainow auf dem internat. Geographenkongress zu Paris 1875 (Archiv für Anthropologie VIII, 3). Merkwürdig ist, dass v. Fischer, dessen eingehenden Bericht über die Rokitnosümpfe (Mitteil. der naturf. Gesellsch. in Bern 1843 u. 44) Pösche mitteilt, nichts von Albinismus in jenen Gegenden weiss. Er berichtet nur von der Häufigkeit des Weichselzopfes daselbst. Natürlich beeilt sich Pösche, einen Zusammenhang zwischen Albinismus und Weichselzopf zu vermuten. Vgl. auch Pösche Archiv für Anthropologie XIV, 143 ff.

(vgl. p. 67) die Erscheinung der Depigmentation oder des Albinismus eine sehr häufige sein und daselbst an Menschen, Tieren und Pflanzen deutlich hervortreten. Nur in einer solchen Örtlichkeit aber lasse sich das Entstehen der grossen blonden Menschenrasse, d. h. nach Pösche der Indogermanen, denken. Aus diesen prähistorischen Sumpfwohnungen erkläre sich auch die bei den ältesten Indogermanen in der Schweiz, in Italien etc. hervortretende Neigung, ihre Hütten auch dann auf Pfahlwerk zu errichten, wenn die Bodenbeschaffenheit des Terrains es nicht erforderte. Neben der von allen lebenden indog. Sprachen „grössten Ursprünglichkeit" des Litauischen spricht ihm auch der Umstand für die eher nord-östlichen als süd-östlichen Ursitze der Indogermanen in Europa, dass die Kunst des Reitens bei denselben nachweislich eine verhältnismässig späte sei. „Rücken wir nun die Ursitze weiter nach den Steppen des Südostens, so müsste eine sehr frühe Bekanntschaft mit den mongolischen Turkstämmen, den ältesten bekannten Reitern, eingetreten sein, und das Reiten würde dann wohl bei den Ariern weiter zurück datieren" (p. 73).

Die Arbeit Pöseches erfuhr in der Presse eine überaus verschiedene Beurteilung. Während die allerdings unzweifelhaft äusserst lückenhafte philologisch-historische, in der Benutzung der Sprachwissenschaft nicht über Grimm hinausgehende Seite des Werkes von den Philologen sehr ungünstig beurteilt wurde (vgl. Literar. Zentralbl. 1878, p. 1221 ff.), wurden die Aufstellungen Pösches dagegen von seiten der Anthropologen mit Freude begrüsst. In diesem Sinne äusserte sich A. Ecker (Archiv für Anthropologie XI, 365 ff.), der zwar auch seine Bedenken gegen das „weichselzopfige Kakerlakengeschlecht" der Indogermanen und ihren Ursprung aus der Rokitnosümpfen nicht verhehlt, aber doch der Meinung ist, dass folgende zwei Sätze des Pöscheschen Buches einen grossen Fortschritt der Wissenschaft bezeichneten:

1. dass die Blonden, nenne man sie nun Arier (wie Pösche) oder bezeichne sie einfach, wie ich (Ecker) vorziehen würde, als Blonde (*Xanthochroi*), einen besonderen, wohl charakterisierten Menschenstamm bilden, und

2. dass die Heimat dieses Stammes nicht in Asien, sondern in Osteuropa zu suchen ist.

Auch Lindenschmit (Handbuch der deutschen Altertumskunde I, 1880, Einleitung), einer der angesehensten der deutschen Anthropologen und Prähistoriker, äusserte sich in dem Sinne, dass der ursprüngliche Typus der Indogermanen sicher nicht bei den asiatischen Völkern zu suchen wäre. „Selbst bei dem noch so beschränkten Umfange der Untersuchungen über die Stämme und Geschlechter der Menschen dürfen wir doch so viel als gewiss betrachten, dass, wenn ein ursprünglicher Zusammenhang der sprachverwandten, westöstlichen Völker unfehlbar auch eine übereinstimmende Körperbildung derselben bedingt, der Urtypus der letzteren sicher nicht bei den Hindus und Tadschiks, Bucharen, Beludschen, Parsen und Osseten zu suchen ist." Im übrigen ist L. mit Benfey der Meinung, dass der indog. Wortschatz wegen des Mangels einer gemeinsamen Benennung für den Elephanten, das Kamel, den Löwen und Tiger keinen „unbedingt orientalischen Charakter" zeige. Während ferner der vermeintliche Völkerzug der Indogermanen nach dem Abendlande jedes historischen Anhalts entbehre, werde der Grundtrieb der indog. Wanderungen durch unzweideutige geschichtliche Tatsachen als nach Osten und Süden gerichtet erwiesen. Hierher zählt er den auf der Inschrift von Karnak erwähnten Zug von Westvölkern nach Ägypten im XIV. Jahrhundert, hierher die Wanderungen der Kelten in der Richtung auf Germanien, Italien, Griechenland, Kleinasien, hierher, wie es auch Spiegel getan hatte (Ausland 1871 p. 557), die Züge der Scythen nach Kleinasien und Iran, hierher die Stammsage der gotischen Völker von ihrer Wanderung aus den Ostseeländern in die des Pontus Euxinus u. a. m. Diese Expansionskraft der europäischen Indogermanen aber habe sich bis auf den heutigen Tag erhalten, während die „bis nach Arien und Indien vorgedrungenen Stämme" durch Vermischung mit anderen bis zur Unkenntlichkeit entfremdet worden seien. „Eine Lebensdauer und Lebenskraft von gleich nachhaltiger Unverwüstlichkeit zeigen so wenig die sprachverwandten Völker Asiens, dass bei der Frage, wo die mächtigsten, ältesten und am tiefsten gehenden Wurzeln des gemeinsamen Stammes zu suchen sind, das Gewicht der Tatsachen unbedingt zu gunsten des westlichen Weltteils entscheiden muss."

Nicht weniger bekannte R. Virchow, der in seinem Vortrag Die Urbevölkerung Europas 1874 noch sehr entschieden

den Satz betont hatte, „dass alle aus arischer Wurzel hervorgegangenen europäischen Stämme von Osten her eingewandert seien“ (p. 17), sich mehr und mehr zu der Ansicht, dass „eine Art von Autochthonie der nach germanischem Typus gebildeten Völker im Norden aufzustellen sei“ (Verh. d. Berl. Gesellschaft f. Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte 1884, p. 210).

Wenn aber Th. Pösche hauptsächlich in der lichten Komplexion ein Hauptcharakteristikum des indog. Typus gefunden zu haben glaubte[1]), so fügte Karl Penka in zwei umfangreichen Werken *Origines Ariacae* 1883 und Die Herkunft der Arier 1886 (vgl. dazu auch die 1893 erschienene Abh. P.s über die Heimat der Germanen, Mtlg. d. anthrop. Ges. in Wien XXIII, 72ff.) auf Grund der neueren kraniologischen Studien die Dolichokephalie (Langschädligkeit) als das den ursprünglichen Habitus des Urvolks charakterisierende Merkmal hinzu, indem er zugleich den Nachweis zu führen unternahm, dass die Heimat der Indogermanen nur da gesucht werden dürfte, wo Blondheit und Dolichokephalie noch heute am reinsten und schärfsten ausgebildet seien, — in Skandinavien.

Die in diesen Büchern niedergelegten Ansichten lassen sich zu folgendem Bilde vereinigen:

Die einheitlichen Ursprünge des gesamten Menschengeschlechtes sind während der Meiocenperiode in Mitteleuropa zu suchen. Da nahte die Eiszeit, und vor der allmählich sich vollziehenden Vergletscherung des Nordens und der Mitte unseres Erdteils wichen alle übrigen Menschenrassen nach Afrika, Asien, Amerika in angenehmere Wohnsitze. Nur die Urahnen der Arier blieben, und sie brauchten es nicht zu bereuen; denn dem Klima

1) Einen scharfen Widerspruch erhob hiergegen W. Tomaschek Z. f. d. östr. G. XXIX, 859: „Wir unserseits fassen die Blondheit, den Mangel an Farbstoff in Haut, Haar und Auge, als eine Abnormität im menschlichen Typus auf, die sich auf mehreren, von einander weit entlegenen Gebieten der Erde unter geeigneten klimatischen Verhältnissen und unter gewissen Lebensbedingungen, die noch weiter erforscht werden müssen, im Laufe der Zeit ausbilden konnten, ohne dass damit ein besonders inniger Zusammenhang aller blonden Stämme in Rasse und Deszendenz sich aussprechen musste. Der Satz Linnés *nimium ne crede colori* gilt auch für den Menschen; namentlich die Farbe der Augen kann im geringsten Grade Anspruch darauf machen, einen Rassencharakter darzustellen.“

der Eisperiode und dem Kampf mit ihren Lebensbedingungen verdankten sie die blonden Haare, die blauen Augen, die riesigen Leiber, den dolichokephalen Schädelbau. Aber auch die Eisperiode ging vorüber, und vor dem milder werdenden Klima wanderten die Jagdtiere der alten Arier, namentlich das Ren, nach dem Norden aus. Ihnen folgten die Arier — denn woher sollten sie nun ihre Nahrung nehmen? — selbst. In Skandinavien eröffnete sich ihnen eine neue Heimat, und hier entwickelte sich nun diejenige Kultur, die wir mit Hilfe der Sprachvergleichung als urarisch erschliessen können, und die wunderbar mit dem übereinstimmt, was die geographischen Verhältnisse, die Fauna und Flora Skandinaviens uns erwarten lassen. Nur hier lässt sich, und zwar in den Kjökkenmöddinger, ein Übergang nachweisen von der paläolithischen Kultur (etwa der belgischen Höhlenbewohner) zu der neolithischen (etwa der Schweizer Pfahlbauten), während im ganzen übrigen Europa zwischen beiden Perioden ein „Hiatus“ klafft.

Während dies im Norden vor sich ging, waren in das entvölkerte Mitteleuropa zwei grosse Völkereinbrüche erfolgt: von Südwesten her die Einwanderung der Völker des dolichokephalen, aber dunkelen Cro-Magnon-Typus, zu dem die Ureinwohner der pyrenäischen Halbinsel, Italiens, Siziliens, Griechenlands, aber auch die Bevölkerung Nord-Afrikas und die Semiten gehörten, von Osten her der Einbruch einer brachykephalen, dunklen, mongolenartigen Menschenrasse. Auf französischem und belgischem Boden waren beide zusammengetroffen und hatten sich mit einander gekreuzt.

So standen die Dinge, als vom Norden her der Siegeszug der „weissen Rasse“ — das bedeutet nämlich *Ârya* — erfolgte. Überall traten sie als Herren und Meister auf, bauten Burgen und zwangen den unterworfenen Stämmen ihre Sprache und ihre Kultur auf. Aber je weiter sich das arische Element von seinem nordischen Ausgangspunkt entfernte, um so mehr unterlagen seine charakteristischen Eigenschaften in dem Mischungsprozess mit den allophylen Völkern. So entstand das Völkergemisch, das durch die Einheit seiner Sprache so lange die Welt über die Verschiedenheit seiner Leibesbeschaffenheit getäuscht hat. Die Slaven sind nichts als arisierte Mongolen, die Griechen nichts als pelasgische Hamito-Semiten, die arisch gelernt haben u. s. w.

Andererseits gibt es auch Arier, die ihre Sprache aufgegeben, aber ihre körperlichen Merkmale bewahrt haben, wie die blonden und dolichokephalen Finnen.

Wenn nun auch die von Penka [1]) vorgetragenen Gedanken keineswegs durchaus neue waren, und wenn auch, ganz wie bei dem Poescheschen Buch, die historisch-philologischen Anschauungen des Verfassers vielfach gänzlich hinfällige waren [2]), so muss doch gesagt werden, dass das von ihm aufgestellte, in klarer und überzeugender Sprache entwickelte anthropologische System eines gewissen Eindrucks bei den Mitforschern nicht verfehlte, ja zum Teil begeisterte Anhänger fand. Unter ihnen nenne ich Rendall *The cradle of the Aryans*, London 1889, L. Wilser Herkunft und Urgeschichte der Arier, Heidelberg 1899, De Lapouge *L'Aryen, son rôle social*, Paris 1899. Unter den Philologen fand Penka Zustimmung für seine skandinavische These wohl nur bei A. H. Sayce (*Report of the British association for the advancement of science* 1887, p. 889) und F. Justi (Berl. phil. W. 1884, p. 36; 1887, p. 652). In gewissem Sinne kann man sagen, dass die Penkaschen Bücher den Höhepunkt der auf die Erschliessung der indog. Urheimat gerichteten anthropologischen Bestrebungen darstellen, den Höhepunkt, — freilich auch zugleich den Wendepunkt.

Lag es doch auf der Hand, dass die Penkasche Theorie von der Herkunft der Indogermanen aus Skandinavien nur für diejenigen etwas überzeugendes haben konnte, die an die Wahrheit der beiden Sätze glaubten:

1) Ganz ähnliche Anschauungen wie Penka hatte im Jahre 1875 Régis Géry (vgl. S. Reinach a. a. O. p. 59) und noch viel früher J. Kruger, Urgeschichte des indogermanischen Völkerstammes in ihren Grundzügen wiederhergestellt, Bonn 1855 (vgl. P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griech. Spr. p. 33) ausgesprochen.

2) Von bedeutsameren Besprechungen des Penkaschen Buches *Origines Ariacae* nenne ich diejenige von A. Bezzenberger (Deutsche Lz. 1883, Nr. 44), von A. H. Sayce (*Academy* 1883 Nr. 605), von W. Tomaschek (Literaturbl. f. orient. Phil. I, 133), von F. Hommel (Archiv f. Anthrop. XV *Suppl.* p. 163), von van den Gheyn *Revue des Questions scientifiques* 1884), von A. Kirchhoff (Literar. Zentr. 1884, p. 427). Am schärfsten äussert sich gegen die linguistischen Ausführungen Penkas J. Schmidt in seiner oben genannten Schrift über die Urheimat der Indogermanen, p. 13 ff.

1. Der *homo europaeus dolichocephalus flavus* ist eine von anderen scharf unterschiedene nördliche Menschenrasse,

2. die ältesten Indogermanen waren blond und dolichokephal, so dass die unter den historischen Indogermanen sich findenden dunklen und brachykephalen Elemente von jenen ältesten Indogermanen unterworfene Urvölker darstellen.

Nun stiess aber dieser letztere Satz doch auf sehr entschiedenen Widerspruch, namentlich bei französischen Gelehrten, die nicht ohne eine gewisse nationale Empfindlichkeit gegenüber der Penkaschen Lehre gerade umgekehrt in den Brachykephalen die echten Indogermanen und die wahren Träger aller indogermanischen Kultur erblickten. Unter den hierher gehörigen Schriften will ich die von Ch. de Ujfalvy, *Le berceau des Aryas d'après des ouvrages recents, Paris* 1884, nennen.

Die besonderen Verdienste dieses Forschers bestehen darin, eine zuverlässigere Kenntnis der nordiranischen, an das Pamir grenzenden Länder und Völker durch eigene Reisen in diese Gegenden uns vermittelt zu haben. Er findet p. 13 unter den arisch redenden Stämmen zwei ganz verschiedene Rassen vertreten: „*Ce peuple irano-hindou était avant sa séparation une race mélangée de deux types bien distincts: un type châtain, petit (ou moyen) et brachycéphalique et un type brun, grand et dolichocéphalique. Les brachycéphales sont encore aujourd'hui au nord de l'Hindou-Kouch, tandis que les dolichocéphales occupent les vallées au sud de ce massif montagneux.*“ Gegenüber der oben p. 111 mitgeteilten Anschauung Lindenschmits, der in seiner Begründung eines westlichen Ursprungs der Indogermanen sich auf die starken bei Hindus, Tadschiks, Parsis, Osseten etc. uns entgegentretenden Völkermischungen berufen und dem Typus dieser Völker gegenüber den nordeuropäischen als den ursprünglichen bezeichnet hatte, weist Ujfalvy auf die nach seiner Meinung sehr wenig gemischten, brachykephalen, kastanienbraunen Galtschas[1]) des Pamir hin, die „*occupent depuis une haute antiquité leur patrie actuelle, le départ en tout cas des Irano-Indiens.*“ Im übrigen hält er p. 11 die dem Pamir benachbarten Täler für

1) Vgl. auch *Quelques observations sur les Tadjiks des montagnes appelés aussi Galtschas par Ch. E. de Ujfalvy (Extrait des b. de la société d'anthropologie* 1887).

im Besitz aller Bedingungen, welche die linguistische Paläontologie an die Urheimat der Indogermanen stelle.

Auf den Schultern dieses Gelehrten steht der italienische Anthropologe G. Sergi in seinem Buche *Gli Arii in Europa e in Asia*, Torino 1903 (vgl. auch *Arii e Italici*, Torino 1898). Er hält Kelten, Germanen und Slaven für rassenhaft verwandt mit den von Ujfalvy, wie wir sahen, als kastanienbraun, mittelgross und brachykephal geschilderten Tadjiks und Galtschas, von denen sie sich in prähistorischer Zeit getrennt hätten, um indogermanische Sprache und Kultur in das von anderen vorindogermanischen Rassen (darunter eine den blonden Dolichokephalen Penkas entsprechende) bewohnte Europa einzuführen. Auch jene mongolischer Herkunft verdächtigten Tadjiks und Galtschas aber hätten ihre indogermanische Sprache erst von jenem zweiten von Ujfalvy als braun, gross und dolichokephal beschriebenen Völkerelement, den Vorfahren der Perser und Inder, übernommen. Diese seien somit die „echten“ Arier. Einen schrofferen Gegensatz zu Penka kann man sich also nicht denken.

Ganz und gar nicht von den Ausführungen dieses Gelehrten überzeugt fühlten sich auch van den Gheyn *L'origine européenne des Aryas*, Anvers 1885 (1881: *Le berceau des Aryas, étude de géographie historique*, Bruxelles) und Max Müller *Biographies of words and the home of the Aryas*, London 1888.

Wichtiger als alles dieses aber ist es, dass, was den ersten der beiden oben angeführten Penkaschen Leitsätze anbetrifft, die Anthropologie und vor allem die Kraniologie selbst immer mehr zu der Überzeugung gekommen ist, dass sie mit ihren Mitteln überhaupt nicht imstande sei, scharf umgrenzte Menschenrassen in der Geschichte oder Vorgeschichte Europas zu unterscheiden, sondern dass vielmehr, wohin wir uns auch in der Gegenwart oder Vergangenheit wenden, überall uns Übergangs- und Mischungsverhältnisse entgegentreten, eine Entwicklung, über die P. Kretschmer in seiner Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache 1896, p. 29 ff. eine vortreffliche Übersicht gegeben hat. Ja, es ist hinzuzufügen, dass eine anthropologische Richtung immer mehr an Boden zu gewinnen scheint, die in den Verschiedenheiten des menschlichen Schädels überhaupt nicht uralte Rasseneigentümlichkeiten, sondern durch mehr oder weniger äusserliche Umstände herbeigeführte Veränderungen erblickt. Vgl. zuletzt A. Nyström

Formenveränderungen des menschlichen Schädels und deren Ursachen, Archiv für Anthropologie XXVII, 1902.

An die Stelle der Anthropologie, die somit den Schauplatz der indogermanischen Frage fast kampfunfähig verlassen hat, nicht ohne jedoch klarere Vorstellungen von den Begriffen „Völkerverwandtschaft“ und „Sprachverwandtschaft“ zu hinterlassen, ist nun in neuerer Zeit eine ihr nahverwandte Disziplin, die prähistorische Archäologie, getreten. Ihre Beziehungen zu der indogermanischen Altertumskunde sind bereits an mehreren Stellen dieses Buches (p. 32, 42, 47) hervorgehoben worden, und niemand wird bezweifeln, dass die Prähistorie, im richtigen Mass und in der richtigen Weise herbeigezogen, der Erforschung des indog. Altertums vorzügliche Dienste leisten könne. Der Gedanke musste daher nahe liegen, ob nicht eben diese prähistorische Archäologie auch imstande sein werde, das vielumstrittene Problem der indogermanischen Urheimat endgiltig zu lösen. Und in der Tat sind in einem und demselben Jahre zwei Arbeiten erschienen, die dieser Absicht dienen: M. Much, Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung, Berlin 1902 (2. Auflage Berlin 1904), und G Kossinna, Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet, Z. f. Ethnologie 1902. Beide Forscher kommen zu dem Ergebnis, dass die Heimat der Indogermanen identisch mit derjenigen der Germanen sei, „und in den westlichen Küstenländern der Ostsee sowie in den angrenzenden Gebieten der Nordsee, also in Südskandinavien, Dänemark und Norddeutschland bis zur Aller, Magdeburg und Odermündung zu suchen sei“ [1]). Dieses Ergebnis ist an sich nicht neu. Schon J. d'Omalius d'Halloy (oben p. 108) hatte auf die germanischen Länder als *officina gentium* hingewiesen. L. Geyer (oben p. 93) hatte diesen Gedanken weiter ausgesponnen. Auch von Löher, Über Alter, Herkunft und Verwandtschaft der Germanen (Sitzungsb. d. philos.-philol.-hist. Klasse d. k. b. Ak. d. W. München 1883) liess die Indogermanen aus dem Herzen Deutschlands hervorquellen. Ernst Krause (Carus Sterne) hatte in einem phantastischen

1) Früher hatte Kossinna das Gebiet der mittleren Donau für das Ursprungsland der Indogermanen erklärt (vgl. Z. des Vereins f. Volkskunde VI, 1 ff. 1895). Es ist daher ein Unikum in der Geschichte des Prioritätenzanks, dass K. die vor der seinen erschienene Arbeit Muchs kurz gesagt des Plagiats beschuldigt. Vgl. darüber Much Z. f. Ethnologie 1903. H. 1.

Buche „Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat“ (1891) die Mythen der Ilias und Odyssee auf die Einwanderung germanischer Stämme im Süden zurückgeführt. Über Penka und seine Anhänger, die sich auf das südliche Schweden beschränkten, ist oben ausführlich gesprochen worden.

Neu ist an den Arbeiten Muchs und Kossinnas also nicht das Ergebnis, sondern die Methode, mittels deren sie zu ihrem Ergebnis gekommen sind, und in der beide Forscher insofern übereinstimmen, als sie der Ansicht sind, dass gewisse in prähistorischer Zeit in Europa hervortretende Kulturerscheinungen ihre geographische Verbreitung nicht dem Handel oder anderer Kulturübertragung, sondern Völkerwanderungen verdanken, die ihren Ausgangspunkt eben in Norddeutschland gehabt hätten.

So sei nach dem ersten Abschnitt des Muchschen Buches, zu dem wir uns zunächst wenden, die Hinterlassenschaft des jüngeren Steinalters an Waffen und Werkzeugen in ganz Europa so gleichartig, dass sie einen einheitlichen Ausgangspunkt haben müsse. Dieser sei da zu suchen, wo neben den einfachsten, auch schon vollkommenere und formschöne, vor allem aber, wo die meisten derartigen Artefakte gefunden würden. Es bestehe kein Zweifel, dass „dies die Küsten sind, welche Festland und Inseln des westlichen Ostseebeckens umsäumen“. Hierher führe auch (Abschnitt III) die in Europa häufig erscheinende Spiraldekoration der Gefässe zurück, die nicht aus dem Orient entlehnt sei, sondern sich organisch aus der von M. als indogermanisch bezeichneten Bandverzierung der Tongefässe entwickelt habe. Wiederum aber würden die einfachsten und darum ältesten dieser Spiralverzierungen in den Ländern nördlich und östlich des Harzes gefunden. Von Norddeutschland aus sei durch die wandernden Scharen der Indogermanen ferner der Bernstein (Abschnitt IV) über Europa verbreitet worden, von hier (Abschnitt V) stamme auch die Sitte, den Toten jene grossen Steingräber zu errichten, die unter den Namen der Dolmen, Hünenbetten, Riesengräber usw. bekannt sind, und die sich bis Syrien und Palästina, bis Nordpersien und Indien verfolgen lassen; denn die Indogermanen waren nach Much auch kühne Seefahrer, und wenn es heisst, dass die Wikinger Amerika erreicht haben, warum sollten da die Indogermanen nicht zu Schiff bis Indien gelangt sein? Den II. Abschnitt

(Nephrit, Jadeit, Chloromelanit und Türkis) und den an sich sehr lehrreichen VI. Abschnitt (die Haustiere) übergehe ich, weil sie höchstens für einen europäischen Ursprung der Indogermanen im allgemeinen, nicht für ein bestimmtes Land beweisend sein können. Abschnitt VII handelt von der Rasse, Abschnitt VIII von der geographischen und physikalischen Beschaffenheit des Heimatlandes und ihrem Einfluss auf die Bewohner.

Schwieriger ist es, in Kürze ein Bild der Kossinnaschen Anschauungen zu geben:

Zwischen Nord- und Mitteldeutschland bestehen in den ersten Perioden der jüngeren Steinzeit sowohl im Hinblick auf die Grabanlagen wie auch in der Ornamentik der Tongefässe die schroffsten Gegensätze, die nur auf einer Verschiedenheit der Bevölkerungen beruhen können. Die Träger der ersteren Kultur waren die Vorfahren der Germanen, d. h. die Indogermanen (vgl. auch den Aufsatz Kossinnas, Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland, Z. d. V. f. Volkskunde VI, 1), die Träger der letzteren allophyle Völker. In den letzten Perioden der jüngeren Steinzeit ist nun eine starke Südwärtsbewegung jener nordisch-indogermanischen Kultur zu bemerken, die in zwei Zügen, einem westlichen die Saale aufwärts und einem östlichen zwischen der Oder und Weichsel von der Küste bis nach Galizien und weiter östlich verläuft. Jener westliche Zug zwischen Harz und Saale oder Mulde wird durch die geographische Verbreitung dreier Gefässarten, der sog. Kugelamphoren, der Gefässe des Bernburger und derjenigen des Rössener Typus bewiesen. Die letztere Kulturgruppe ist durch die Einwanderung von Indogermanen in das von Kossinna im Gegensatz zu Much als nichtindogermanisch angenommene Gebiet der Bandkeramik Nord-Thüringens entstanden und erobert von Thüringen aus das westliche Mittel-Deutschland und das Land aufwärts zu beiden Seiten des Rheins bis zum Bodensee. Aus den Trägern dieser westmitteldeutschen und süddeutschen Gruppe des Rössener Gefässtypus haben sich die Vorväter der Kelten und Italiker entwickelt, von denen die letzteren, zunächst mit dem Stamm der Umbrer, in späterer Zeit Italien besiedelten. Der östliche Zug der Indogermanen geht von dem Gebiet zwischen unterer Elbe und Oder aus und wird wiederum durch die Kugelamphoren charakterisiert, die sich in Hinterpommern, Westpreussen und

Posen finden, sich aber auch die Oder aufwärts bis Ost-Galizien und wenigstens in einem Exemplar bis an den Dněpr erstrecken. Diese Kugelamphorenträger waren die Vorväter der Slaven (die Litauer sprechen nach Kossinna nur ein verdorbenes Slavisch) und Arier (Inder und Iranier).

Soweit war die Ausbreitung der Indogermanen während der jüngeren Steinzeit gediehen.

In dem Anfang der Bronzezeit, etwa zu Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr., setzt alsdann eine neue Völkerbewegung von Norden nach Süden ein. Sie betrifft die Vorväter der Illyrier und Griechen und verläuft von der Elbe und Saale her über Nord-Österreich (Böhmen, Mähren, Niederösterreich) südwärts bis nach Bosnien. Ihr Charakteristikum bilden die Gräber des Aunjetitzer Typus, der so nach einem bekannten Fundort Böhmens benannt ist. Das eigentliche Stammvolk der Indogermanen, die Germanen, haben ihre Eigenart in den Sitzen zwischen Weser und Oder herausgebildet und nach dem Ende der ersten Periode der Bronzezeit zunächst keine weiteren Scharen ausgeschickt; denn das Land östlich der Oder ist erst zum Beginn der Eisenzeit von aus Skandinavien herübergekommenen Germanen (vgl. auch Kossinna I. F. VII, 276) besetzt worden.

Doch hatten Indogermanen während der ersten Periode der Bronzezeit auch in Schlesien, Posen, Westpreussen, Hinterpommern und der Neumark gesessen, wo sie aber in der zweiten Periode der Bronzezeit verschwunden sind. Es scheint, dass Teile derselben sich in Ungarn mit anderen Siedelungsgebieten entstammenden Volksbestandteilen zusammengefunden haben, um das noch ausstehende Volk der Thraker, der nächsten Stammverwandten der Phryger und Armenier, zu bilden.

So sehen wir in der Muchschen und Kossinnaschen Arbeit ein ganzes Gebäude prähistorischer Ethnologie auf urgeschichtlicher Grundlage errichtet. Wird es sich dauerhafter erweisen als das von Penka auf anthropologischer Basis erbaute?

In dieser Beziehung könnte es zunächst ein günstiges Vorurteil erwecken, dass beide Forscher auf dem gleichen Wege der Urgeschichte zu dem gleichen Ergebnis gekommen sind. Allein der Wert dieser Übereinstimmung verschwindet, wenn wir sehen, dass Kossinna, und zwar zum Teil in überzeugender Weise, sämtliche Beweismittel seines Vorgängers für hinfällig zu erweisen

sucht, ja der Meinung ist, „dass die Muchsche Art der Forschung den unfruchtbaren und beschränkten Spötteleien über archäologische Ethnologie neue Nahrung geben werde“. Auch M. Winternitz, der in seiner schon oben p. 52 genannten Reihe von Artikeln über die Frage: „Was wissen wir von den Indogermanen?“ auch die Arbeiten Muchs und Kossinnas ausführlich besprochen hat, hält das Buch Muchs „für ganz und gar verfehlt“. Namentlich erhebt er Widerspruch gegen die von Much vorgenommene Gleichsetzung von „neolithischer“ und „indogermanischer“ Kultur, für die es an jeder Unterlage fehle. Mir will scheinen, dass selbst, wenn man diese Gleichsetzung zugeben würde, für die deutsche Herkunft dieser neolithisch-indogermanischen Kultur keineswegs der Umstand spräche, dass in den Ländern der Ostsee die zahlreichsten und schönsten Feuersteinwaffen und -werkzeuge gefunden werden, denn dieser Reichtum dürfte in ganz natürlicher Weise einerseits in dem häufigen Vorhandensein des Rohmaterials, andererseits in der längeren Dauer der metallosen Zeit in diesen Gegenden wurzeln. Doch darf nicht verschwiegen werden, dass das Muchsche Buch auch, namentlich in nicht-philologischen Kreisen[1]), warme Aufnahme gefunden hat, selbst wenn man von der geradezu enthusiastischen Aufnahme desselben seitens Schriftsteller wie Dr. Georg Biedenkapp, Babylonien und Indogermanien, ein Geistesflug um die Erde, Berlin 1903, absieht.

Anerkennung verdient es, dass Much seine Erörterung des indogermanischen Problems von allen Seiten der Urgeschichte und Anthropologie aus in Angriff nimmt, während Kossinna seine Beweise fast ausschliesslich auf prähistorische Töpfe, ihre Form und Ornamentierung stellt. Töpfe aber dürften denn doch noch zerbrechlicher als Köpfe sein.

Allerdings ist bei der Behandlung der Frage über die Unterscheidung und Eingliederung der prähistorischen Artefakte in bestimmte Gruppen wesentlich durch das Verdienst A. Goetzes

1) Ich nenne die Besprechungen von K. Penka, Mitteilungen d. anthrop. Ges. in Wien 1902 Bd. XXII, 168 ff., von O. Ammon, Deutsche Welt 16. Nov. 1902, von H. Schurtz, Petermanns Mitteil. 1902 H. 5, von C. Michaelis Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, I, Heft 4. Ziemlich ablehnend verhält sich F. Ratzel, Petermanns Mitteil. 1904, Nr. 5. Von Philologen hat sich, abgesehen von Winternitz (s. o.), so viel ich sehen kann, nur H. Hirt (Liter. Zentralbl. 1902, Nr. 50) — und zwar günstig — über das Buch ausgesprochen.

(Über die Gliederung und Chronologie der jüngeren Steinzeit, Verh. d. Berliner Gesellschaft f. Urgeschichte 1890) die Keramik in neuerer Zeit mehr und mehr als für diese Zwecke bedeutungsvoll hervorgetreten. Aber die Diskussion, die über die von Götze unterschiedenen keramischen Kulturgruppen sich entsponnen hat, zeigt doch, mit welcher Unsicherheit die Forschung hier auf jeden Schritt zu kämpfen hat. Ist es schon überaus schwierig, mit irgend welcher Bestimmtheit zu behaupten, ob ein gewisse Abweichungen des schematischen Typus zeigendes Gefäss in diese oder jene Gruppe einzugliedern ist, so wächst die Schwierigkeit, sobald man versucht, die relative Chronologie der unterschiedenen Kulturgruppen festzustellen. So basiert z. B. ein Teil der Kossinnaschen Ausführungen auf der Anschauung, dass die sogenannte Schnurkeramik (Gefässe mit Schnurverzierung) älter wie die sogenannte Bandkeramik (Gefässe mit Bandverzierung) sei; aber schon eine Nachschrift des Vf.s zu seiner Arbeit belehrt uns, dass nach seiner neueren Ansicht vielmehr das umgekehrte Verhältnis anzunehmen sei. Am allerschwierigsten aber ist die Frage nach der historischen Entstehung jener Kulturgruppen zu entscheiden. An und für sich sind drei Fälle möglich: die geographische Verbreitung eines keramischen Typus kann durch den Handel herbeigeführt worden sein, der z. B. unzählige Namen südlicher Gefässformen über den Norden verbreitet hat (griech. *ἀμφορεύς*, lat. *amphora*, ahd. *ambar*, altsl. *ąborŭ*). Er kann zweitens durch Kulturübertragung entstanden sein; d. h. eine neue Mode tritt an einer bestimmten Stelle eines gewissen Gebietes auf, um sich von da „wellenförmig“ von Stamm zu Stamm zu verbreiten, ohne an bestimmte Völkergrenzen irgendwie gebunden zu sein. Er kann drittens allerdings auch die Folge von Völkerbewegungen und Völkerschiebungen sein. Während nun für Kossinna alles darauf angekommen wäre, den zwingenden Nachweis zu führen, dass bei den von ihm herangezogenen Kulturgruppen ausschliesslich an die letzte der drei hervorgehobenen Möglichkeiten gedacht werden könne, wie dies A. Götze (Z. f. Ethnologie 1900, S. 154) hinsichtlich der Kugelamphoren zu zeigen wenigstens versucht hat, ist das einzige, was wir bei Kossinna in dieser Beziehung finden der folgende Satz: „Einer der klarst erkennbaren methodischen Leitsätze war für mich, dass die von Süden nach Norden eilenden Ausbreitungs-

wellen einer Kultur im allgemeinen nur für Kulturwellen, dagegen die umgekehrt von Norden nach Süden gerichteten Verpflanzungen zusammenhängender Kulturen oder charakteristischer Teile derselben für Ergebnisse von Völkerwanderungen zu halten sind." Also eine Behauptung, und noch dazu eine sehr unwahrscheinliche Behauptung an Stelle eines Beweises oder des Versuchs eines solchen.

Ein weiterer Mangel der Kossinnaschen Arbeit ist der Umstand, dass die weittragendsten Hypothesen über Völkerwanderungen und Völkerzusammenhänge oft auf einer geradezu verblüffend geringen Zahl von Fundgegenständen aufgebaut ist. So hatte A. Götze die Ausbreitung der Kugelamphoren östlich der mittleren und der oberen Oder noch bezweifelt. Nun scheint es, dass einige vielleicht hierhergehörige Gefässe wirklich in Posen, Galizien und bis zum Dněpr, etwas über $^1/_2$ Dutzend auf diesem beträchtlichen Gebiet, nachgewiesen worden sind. Sie müssen die Annahme der steinzeitlichen Ausbreitung der Slaven und Arier bis zum Dněpr tragen. Jener „Aunjetitzer Typus", mit dem, wie wir sahen, die Griechen und Illyrier in Verbindung gebracht werden, erstreckt sich in südöstlicher Richtung nur bis Niederösterreich nördlich der Donau und in ein angrenzendes ungarisches Komitat. Von hier bis zur Balkanhalbinsel ist noch immer ein hübscher Sprung. Um diese Kluft zu überbrücken und zu den historischen Illyriern und Griechen zu gelangen, dienen vier angeblich auf den Norden hinweisende sogenannte Manschettenarmbänder, die in Glasinac in Bosnien gefunden wurden usw.

Unter solchen Umständen werden wir uns nicht wundern, wenn sowohl Urgeschichtsforscher wie Philologen die Aufstellungen Kossinnas, mit so ungewöhnlichem Selbstvertrauen sie auch auftreten, mit ungeteiltem Misstrauen aufnehmen. In diesem Sinne erklärt M. Hoernes in einer durchaus ablehnenden Besprechung der K.schen Schrift (Globus Bd. 83, Nr. 10, p. 161): „Es wäre der Ruin der Prähistorie, wenn sie der ohnehin starken Versuchung, statt von den wirklichen Gegenständen ihrer Forschung überall gleich von Rassen und Völkern zu reden, nicht mannhaft widerstünde", und M. Winternitz a. o. a. O. bemerkt: „In dieser ganzen Abhandlung ist eigentlich nur von prähistorischen Tongefässen und deren Ornamentik, von Schnurkeramik, Bandkeramik

und Kugelamphoren und deren Verbreitung in neolithischen Fundstätten Europas die Rede, und in geradezu grotesk-komischer Weise werden diese Dinge mit Völkern gleichgesetzt. Dabei nimmt er in unglaublich naiver Weise das, was er erst beweisen soll, dass nämlich die von ihm behauptete Heimat der Germanen auch die Heimat der Indogermanen sei, als selbstverständlich oder — wie er sich ausdrückt — als „methodischen Leitsatz“ an.“

Soviel ist über diesen ersten Ausflug der prähistorischen Archäologie nach dem unbekannten Land der indogermanischen Heimat zu berichten.

Wenn es aber somit weder der Anthropologie noch der Urgeschichte bis jetzt gelungen ist, irgend welche entscheidende Gesichtspunkte für die Beantwortung der Frage nach der Urheimat der Indogermanen beizubringen, so bleibt als der einzige Weg, auf dem man sich z. Z. mit der Hoffnung auf Erfolg der Lösung des schwierigen Problems nähern kann, immer noch der linguistisch-historische, d. h. die Verbindung sprachwissenschaftlicher mit historischen und geographischen Erwägungen übrig. Da ich von diesem Standpunkt aus die Frage nach der Heimat der Indogermanen, die ich in dem Steppengebiet des südöstlichen Europa lokalisiere, ohne besonderes Gewicht darauf zu legen, ob sie sich nicht auch in benachbarte Teile Asiens erstreckt habe, wiederholt behandelt habe (1890 in der zweiten Auflage von Sprachvergleichung und Urgeschichte, 1901 in meinem Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, s. u. Urheimat), und dies auch in dem vorliegenden Buche tun werde, wobei sich Gelegenheit bieten wird, der Arbeiten Mitforschender ausführlicher zu gedenken, wird es an dieser Stelle genügen, nur eine kurze Übersicht über die neuere linguistisch-historische Literatur auf dem Gebiet der Heimatsfrage zu geben.

Zunächst wenden wir uns zu einer Reihe von Bestrebungen, die indog. Urheimat von einem ähnlichen Gesichtspunkt aus in Europa zu fixieren, wie es andere (vgl. oben p. 103 ff.), gestützt auf einen angeblichen Zusammenhang der Semiten und Indogermanen, für Asien versucht hatten.

Mit besonderer Wärme trat nämlich der als Ethnograph und Sprachforscher wohlbekannte W. Tomaschek für den Gedanken ein, die Heimat der Indogermanen sei in den Osten

Europas zu verlegen, und dies folge aus einer uralten Nachbarschaft, durch welche die Indogermanen mit den Finnen verbunden würden; diese wieder ergebe sich aus zahlreichen prähistorischen Entlehnungen, die aus dem Indogermanischen in das Finnisch-Ugrische stattgefunden hätten. Diese Anschauung begegnete uns schon in der p. 41 erwähnten Besprechung des Hehnschen Buches durch Tomaschek. Sie tritt deutlicher hervor in der ebenfalls schon erwähnten Rezension der Pöscheschen Arbeit, wo es p. 862 heisst: „Ich getraue mir, speziell aus der Sprache der Mordwas an der mittlern Wolga, den Nachweis zu liefern, dass unmittelbar an den südlichen Grenzmarken dieser finnischen Völkerschaft die meisten Arier, zumal die Litauer und der Sanskrit sprechende Stamm, ihre Heimat gehabt haben.“ Endlich ist Tomaschek dieser Anschauung auch in einem lehrreichen Aufsatz Ethnologisch-linguistische Forschungen über den Osten Europas (Ausland 1883 No. 36) treu geblieben.

Einen kühnen Schritt über diese Argumentation für den osteuropäischen Ursprung der Indogermanen hinaus, worin ihm übrigens schon Cuno (vgl. oben p. 98) vorausgegangen war, tat Canon Isaak Taylor in einem Vortrag *The origin and primitive seat of the Aryans* (*Journal of the Anthropological Institute, February* 1888), in dem er die Hypothese einer Urverwandtschaft der Finnen und Indogermanen sowohl in anthropologischer wie linguistischer Hinsicht aufstellte. Zu dieser Annahme führte ihn einmal die Übereinstimmung in dem körperlichen Habitus der Finnen, Liven und Esthen mit dem blonden, dolichokephalen Typus der Indogermanen, den also auch Taylor als den ursprünglichen anzuerkennen scheint, das andere Mal die von verschiedenen Schriftstellern, namentlich von Donner (Vergleichendes Wörterbuch der Finnischen Sprachen, 1874 und 76) und Anderson (Studien zur Vergleichung der indogermanischen und finnisch-ugrischen Sprachen, 1879) gemachten Versuche, einen verwandtschaftlichen Zusammenhang zwischen finnischen und indogermanischen Sprachen nachzuweisen.

Denselben Gedanken erörtert Taylor auch in seinem Buch *The origin of the Aryans* (1889), nur dass hier, so viel ich sehen kann, die Brachykephalen als echte Träger des indogermanischen Typus angenommen werden. Die gleiche Tendenz verfolgt ferner die Schrift Th. Köppens, Beiträge zur Frage

nach der Urheimat und der Urverwandtschaft des indo-europäischen und finnisch-ugrischen Volksstammes, St. Petersburg 1886 (russisch), in der ein grosses sprachliches Material zusammengebracht, und über die ausführlich von Stieda im Archiv für Anthropologie B. XX berichtet worden ist. Leider stehen aber sowohl Taylor wie Köppen den Anforderungen sprachwissenschaftlicher Methode fast durchaus als Laien gegenüber. Bedeutsamer ist es daher, dass neuerdings ein bekannter englischer Sprachforscher Henry Sweet *The history of language* (1899) mit voller Entschiedenheit für den gemeinsamen Ursprung des Finnisch-Ugrischen und Indogermanischen eingetreten ist, und auf jeden Fall dürfte die endgiltige Ermittlung der Beziehungen zwischen den genannten Sprachen und Völkern zu den wichtigsten Aufgaben gehören, die der vergleichenden Sprachwissenschaft noch bevorstehen.

Eine zweite Gruppe von Arbeiten geht von gewissen Tatsachen der Pflanzen- und Tiergeographie aus, ein Weg, den, wie wir gesehen haben, die linguistische Paläontologie von jeher mit Vorliebe eingeschlagen hatte. Eine besonders wichtige Rolle haben dabei die Baumnamen gespielt. Hier ist zunächst H. Hirt, Die Urheimat der Indogermanen in den I. F. I, 464 ff. (vgl. dazu derselbe: Die Urheimat und Wanderungen der Indogermanen, Geogr. Z. herausg. v. Hettner I, 649 ff.) zu nennen. Er sucht nachzuweisen, dass den Indogermanen die Weide, Birke, Fichte und Eiche bekannt gewesen seien, Bäume, die vergesellschaftet nur in dem europäischen Waldgebiet gefunden würden. Hinsichtlich der Buche (lat. *fagus* = ahd. *buohha*) schwankt er, ob dieses Wort schon dem urindogermanischen Wortschatz zugewiesen werden dürfe. Da aber die Ostgrenze dieses Baums von Königsberg nach der Krim verlaufe, so müsse die Urheimat entweder östlich oder westlich oder zu beiden Seiten dieser Grenze, jedenfalls aber im nordeuropäischen Waldland gesucht werden. Beifall haben die Ausführungen Hirts bei W. Streitberg, Die Urheimat der Indogermanen (Feuilleton der Frankfurter Z. v. 8., 10. und 15. März 1903), gefunden, der wegen der Altertümlichkeit des Litauischen namentlich an Litauen als Ausgangspunkt der Indogermanen denkt, Widerspruch dagegen bei C. C. Uhlenbeck *Waar werd de Indogermaansche stamtaal gesproken* (*Tijdschrift voor Neder-*

landsche Taal-en Letterkunde 1895, S. 69 ff.). Eine vermittelnde Stellung nimmt F. Seiler Die Heimat der Indogermanen, Hamburg 1894, ein, der einerseits von den Folgerungen Hirts aus den europäischen Baumnamen, andererseits aber auch durch meine Ausführungen über die südosteuropäische Steppenheimat der Indogermanen überzeugt, ihren Ausgangspunkt in das Übergangsgebiet zwischen Steppe und Waldland des östlichen Europa verlegt. Auf eine interessante tiergeographische Einzelheit macht ferner der schon oben genannte Fr. Th. Köppen in einem Aufsatz Ein neuer tiergeographischer Beitrag zur Frage über die Urheimat der Indoeuropäer und Ugrofinnen (Ausland 1890, Nr. 51) aufmerksam. Er geht von der Tatsache aus, dass der Honig (indog. **medhu* = finn. *mesi*, Stamm *mete*) ein gemeinsamer prähistorischer Besitz der Indogermanen und Ugrofinnen gewesen ist. Da nun die Honigbiene in Sibirien, Turkestan und der Mongolei ursprünglich gefehlt habe und in Asien überhaupt nur in einer schmalen Zone, die über Kleinasien, Syrien, Persien, Afghanistan, das Himalayagebirge, Tibet und China verlaufe, spontan sei, so sei zu schliessen, dass die Heimat der Ugrofinnen nicht in Sibirien, die der Indoeuropäer nicht in Turkestan gesucht werden dürfe. Und da ferner niemand die Ursitze eines der beiden Urvölker in der bezeichneten asiatischen Zone vermuten werde, so müsste die Heimat beider überhaupt nicht in Asien, sondern in Europa (am Mittellauf der Wolga) fixiert werden.

Auch in rein grammatischen Tatsachen hat man Argumente für die geographische Fixierung der Indogermanen oder von Teilen derselben zu finden versucht. Ich nenne hier eine Reihe von Aufsätzen des Oxforder Linguisten M. Rhys[1]) in der *Scottish Review* 1890 und einen Vortrag von J. W. Bruinier, Die Heimat der Indogermanen und die Möglichkeit ihrer Feststellung (Jahresbericht des Vereins für Erdkunde in Metz 1896). Der erstere geht von der den Sprachforschern wohlbekannten Erscheinung aus, der zufolge im Keltischen, Italischen und Griechischen gewisse Gutturallaute in den einen Dialekten unverändert bleiben, in anderen zu Labiallauten werden (ir. *ech*

1) Vgl. Reinach a. a. O. S. 108 ff., aus dessen Angaben allein ich die Arbeit von Rhys kenne.

„Pferd“: gall. *epo*, lat. *quattuor*: umbr. *petur*, ion. *κότερος*: att. *πότερος*). Diese Verschiedenheit der Behandlung eines und desselben Lautes müsse auf verschiedenen Völkerschichten beruhen, die sich nach einander über die betreffenden Länder ausgebreitet hätten. Dabei könnten jene Labiallaute nur durch Verderbung des echt indogermanischen Zustands durch die Sprache nichtindogermanischer Urvölker entstanden sein (warum?). Der Ausgangspunkt jener P-Laute sei (warum?) in den Alpen zu suchen. Auch bei Bruinier spielen die uns unbekannten Sprachen der nichtindogermanischen Urvölker eine wichtige Rolle. Da sei nach ihm die Urheimat zu suchen, wo die geringsten Einflüsse solcher vorindogermanischen Sprachen sich zeigten. Das aber sei (warum?) bei den Germanen der Fall.

Bedeutsamer als diese, ebenso wie die vorindogermanischen Ursprachen, mit denen sie operieren, einigermassen in der Luft schwebenden Ausführungen haben sich zwei andere Arbeiten für die Erörterung der Heimatsfrage gezeigt. Es ist dies erstens P. Kretschmer in seiner Einleitung in die griechische Sprache (1896) und zweitens F. Ratzel in zwei Aufsätzen über den Ursprung und die Wanderungen der Völker (Berichte der Kgl. sächsischen Ges. d. W. phil.-hist. Kl. 1898 und 1900). Beide Gelehrte stimmen darin überein, dass sie, worin ihnen übrigens vom anthropologischen Standpunkt aus schon Huxley (Nineteenth Century 1890, t. XXVIII) vorausgegangen war, die Annahme eines sehr grossen Schauplatzes für die vorhistorische Entwicklung der Indogermanen fordern. Und zwar bezeichnet Kretschmer als solchen „einen schmalen und langgestreckten Länderstreifen, welcher von Frankreich durch ganz Mitteleuropa und die Kirgisensteppen Asiens bis nach Iran reicht“, während Ratzel als vorhistorisches Verbreitungsgebiet der Indogermanen den ungeheuren Raum bezeichnet, der „vom 35. Grad n. Br. an südost- nordwestlich bis gegen den Polarkreis zieht, von der Abdachung zum Persischen Meerbusen bis zur Ostsee“. Da aber beide Gelehrte, vor allem F. Ratzel, innerhalb des von ihnen bezeichneten Gebietes die Steppengegenden als von hervorragender Bedeutung für die Entwicklung der Indogermanen ansehen, so glaube ich, dass ihr Standpunkt wohl mit dem meinigen zu vermitteln ist, worüber später noch näheres zu sagen sein wird.

Für dieses von mir als Ausstrahlungsgebiet der Indogermanen

angenommene Steppengebiet sind in neuerer Zeit auch eingetreten: Stuart Glennie (*Aryan origins, The Contemporary Review* 1892, p. 833), E. Meyer (Geschichte des Altertums II, 1893, p. 40 ff.), O. Bremer (Ethnographie der germanischen Stämme in Pauls Grundriss der germ. Phil. 1900 III², 735 ff.), mit gewisser Reserve auch van den Gheyn (*Revue des Questions scientifiques, Louvain* 1890, April), während R. Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft (1897), und B. Symons, *Het Stamland der Indogermanen* (*Handelingen en Mededeelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden* 1898—1899) mehr auf Kretschmers Standpunkt stehen.

Den Abschluss dieser geschichtlichen Übersicht bilde das ausgezeichnete Werk von E. de Michelis, *L'origine degli Indo-Europei*, Torino 1903. Es ist die umfangreichste und eingehendste Veröffentlichung, die auf dem Gebiet der indogermanischen Heimatsfrage bis jetzt erschienen ist, und in der mit grosser Belesenheit und wohltuender Ruhe alle in dieser Frage hervorgetretenen Richtungen sorgfältig geprüft werden. Was die eigene Meinung des Verfassers betrifft, so sieht auch er sich in den Südosten unseres Erdteils geführt, doch fasst er im Gegensatz zu mir als ältestes Verbreitungsgebiet der Indogermanen mehr die westlichen Gegenden, das Gebiet des alten Dacien und Thracien, das Land von der Mitteldonau bis zum Dněpr, ins Auge.

Nachtrag: Nach Abschluss dieser Darstellung erschienen Karl Helm Die Heimat der Indogermanen und Germanen (Sonderabdruck aus den Hessischen Blättern für Volkskunde Bd. III, Heft 1, 1905) und Johannes Hoops Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, Strassburg 1905 (IV. Kap.: Die Baumnamen und die Heimat der Indogermanen, VIII. Kap.: Die Kulturpflanzen der ungetrennten Indogermanen, IX. Kap.: Rückschlüsse auf die Lage der Heimat der Indogermanen).

II.

ZUR METHODIK UND KRITIK

DER

LINGUISTISCH-HISTORISCHEN FORSCHUNG.

I. Kapitel.

Die indogermanische Spracheinheit.

Die Ursprache. Ihre bedingte Erschliessbarkeit. Ihr Zerfall. Zur Chronologie der Sprachveränderungen. Räumliche Ausdehnung der Ursprache. Sprachveränderung und Geschichte. Ursprache und Einzelsprachen.

Wenn wir Wort- und Formenreihen, wie scrt. *mâtấ*, griech. *μάτηρ*, lat. *mater*, altir. *mathir*, ahd. *muoter*, altsl. *mati* „Mutter“ oder scrt. *tráyas*, griech. *τρεῖς*, lat. *três*, ahd. *drî*, altsl. *trĭje* „drei“ oder scrt. *bhárati*, aw. *baraiti*, ir. *berid*, ahd. *birit*, altruss. *beretĭ* „er trägt“ überschauen, so können wir uns das Verhältnis dieser Wörter und Formen zueinander nicht anders erklären als dadurch, dass wir annehmen, sie seien aus jetzt nicht mehr vorhandenen Urwörtern und Urformen, die wir mit Hilfe der Sprachvergleichung als **mâtḗ(r)*, **tréjes* und **bhéreti* rekonstruieren können, hervorgegangen. Die Summe derartiger Urwörter und -formen stellt das dar, was man als indogermanische Ursprache bezeichnet. Während nun A. Schleicher und seine Zeitgenossen glaubten, dass es einfach der Zusammensetzung derartiger Urwörter, wie sie oben gegeben worden sind, bedürfe, um ein zusammenhängendes Stück der indogermanischen Ursprache zu gewinnen, so dass der genannte Gelehrte es sogar wagte, eine Fabel in der indogermanischen Ursprache niederzuschreiben („das Schaf und die Pferde“, Beiträge V, 207), ist man in neuerer Zeit immer skeptischer gegen die Möglichkeit geworden, die Ursprache als ein Ganzes wieder herzustellen. Man hat nämlich erkannt, dass die einzelnen Grundformen, auf die die Sprachvergleichung zurückgeht, nicht immer einheitliche, sondern nach Raum und Zeit verschiedene Spracherscheinungen

darstellen oder wenigstens darstellen können, so dass ein aus ihnen zusammengesetztes Stück menschlicher Rede etwa einem Texte gliche, der aus alt-, mittel- und neuhochdeutschen Wörtern und aus alemannischen, bayrischen, fränkischen etc. Formen bestünde (vgl. Brugmann Grundriss I², 24). So ist es z. B. schwer zu sagen, wie das Zahlwort „eins" in der Ursprache lautete, da dasselbe in den Einzelsprachen auf ganz verschiedene, nur gruppenweis übereinstimmende Grundformen: **oino-* (lat. *ûnus* = got. *ains*), **oivo-* (altpers. *aiva* = griech. *οἶος*), **sem-* (griech. *εἷς* = lat. *semel*) zurückführt. Für den Nom. Sing. des Mutternamens müssen zwei, wohl zeitlich voneinander verschiedene Urformen, **mâtḗr*: griech. *μάτηρ*, lat. *mâter* und **mâtḗ*: scrt. *mâtấ*, altsl. *mati* angesetzt werden, da die beiden letzteren Formen sich nicht durch speziell indische oder slavische Lautgesetze aus **mâtḗr* ableiten lassen. Hinsichtlich der 2. Pers. Sing. des Verbum substantivum kann man zwischen dem Ansatz von **essi* (altlat. *ess*, griech. *ἐσσί*) und **esi* (scrt. *ási*, griech. *εἶ*, lat. *es*) schwanken usw. Gleichwohl bezweifeln die Sprachforscher auch heute nicht, dass hinter den dialektischen und zeitlichen Verschiedenheiten der indogermanischen Grundsprache, bis zu denen wir mit den Mitteln der Sprachwissenschaft mehrfach nur vorzudringen vermögen, als notwendiges Postulat für die Erklärung der indogermanischen Spracheinheit, eine völlig einheitliche und dialektlose Grundsprache anzunehmen sei. Selbst P. Kretschmer, der in neuerer Zeit in seiner Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache sich am schärfsten gegen die Rekonstruktionsversuche der indog. Ursprache ausgesprochen hat, nimmt p. 92 doch, wenn auch „in für uns nebelhafter Ferne" ein Urvölkchen an, das, wie nach materieller Kultur, Religion und Sitten, so auch nach seiner Sprache „absolut einheitlich" war, und auch Brugmann a. a. O. p. 22 erklärt, „dass in der früheren engeren Urheimat die Indogermanen eine Sprache geredet haben mögen, die noch etwa in dem Sinne einheitlich war, in dem wir heute eine deutsche Mundart, wie die bairische, als eine Einheit bezeichnen". Diese Auffassung wird man als die zur Zeit herrschende bezeichnen können. Indessen scheint es zweifelhaft, ob der in dieser Frage ins Rollen gekommene Stein schon endgiltig zur Ruhe gelangt ist. Zwar dass wir die mit unseren Mitteln erschliessbare Ursprache als eine bereits

dialektisch gespaltene auffassen, hat in abstracto, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass jede sprachliche Gemeinschaft, ob klein oder gross, mehr oder weniger in sich differenziert ist, nichts bedenkliches. Wenn wir also z. B. annehmen, dass die palatalen *k*-Laute in einem Teil der Ursprache als reine Verschlusslaute (lat. *centum*), in einem anderen Teil mit einem sibilantischen Nachschlag, der sich später zu einem eigentlichen Zischlaut verdichtete (lit. *szim̃tas*) gesprochen wurde, so steht nichts im Wege, dass wir derartige Verschiedenheiten als „dialektische Unterschiede“ der indog. Ursprache bezeichnen. Fraglich aber ist es, ob dieser Ausdruck, der doch immer auf die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer, wenn auch nicht mehr nachweisbaren ursprünglichen Einheit hinweist, noch ausreicht, wenn wir z. B. die mit *m* anlautenden Kasussuffixe des Germanischen und Slavisch-Litauischen gegenüber den *bh*-Suffixen der übrigen Sprachen (got. *vulfam,* lit. *wilkáms,* altsl. *vlŭkomŭ* gegenüber scrt. *vŕkêbhyas,* griech. *θεόφι,* lat. *hostibus* usw.) ins Auge fassen, oder wenn wir die Bildung des Gen. Sing. der *o*-Stämme in den einen Sprachen auf *-sio* (scrt. *vŕkasya,* griech. *λύκοιο* aus **λυκοσιο*) der desselben Kasus auf *î* (lat. *viri,* ir. *fir* aus **feri*) in anderen Sprachen gegenüberstellen. Sollte es sich hier nicht empfehlen, statt mit Kretschmer S. 16 und anderen von „uralten Dialektdifferenzen“ zu reden, vielmehr von „uralten morphologischen Unterschieden“ der einzelnen indogermanischen Sprachen auszugehen? Wenn wir aber einmal so tief liegende Unterschiede der indog. Sprachen, wie immer wir sie bezeichnen mögen, zugeben müssen, so, scheint es, verlieren wir auch das Recht, in zahlreichen anderen Verhältnissen nach einheitlichen Grundformen und zwar oft mit sehr gewaltsamen Mitteln zu suchen. Betrachten wir z. B. die Bildungen des Futurums in den indog. Sprachen, so herrscht eine unleugbare Übereinstimmung zwischen Sanskrit und Litauisch (scrt. *dâ-syá-ti,* lit. *dů́-siu*) und zwischen Italisch und Keltisch (lat. *vidê-bo,* altir. *no charub*). Die germanischen und slavischen Sprachen stimmen darin überein, dass sie, abgesehen von periphrastischen Bildungen, gar kein besonderes Futurum haben, sondern den Futurbegriff durch das Präsens mit bezeichnen. Die gewöhnliche Auffassung ist nun die, dass auch das Germanische und Slavische das *sio*-Futurum einmal besessen und später verloren hätten (vgl. K. Brugmann, Grund-

riss II, 1270, 1101). Ich sehe aber nicht ein, wie man mich widerlegen will, wenn ich behaupte: die indog. Sprachen haben, ganz ebenso wie die finnischen, ein besonderes Futurum überhaupt nicht besessen, diesen Zustand haben die Germanen und Slaven[1]) bewahrt, und die indisch-litauische und italisch-keltische Futurbildung stellen uralte Sprachschöpfungen der betreffenden Gruppen dar, an denen die übrigen indog. Sprachen niemals teil hatten. Denkt man diesen Gedanken bis zu Ende, so wäre es möglich, dass nicht wenige der jetzt nur mit einiger Willkür auf eine Einheit zurückgeführten Verschiedenheiten der indog. Sprachen uns den Blick in eine Zeit eröffneten, in denen eine Anzahl von Stämmen, die wir als Indogermanen zu bezeichnen noch kein Recht hätten, und die sprachlich von Anfang an nicht ganz einheitlich gewesen zu sein brauchten, unter äusseren Verhältnissen, die uns natürlich auf ewig verschleiert sein werden, sich durch die allmähliche Ausbildung der Eigenart des indog. Sprachbaues von anderen, ehemals ihnen nahestehenden (ural-altaischen?) Stämmen abgrenzten, ohne indessen hierbei überall die gleichen Wege einzuschlagen, mit einem Worte, dass wir in die Genesis des indog. Sprachbaus hineinschauten. Indessen dürfen wir, worauf auch P. Kretschmer p. 28 Anm. 1 aufmerksam macht, ein tieferes Verständnis dieser Verhältnisse erst erhoffen, wenn es möglich sein wird, die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen mit denjenigen anderer Sprachstämme, wie der Semiten, der Semiten und Hamiten, der Finno-Ugrier, der Turko-tataren usw. zu vergleichen; denn es ist doch *a priori* anzunehmen, dass die Beziehungen der indog. Sprachen untereinander wohl dem Grade, nicht aber der Art nach von denjenigen anderer Sprachfamilien verschieden sein werden. Leider ist aber zu sagen, dass die indogermanische Sprachwissenschaft zur Zeit für derartige Erörterungen weder vorbereitet noch ihnen besonders geneigt ist.

Wenn so der Anfang der indog. Ursprache noch von zahlreichen Rätseln umgeben ist, so knüpfen sich nicht minder

1) Die vereinzelte altsl. Form *byšąšteje* „*τὸ μέλλον*", die man als Überrest eines *sio*-Futurums (**byšą*) im Slavischen auffasst, würde dann vielmehr als unfruchtbar gebliebener Ansatz zur Bildung eines solchen Tempus zu gelten haben. Auf der andern Seite sind futurisch gebrauchte Präsentien bekanntlich auch ausserhalb des Germanischen und Slavischen nachweisbar: z. B. griech. *εἶμι*, *ἔδομαι*, *πίομαι*, *χέω* u. a.

schwierige Fragen an ihr Ende. Die erste Überlieferung der einzelnen indog. Sprachen fällt bekanntlich in sehr verschiedene Zeiträume. Das Altindische kennen wir am frühsten aus dem Rigveda (um 2000 v. Chr.), das Griechische aus Homer (um 1000 v. Chr.), das Germanische aus der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas (um 400 n. Chr.), das slavische aus der altbulgarischen Übersetzung der Bibel (um 900 n. Chr.) usw. In den angegebenen Jahrhunderten waren also die einzelnen indog. Sprachen bereits ausgebildete und deutlich voneinander verschiedene Individualitäten, oder mit anderen Worten: diejenigen Sprachveränderungen, welche diese Individualisierung bewirkt haben, fallen vor die angegebenen Zeitgrenzen. Wann aber sind sie auf den einzelnen Sprachgebieten eingetreten? Haben wir ein Recht zu glauben, dass in der Zeit der ältesten vedischen Hymnen das Griechische bereits eine Sondersprache bildete? Oder dürfen wir in der Epoche, da Homer dichtete, bereits von Keltisch, Germanisch, Slavisch, Litauisch oder nur von Teilen der Ursprache reden, aus denen später Keltisch, Germanisch, Slavisch, Litauisch hervorgingen?

Im ersten Augenblick könnte es unmöglich scheinen, eine Antwort auf derartige Fragen zu geben; denn wie soll es sich bewerkstelligen lassen, Sprachveränderungen in Zeiten, in denen es keine Sprachdenkmäler gibt, chronologisch zu fixieren? Glücklicherweise liegen die Dinge nicht ganz so hoffnungslos, und wenigstens was die nordeuropäischen Sprachen betrifft, ist es möglich, das tiefe Dunkel, das in chronologischer Beziehung auf ihrer vorliterärischen Sprachgeschichte lastet, an einigen Stellen zu erhellen. Und zwar bieten sich uns hierzu vier verschiedene Wege dar. So beweisen z. B. eine Reihe inschriftlicher Sprachüberreste des Altkeltischen in Italien, Gallien, Irland etc. (Stokes B. B. XI, 112 ff.) aus den letzten vor- und ersten nachchristlichen Jahrhunderten, dass damals eine Reihe tief einschneidender Auslautgesetze, die später die keltischen Sprachen in hohem Masse verstümmelt haben (vgl. ir. *coic* = vorhist. ir. **qenque* : lat. *quinque*, ir. *fer* „Mann“ = vorhist. ir. **viro-s*, vgl. griech. *λύκο-ς*, ir. *asbiur* „sage“ = vorhist. ir. **beru* : lat. *fero*, griech. *φέρω*), ihre Wirkung damals noch nicht ausgeübt hatten, indem wir in jenen Inschriften auf Formen stossen, die nach ihrem Auslaut mit den entsprechenden griechischen und lateinischen

noch auf gleicher Stufe stehen. Ähnliches gilt von den germanischen Runeninschriften (z. B. *horna*: got. *haúrn*, *gastin*: got. *gasts*). Andere nordeuropäische Sprachüberreste, die uns in sehr frühe Sprachepochen zurückführen, sind uns, namentlich in Orts-, Völker- und Personennamen, von griechischen und römischen Schriftstellern überliefert. So sind auf dem Gebiet des Vokalismus in den keltischen Sprachen die beiden indog. Diphthonge *eu* und *ou* in einen Laut zusammengeschmolzen, während die altgallischen Eigennamen (vgl. z. B. *Teutomatus* gegenüber *Roudus*) den alten Unterschied noch treu bewahrt haben. Ähnlich ist im Keltischen die Lautverbindung *ev* über *ov* zu *û* geworden: indog. **nevios*, dann **novios*, ir. *nûe* „neu". Wohl zeigt sich der Ansatz hierzu schon in dem altgall. *Novio-dûnum* „Neustadt", doch finden sich daneben auch noch verschiedene Zusammensetzungen mit **nevio-* (vgl. Brugmann, Grundriss I², 125), so dass dieses altgallische *nevio-s* „neu" direkt die indog. Urform darstellt und altertümlicher als das vedische *návya-s* oder das altgriechische *νέος* oder das lat. *novus* ist. Im Litu-Slavischen ist jenes indog. *eu* zu *au*, bezüglich zu *u* geworden (vgl. lit. *tauta* aus **teuta* „Volk, Land" und altsl. *pluti*, *plovą*: griech. *ἔπλευσα*), der älteste Völkername aber, unter dem die Slaven oder Litu-Slaven in der Geschichte auftreten, das schon von Herodot bezeugte *Νευροί* hat, wie man sieht, den alten Diphthong *eu* noch unversehrt bewahrt. In ihrem Konsonantismus sind die keltischen Sprachen in historischer Zeit durch den Verlust mehrerer Laute, wie des indog. *p* und des indog. *s* zwischen Vokalen (vgl. ir. *áthir* „Vater" = lat. *pater*, ir. *siur* „Schwester" = sert. *svásar*) charakterisiert. Was den ersteren Lautwandel anbetrifft, so zeigt sich der Schwund des *p* auch in den altgallischen Eigennamen (z. B. *ritum* „Furt" in *Augusto-ritum* = lat. *portus*), so dass er zunächst nicht chronologisch fixierbar erscheint. Fasst man aber mit Recht den alten Namen unseres Erzgebirges, *Fergunna*, als eine germanische Umgestaltung des keltischen *Hercynia* d. i. **Percunia* auf, so muss zu der verhältnismässig späten Zeit des Eintritts der germanischen Lautverschiebung — worüber unten mehr — der Laut *p*, wenigstens in gewissen Teilen des ursprünglich keltischen Sprachgebiets, noch unversehrt gewesen sein. Das intervokale *s* aber zeigen die altgallischen Sprachüberreste (z. B. in *gaesum*, ir. *gae* „Spiess")

überhaupt noch unverändert. Eine weitere wichtige Handhabe für die chronologischen Zwecke, die uns hier beschäftigen, bieten die Lehnwörter, die von irgendwoher ins Keltische, Germanische oder Litu-Slavische eingedrungen sind, und dadurch, dass sie an einer Lautveränderung dieser Sprachen teil genommen oder nicht teil genommen haben, beweisen, ob sie vor oder nach dieser Lautveränderung aufgenommen worden sind. Wenn es nun möglich ist, aus anderen Gründen zu bestimmen, wann die betreffende Entlehnung ungefähr erfolgt ist, so ist damit zugleich ein Anhalt für die Chronologie des fraglichen Lautwandels gegeben. So haben z. B. einige germanische Wörter, die frühzeitig ins Slavische übergegangen sind, den Wandel dieser Sprachen von *au* (*ou*) in *u* (altsl. *suchŭ* „trocken“ = griech. *αὖος* aus **sauso-s*) und von *a* in *o* (altsl. *nosŭ* „Nase“ = ahd. *nasa*) noch mitgemacht: vgl. altsl. *bugŭ* „Armband“ aus ahd. *boug*, altsl. *kupiti* „kaufen“ aus got. *kaupôn* und altruss. *opica* aus altn. *api* „Affe“, altsl. *kotĭlŭ* aus got. *katils*. Da nun auch die ältesten germanischen Entlehnungen ins Slavische nach allem, was wir wissen, nicht älter als die ersten nachchristlichen Jahrhunderte sind, so scheint auch der in Frage stehende Lautwandel nicht früher stattgefunden zu haben. Auch Entlehnungen aus den genannten Sprachen können sich in diesem Zusammenhang als sehr wichtig erweisen. So sind zahlreiche germanische, slavische, litauische Wörter in die finnischen Sprachen übergegangen und haben sich unter dem Schutz eigenartiger finnischer Lautverhältnisse hier oft mit grosser Treue erhalten. So heisst z. B. die Seife im Finnischen *saippio* aus ahd. *seiffa* und beweist, dass zu der Zeit, als diese Entlehnung stattfand — nach W. Thomsen wäre dies in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gewesen —, die Germanen noch die sehr altertümliche Form **saipiô(n)* gebrauchten.

Mit allen diesen Mitteln können wir nun zwar keineswegs in allem einzelnen beweisen, aber doch im allgemeinen es in hohem Grade wahrscheinlich machen, dass die nordeuropäischen Sprachen ausserordentlich lange auf der Stufe der Ursprache stehen geblieben sind.

Ich will versuchen, dies noch an einem weiteren Beispiel zu verdeutlichen. Die germanischen Sprachen haben bekanntlich einen ihrer charakteristischsten Züge durch die erste Laut-

verschiebung erhalten, und die Germanisten streiten darüber, ob dieselbe im III. oder IV. vorchristlichen Jahrhundert durchgeführt worden sei. Weiter verlegt sie, soviel ich sehen kann, niemand zurück. Tatsächlich finden wir auch in den germanischen Sprachen bereits Lehnwörter, die v o r der Lautverschiebung aufgenommen worden sein müssen, weil sie dieselbe mitgemacht haben, und die aus kulturhistorischen oder anderen Gründen schwerlich über das Zeitalter Herodots hinausgehen. Ein solches ist z. B. agls. *hænep* „Hanf“ aus thrak. *κάνναβις*; denn da noch Herodot bei der Beschreibung dieser Kulturpflanze die Unbekanntschaft seiner Leser mit derselben voraussetzt, so ist nicht wahrscheinlich, dass sie schon vor ihm der germanische Norden gekannt habe, was auch direkt dadurch bewiesen wird, dass sie in älteren prähistorischen Funden nicht nachgewiesen werden kann (vgl. G. Buschan Vorgesch. Botanik p. 115). Ferner wissen wir, dass in den germanischen Sprachen noch zur Zeit der ersten Lautverschiebung der indogermanische freie, im Sanskrit und in einigen slavischen Sprachen noch in historischer Zeit herrschende Akzent lebendig gewesen sein muss, so dass es also damals z. B. noch **brâ'þar* = griech. *φρήτηρ*, scrt. *bhrâ'tâ* gegenüber **fadár* = griech. *πατήρ*, scrt. *pitâ'* und **téhan* = griech. *δέκα*, lat. *decem*, scrt. *dáçan* gegenüber **sebán* = griech. *ἑπτά*, scrt. *saptá* hiess. Übertragen wir diese Erkenntnisse auf zwei der im Eingang dieses Kapitels angeführten indog. Urformen, den Nom. Sing. des Wortes für Mutter: **mâtḗr* = altn. *môder*, ahd. *muoter* und den indog. Ausdruck für „er, sie trägt“: **bhéreti* = got. *bairiþ*, ahd. *birit*, so ergibt sich, dass dieselben damals, d. h. im Zeitalter Herodots, sowohl was ihren K o n s o n a n t i s m u s w i e a u c h i h r e n A k z e n t betrifft, noch völlig unverändert waren. Dasselbe gilt aber auch von ihrem V o k a l i s m u s. Das *â* von **mâtḗr* hat sich bis in die Zeit Caesars erhalten, wie der von diesem überlieferte Ortsname *Silva Bâcenis*, eigentl. „Buchenwald“ (ahd. *buohha* = lat. *fâgus*) zeigt (vgl. Brugmann Grundriss I², 151), das *ê* desselben Wortes bewahrte jedenfalls seine Länge so lange, als der Akzent darauf ruhte. Was **bhéreti* = ahd. *birit* anbetrifft, so galt das *é* und *e* der ersten und zweiten Silbe noch während der Römerzeit, in der es mit *i* zu wechseln beginnt (vgl. das ältere *Segimerus* bei Tac. gegenüber dem jüngeren *Sigimerus* bei Vell. Pat., das ältere *Cannenefates* bei Plin. gegenüber dem

jüngeren *Canninefates* bei Vell. Pat., Brugmann a. a. O. p. 128, 127). Für den Abfall des auslautenden *i* von **bhéreti* kann ich zwar einen unanfechtbaren chronologischen Anhalt nicht finden; allein es wird — aus allgemeinen, hier nicht zu erörternden Gründen — kaum einen Sprachforscher geben, der annähme, dass die erste Lautverschiebung in den germanischen Sprachen bereits die Form **bhéret* vorgefunden hätte.

Es ist also, will mir scheinen, eine vollkommen beweisbare und sichere Tatsache, dass „die Mutter trägt" im Zeitalter des Herodot an den Ufern der Elbe und Oder noch ganz wie in der Ursprache **mâtḗr *bhéreti* lautete, während man in Griechenland bereits ein halbes und in Indien ein ganzes Jahrtausend früher mit z. T. ausserordentlich starken Abweichungen *μήτηρ φέρει* und *mâtá' bhárati* sagte.

Diese Beobachtung, dass die nordeuropäischen Sprachen sehr lange auf der Stufe der Ursprache stehen geblieben sein müssen, führt nun noch zu zwei weiteren Bemerkungen über den Charakter der letzteren.

Wenn es richtig ist, dass noch auf dem historischen Boden der Einzelvölker oft die subtilsten Verhältnisse der Ursprache erkannt und Formen nachgewiesen werden, die mit den postulierten Urformen durchaus identisch sind, so folgt hieraus, dass die indog. Ursprache, sei es als Ganzes, sei es in einzelnen Teilen, über ein geographisch sehr ausgedehntes Gebiet verbreitet gewesen sein muss, ohne, trotz dialektischer Verschiedenheiten im einzelnen, ihre Homogenität im ganzen zu verlieren. Durch eine ähnliche Stabilität sind z. B. die turko-tatarischen Sprachen ausgezeichnet, die „trotz einer immensen geographischen Ausdehnung vom eisigen Norden bis zum tiefen Süden, vom Drachensee bis zur Adria, ja trotz einer zeitlichen Entfernung von historisch nachweisbaren anderthalbtausend Jahren" einander noch immer so nahe stehen, „dass der Ostfriese und der Schweizer sich mit dem Zipser oder dem Siebenbürger Sachsen wohl schwerer verständigen wird, als dies etwa zwischen Jakuten und Teleuten mit dem Türken aus Anatolien oder Rumelien der Fall sein kann" (vgl. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tat. Volkes p. 14 f.). Unter den einzelnen indogermanischen Sprachen hat das Grossrussische im Laufe der Zeit in Europa und Asien eine ungeheure räumliche Verbreitung erlangt, ohne dass es dabei zu mehr als dia-

lektischen, und dabei nicht einmal sehr erheblichen, Unterschieden gekommen wäre. Auch Kleinrussisch und Weissrussisch können nach dem Urteil ausgezeichneter Slavisten wie z. B. dem Sobolevskij's (Vorlesungen z. Gesch. d. russ. Spr.[3] p. 2) nicht als selbständige Sprachen dem Grossrussischen gegenüber gelten.

Von der ältesten Stufe ihrer Entwicklung ist zweitens die indog. Ursprache in den einen Teilen ihres ausgedehnten Territoriums früher, in den anderen später herabgesunken. Während wir oben sahen, dass es um das Jahr 2000, ja vielleicht noch um das Jahr 1000 v. Chr., die europäischen Nordsprachen, Keltisch, Germanisch, Litu-Slavisch wahrscheinlich noch gar nicht gegeben hat, sehen wir, dass das Altindische des Rigveda oder das Griechische des Homer bereits alle diejenigen sprachlichen Veränderungen aufweisen, die das Indische zum Indischen, das Griechische zum Griechischen gemacht haben. So muss z. B. im Indischen damals schon längst der bunte Vokalismus der indog. Grundsprache in einem monotonen *a*, *â* zusammengeflossen sein (griech. *ἐστί* „ist", *ὄϊς* „Schaf", *ἄγω* „ich führe": sert. *ásti*, *ávis*, *ájâmi*; griech. *ἔθηκα* „ich setzte", lat. *vôx* „Stimme", *frâter* „Bruder": sert. *ádhâm*, *vâk*, *bhrâ'tâ*). Ähnlich muss im Griechischen damals schon längst der indog. Laut *j* zu *ζ* geworden (lat. *iugum* „Joch" = griech. *ζυγόν*) oder das zwischenvokalische *s* ausgefallen sein (sert. *jánas-as* „des Geschlechts" = griech. *γένεος*). Auch das Lateinische weist in seiner ältesten Überlieferung bereits die wichtigsten Abweichungen von dem ursprünglichen Zustand, wie z. B. die Verwandlung der ursprachlichen *Mediae aspiratae* erst in *Tenues aspiratae*, dann in tonlose Spiranten (**bhérô*, erst **phérô*, dann *fero*) auf. Es ergibt sich also, dass diejenigen Sprachen, die am frühsten derartige einschneidende Veränderungen aufzuweisen haben, denjenigen Völkern angehören, die, wie Inder, Iranier, Griechen, Römer am frühsten in den Bann des Orients eingetreten sind und damit die Bahn geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Entwicklung beschritten haben. Es erhebt sich damit die wichtige Frage, ob ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Geschichte und sprachlicher Veränderung besteht, oder, da ein solcher Zusammenhang, wie aus dem bisherigen hervorgeht, ohne Zweifel anzunehmen ist, wie derselbe zu erklären sei. In dieser Beziehung ist zunächst auf W. Wundt zu verweisen, der in

seiner Völkerpsychologie I, 1, 1 [2] p. 488 ff. die Ansicht vertritt, dass Kulturentwicklung ein schnelleres Tempo der Rede erzeuge, und dass dieser gesteigerte Redefluss für zahlreiche Sprachveränderungen, z. B. auch für die Erscheinungen der germanischen Lautverschiebung, verantwortlich zu machen sei. Indessen ist es nach den Einwendungen, die B. Delbrück Grundfragen der Sprachforschung mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie p. 102 gegen diese Auffassung erhoben hat, mehr als fraglich, ob dieser Faktor des rascheren Redeflusses, wenngleich ihm eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen sein dürfte, doch einen derartigen Einfluss im Leben der Sprache ausgeübt hat, wie ihn Wundt annimmt. Ferner hat man den Zusammenhang zwischen Geschichte und sprachlicher Veränderung aus dem Moment der Sprachmischung erklären wollen, der die indog. Völker bei ihrer vorgeschichtlichen und geschichtlichen Ausbreitung in immer steigendem Masse ausgesetzt waren. Wir werden über diesen Gegenstand im folgenden Kapitel, in dem von der Vermischung der indog. Völker und ihren Folgen die Rede sein wird, ausführlicher zu sprechen haben und beschränken uns daher hier auf die Bemerkung, dass auch die Sprachmischung in älterer Zeit einen grösseren Einfluss auf die Differenzierung der indog. Sprachen schwerlich ausgeübt hat.

Vielleicht wäre es, um den ursächlichen Zusammenhang zwischen Geschichte und sprachlicher Veränderung richtig zu verstehen, gut, die Frage nach den letzten Ursachen des Sprachwandels möglichst bei Seite zu lassen und sich mit der Beantwortung der Frage zu begnügen, inwiefern konnte durch geschichtliche Verhältnisse eine Steigerung und Beschleunigung der im übrigen jederzeit möglichen sprachlichen Veränderungen herbeigeführt werden? Alle sprachlichen Veränderungen — darüber herrscht unter den Linguisten erfreuliche Übereinstimmung — gehen ungewollt von einzelnen Individuen aus, von denen sie sich auf dem Wege unbewusster Nachahmung in teils weiteren, teils engeren Kreisen verbreiten, je nachdem der persönliche Einfluss jener einzelnen Individuen ein grösserer oder geringerer war [1]). Fragt man nun, worauf in letzter Linie

1) Vgl. Paul Prinzipien der Sprachgeschichte [2] p. 30: „Aus dem anfänglich nur individuellen bildet sich ein neuer Usus heraus“, Delbrück Grundfragen p. 98: „Unter diesem andern Weg [der eine wäre

alle geschichtliche oder kulturgeschichtliche Entwicklung gerichtet ist, so kann die Antwort nur lauten: auf die Erschaffung von Individualitäten, von Persönlichkeiten. Nach allem, was wir wissen, müssen wir uns die Kultur der Urzeit so einförmig wie möglich vorstellen. Stämme, Sippen und Grossfamilien bildeten die monotone Grundlage der Gesellschaftsordnung, die auch nach Ständen und nach dem Besitz (vgl. mein Reallexikon u. Stände und u. Reich und arm) noch kaum gegliedert war. Selbst die Götter, in denen sich das Leben der Sterblichen abspiegelt, waren noch keine umfassenden und markanten Persönlichkeiten, sondern beschränkten sich auf die einzelnen Begriffe, denen sie entstammten (vgl. mein Reallexikon u. Religion). Je nachdem nun die einzelnen indog. Völker vom Strom der Weltgeschichte ergriffen werden, schlagen ihre Sprachen ein schnelleres Tempo der Differenzierung ein, aus keinem andern Grund, als weil sich nunmehr in ausgeprägten Individualitäten wirksame Ausbreitungszentren der sprachlichen Veränderungen bilden. Gegen diesen Differenzierungstrieb stemmen sich auf den einzelnen

---

nach D. der der Sprachmischung] aber kann man sich, soviel ich sehe, nur vorstellen, dass eine Neuerung bei einem Einzelnen beginnt, und sich von ihm aus in immer weitere und weitere Kreise fortsetzt. Den hauptsächlichsten Grund, warum die Mehreren den Wenigen nachahmen, darf man wohl in dem persönlichen Einfluss der Wenigen suchen", R. Meringer Indogermanische Sprachwissenschaft p. 38: „Zusammenfassend können wir also sagen, die sprachlichen Änderungsversuche in bezug auf die Laute gehen von den einzelnen aus, übertragen sich aber bloss dann auf einen grösseren Kreis, wenn der Einfluss der ändernden Person ein entsprechender ist", Sievers Phonetik [4] p. 243: „Die Bildung neuer Aussprachsformen geht daher von einzelnen Individuen oder auch von einer Reihe von Individuen aus, und erst durch Nachahmung werden solche individuellen Neuerungen allmählich auf grössere Teile einer Sprachgenossenschaft oder auch auf deren Gesamtheit übertragen". Widerspruch erhebt nur W. Wundt Sprachgeschichte und Sprachpsychologie p. 60, und es kann ihm soviel zugegeben werden, dass die mitgeteilten Anschauungen der Sprachforscher mehr ein notwendiges Postulat sind, als auf im einzelnen beweisbaren Tatsachen beruhen. Tatsache ist, dass die Lautveränderungen (vgl. oben p. 70 f. über die zweite Lautverschiebung) in bestimmten Gegenden und in räumlicher Beschränkung hervortreten und sich von da über die Nachbarschaft allmählich verbreiten. Da nun die Sprache an Menschen gebunden ist, so kann man sich für den geschilderten Vorgang keine andere Erklärung als die oben angegebene denken.

Völkergebieten erst in verhältnismässig später Zeit andere Kulturprodukte wie das Aufkommen eines Nationalitätsbewusstseins und die Einführung einer Schriftsprache, beides Faktoren, die natürlich aber für die Beurteilung der älteren und ältesten Sprach- und Völkerverhältnisse nicht in Betracht kommen können. Mit Recht hat schon P. Kretschmer Einleitung p. 412 darauf hingewiesen, dass z. B. zwischen altgriechischem und altgermanischem Sprachgebiet uns ein Unterschied insofern entgegentritt, als das erstere von Anfang an dialektisch stark zerklüftet erscheint, während wir auf letzterem bis zu einheitlicheren „urgermanischen" Sprachzuständen vorzudringen vermögen. Auf den gleichen Gegensatz hätte er hinsichtlich der italischen Sprachverhältnisse (Oskisch, Umbrisch, Lateinisch) einer- und der slavischen andererseits sich beziehen können. Allein den Grund dieser Verschiedenheit hat er schwerlich richtig angegeben, wenn er meint, dass einmal ein differenzierendes, das andere Mal ein assimilierendes Prinzip gewirkt habe, was im Grunde doch nur Worte sind. Die Ursache ist vielmehr lediglich eine historische: die Griechen und Italiker sind früher in die Geschichte eingetreten und darum früher dialektisch zerspalten, während bei den europäischen Nordvölkern, in Sonderheit bei Germanen und Slaven, die „ursprachlichen" („urgermanischen" oder „urslavischen") Verhältnisse länger andauerten. Erst mit dem Zurückdrängen des keltischen Elements in West- und Mitteldeutschland, d. h. etwa im IV. oder III. vorchristlichen Jahrhundert machen sich die Germanen in der Geschichte bemerkbar, und es ist sicherlich kein Zufall, dass erst in dieser Zeit die in der ersten Lautverschiebung sich offenbarende grosse Abweichung der germanischen Sprachen vom indogermanischen Lautbestand sich Bahn bricht.

Aus dem bisherigen ergibt sich ferner, dass man von einer „Periode der Auflösung der indog. Grundsprache" in keiner Weise reden kann. Nicht um einen einzelnen Akt, sondern um eine unendliche Reihe verschiedener, durch Jahrhunderte und Jahrtausende getrennter Akte handelt es sich. Ebensowenig lässt sich irgendwo ein Strich zwischen der Ursprache und den Einzelsprachen machen. Man könnte zwar z. B. sagen, dass die speziell germanische Sprachentwicklung mit der Lautverschiebung anhebt; aber einerseits können schon vor ihr speziell germanische Sprachänderungen, z. B. die Ausbildung des sogenannten schwachen

Präteritums (got. *nasida*), vorhanden gewesen sein, und andererseits dauerten doch die von der Lautverschiebung nicht betroffenen indog. Urformen auch nach der Lautverschiebung auf germanischem Boden zunächst fort. Auch von einem Ende der Ursprache kann man eigentlich nicht reden, da indog. Urformen gelegentlich, z. B. im Litauischen (*sūnùs* „Sohn", *ẽsti* „er ist", *tù* „du") bis auf den heutigen Tag weiterleben. Das Problem der Auflösung der indog. Ursprache und der Herausbildung von Einzelsprachen kann daher nur im engsten Zusammenhang mit ethnologischen Fragen seiner Lösung näher gebracht werden, zu deren Erörterung überzugehen es nunmehr an der Zeit ist.

II. Kapitel.

Die indogermanische Völkereinheit.

Das indogermanische Urvolk. Sprachverwandtschaft und Rassenverschiedenheit. Völkermischung. Sprachmischung. Der Urtypus des indog. Stammes. Urvolk und Einzelvölker. Ursprache und Einzelsprachen. Nationen.

Wenn auch nicht alle Verschiedenheiten der indog. Sprachen auf eine Einheit zurückgeführt werden oder auf Grund einer solchen verstanden werden können, so wird doch, wer die Lebensarbeit eines Bopp, Schleicher, Brugmann überschaut, darüber nicht zweifelhaft sein können, dass die indog. Sprachen im Ganzen andern Sprachen und Sprachfamilien als eine geschichtliche Einheit gegenüberstehen, und da die Sprachen selbstverständlich nichts in der Luft schwebendes, sondern etwas an sprechende Menschen gebundenes sind, so hat der Schluss von der Einheit der indog. Sprachen auf die Einheit der indog. Völker in der Tat nahe genug gelegen. Auch ist derselbe lange Zeit anstandslos und ohne Einschränkung gezogen worden, bis die Anthropologie immer deutlicher darauf hinwies (vgl. oben p. 107 ff.), dass keine der bisher auf Grund somatischer Merkmale versuchten Klassifikationen der Menschheit sich mit dem Begriff Indogermanisch irgendwie deckt. Dieselben sind entweder zu weit, indem mit den Indogermanen völlig heterogene Sprachelemente wie Basken und Kaukasier zu einer weissen, mittelländischen, kaukasischen oder arabisch-europäischen Rasse vereinigt werden, so dass man genötigt gewesen ist, diese Einheit auf den *homo alalus* „den stummen Menschen" (vgl. F. Müllers Probleme der linguistischen Ethnologie, E. Behms Geographisches Jahrbuch IV, 302) zurückzuführen, der, wie man wird zugestehen müssen, für

den Sprachforscher ein recht geringes Interesse hat. Oder jene Klassifikationen sind zu eng, wie dies mit dem auf die Längen- und Breitenverhältnisse des menschlichen Schädels gegründeten Retzius'schen System der Fall ist. Vergegenwärtigen wir uns z. B. die Karte, auf der J. Deniker-Paris mit grosser Sorgfalt die Verteilung des Schädelindex in Europa dargestellt hat (*J. Deniker Les races de l'Europe I, l'indice céphalique en Europe. Association française pour l'avancement des sciences. Congrès de St. Étienne* 1897. Paris 1899), so zeigt sich, dass die westlichere Hälfte Europas — der Osten weist noch sehr viele auf die Kopfform nicht untersuchte Gebiete auf — im Norden ebenso wie im Süden hauptsächlich von Lang- und Mittelschädligen besetzt ist, zwischen denen sich, im Anschluss an das Alpengebiet, ein stellenweis sehr breiter Gürtel von mehr oder weniger Kurzschädligen hindurchzieht. Bedenken wir nun, welche Sprachen und Völker auf diesem Gebiete herrschen, so ergibt sich, dass nicht nur die Indogermanen im ganzen, sondern auch die einzelnen Zweige des Indogermanischen durch eine Einteilung in Lang- und Kurzschädel völlig auseinander gesprengt werden. Ähnlich steht es mit den Merkmalen der Blondheit und Brünettheit. Die Bevölkerung Deutschlands zerfällt in eine blonde und brünette Schattierung. Dasselbe gilt von den Grossrussen, die nach den sorgfältigen Untersuchungen Sografs in den Gouvernements Zentralrusslands, Wladimir, Jaroslaw, Kostroma deutlich einen kleinen subbrachykephalen bis brachykephalen Typus mit braunen Haaren und grauen Augen neben einem hochgewachsenen subbrachykephalen bis mesokephalen, ja dolichokephalen Typus mit blonden Haaren und ebenfalls grauen Augen aufweisen. Ähnliches wurde schon oben (p. 115) von den Iraniern des Pamirgebietes berichtet. Gleich grosse somatische Verschiedenheiten kehren übrigens auch auf anderen Sprachgebieten wieder: der Jakute an der Lena ist ein total anderer als der Türke am Bosporus, der Lappe völlig verschieden von dem sprachverwandten Finnen usw.

Sind nun diese Umstände geeignet, den auf der Verwandtschaft der indog. Sprachen beruhenden Glauben an eine prähistorische Einheit der indog. Völker zu erschüttern? Ich glaube, dass sehr einfache Betrachtungen zeigen, dass dies nicht der Fall ist.

Wir sprechen deutsch, weil wir von deutschen Eltern

stammen, und unsere Verwandten in fremden Ländern, soweit sie nicht in anderen Nationalitäten aufgegangen, sind ebenfalls der deutschen Sprache mächtig, weil sie oder ihre Vorfahren aus Deutschland gekommen sind. In England herrscht eine germanische Sprache, weil dieselbe von einem germanischen Stamme nach jenem Eiland gebracht worden ist. Diese Beispiele zeigen aber auch, in welchem beschränkten Sinne die Einheit der indog. Völker verstanden werden muss. Denn gleichwie der Bau der englischen Sprache zwar ohne weiteres sich durch die Einwanderung der Angelsachsen als ein germanischer erklärt, die englische Nationalität aber nicht verstanden werden kann ohne Berücksichtigung der keltischen, römischen, normannischen Elemente, die mit jenem angelsächsischen Stamm verschmolzen sind, ebenso fordert die vergleichende Sprachwissenschaft auch nicht, dass die indog. Völker in ihrer Totalität auf eine ursprüngliche Einheit und Gleichheit zurückgehen, sondern sie verlangt nur die Annahme, dass in den einzelnen indog. Völkern ein einheitlicher indog. redender Kern vorhanden gewesen sei, von dem aus die Übertragung der indogermanischen Sprache auf heterogene, mit ihm verschmelzende Völkerbestandteile möglich war.

Dass die indogermanisch redenden Stämme bei ihrer Ankunft in der neuen Heimat Mischungsprozesse mit einer daselbst vorher ansässigen Urbevölkerung durchzumachen gehabt haben, kann gar nicht bezweifelt werden, da zum Teil auf diesen Vorgängen das volle Licht der Geschichte ruht. Blicken wir z. B. auf die indischen Arier, deren Vordringen von den Ufern des oberen Induslaufes in südlicher und südöstlicher Richtung in fortgesetztem Kampfe mit den Ureinwohnern des Landes die vedischen Lieder uns schildern (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 100 ff.)! Die arischen Stämme, deren Hautfarbe ausdrücklich als eine weisse bezeichnet wird (Rg. I 100, 18), treten hier den Ureinwohnern Indiens, den „schwarzhäutigen“ *Dasyu*, die fremde Sprache, fremde Sitte, fremde Götter haben, in einem Streit auf Tod und Leben entgegen, der damit endigt, dass die unterworfenen Barbaren endlich als vierte Klasse, als *Çûdra* in den indischen Staat aufgenommen werden. Das indogermanische Element hat gesiegt, aber, „dass in dem langen Zeitraum bis dahin vielfach Mischungen arischen Blutes mit dem der Ureinwohner stattgefunden haben, ist nicht zu bezweifeln. Dasyu-Jungfrauen und -Weiber kamen in das Haus

der arischen Männer als Sklavinnen; die eine oder die andere mag es wohl zur Herrin gebracht haben“ (Zimmer a. a. O. p. 117). Zu den degenerierenden Folgen dieser Vermischungen, die später durch skythische, mongolische, europäische Elemente aller Art gesteigert wurden, kam dann weiter der Einfluss des den physischen Organismus des Menschen mächtig umgestaltenden tropischen Klimas Indiens, so dass nur noch die Brahmanenfamilien gewisser Distrikte heute den edleren „mittelländischen“ Rassencharakter bewahrt haben sollen (vgl. F. Müller Allg. Ethnographie p. 457 ff.). Nicht weniger ziehen sich durch das Awesta alte Nachrichten von dem Kampf der iranischen Bevölkerung mit einer eingeborenen, unarischen Urrasse (*anairyâo dañhâvô*), und auch hier leben in den Häusern der Mazdaverehrer die Töchter ungläubiger Stämme als Dienerinnen und Nebenweiber (W. Geiger Ostiran. Kultur p. 176 ff.).

In neuerer Zeit lassen sich diese Verhältnisse besonders schön an der Ausbreitung der Russen, speziell der Grossrussen, studieren. Diese stellen von Haus aus eine kleine Zahl zur Zeit der grossen slavischen Wanderungen in der slavischen Urheimat am Mittellauf des Dnĕpr zurückgebliebener Stämme dar, die nun im Laufe der Jahrhunderte sich über das ganze europäische Russland bis zum Ural verbreitet und die finnische und tatarische Urbevölkerung dieser Länder verdrängt, vernichtet oder, besser gesagt, sich assimiliert haben, überall russische Eigenart und russische Sprache verbreitend. Lebendige Zeugen dieser einstmaligen Urbevölkerung sind die mordvinischen, tschuwaschischen, tscheremissischen, wotjakischen, permjäkischen, syrjänischen usw. Sprach- und Völkerinseln, die noch heute vorhanden sind. Diese Kulturarbeit ist dann von den Russen jenseits des Ural fortgesetzt worden. In Sibirien fassten sie zuerst im Jahre 1582 festen Fuss, und schon im Jahre 1880 kamen auf $4^1/_2$ Millionen Russen, d. h. russisch redender Menschen nur noch etwa 1 Million Inorodzy oder „Fremde“, wie man bald die eigentlichen Herren des Landes, Burjäten, Jakuten, Wogulen, Tungusen, Samojeden, Kalmyken, Ostjaken etc. etc. nannte. Mit diesen Völkern hat sich, fast vor unseren Augen, eine Vermischung der langsam von Westen nach Osten vorrückenden Russen vollzogen, aus der in somatischer Beziehung zahlreiche neue Typen entsprungen sind. Schon in der Mitte des vorvorigen Jahrhunderts wurde man auf

den asiatischen Typus vieler Sibirier-Russen aufmerksam. Am unteren Laufe des Jenissei wird diese Erscheinung von den dortigen Kosaken „Smješiza“ d. h. „Gemisch“ genannt. Man kann geradezu von einer Jakutisierung der Russen Ostsibiriens reden (weiteres bei A. Brückner Die Europäisierung Russlands Gotha 1888 p. 161 f.).

Überschauen wir diese klar vorliegenden Verhältnisse und bedenken wir weiter, dass auch im westlichen und südlichen Europa in Pikten, Iberern, Ligurern, Etruskern usw. ansehnliche Reste nichtindogermanischer Völker sich bis in die geschichtlichen Zeiten gerettet haben, so kann es nicht zweifelhaft sein, dass auf dem indog. Völkergebiet überall oder doch in weiter Ausdehnung starke Mischungen und Verschmelzungen heterogener Völker stattgefunden haben. Warum hierbei das indogermanische Element über die sich ihm assimilierenden Völkerbestandteile in sprachlicher Beziehung den Sieg davongetragen habe, ergibt sich aus den angeführten Beispielen fast von selbst. Es sind in Indien wie in Iran und Russland die kulturhistorisch höher stehenden Völker, die ihre Sprache auf die niedriger stehenden Ureinwohner übertragen haben, und es liegt daher nahe, aus diesen Erwägungen den Schluss zu ziehen, dass die indogermanische Bevölkerung Europas und Asiens schon zur Zeit ihrer Ausbreitung im Vergleich mit der vorindogermanischen eine relativ höher gesittete gewesen sein müsse, und dass hierdurch zugleich die weite Ausdehnung des indog. Sprachstamms sich erklärt.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, ob diese ohne Zweifel stattgehabte Mischung der Völker auch von einer Mischung ihrer Sprachen begleitet gewesen ist, oder, mit anderen Worten, ob auch die indog. Idiome, die die Einwanderer in ihre neuen Wohnsitze mit sich brachten, bedeutsame Veränderungen durch den Mund der Ureinwohner erfahren haben. Tatsächlich wird dieser Gesichtspunkt gegenwärtig häufig geltend gemacht (vgl. oben p. 75), um die Unterschiede der indog. Sprachen zu erklären. Auch lässt sich nicht leugnen, dass in neueren Sprachepochen und in bestimmten Teilen des indog. Völkergebietes, wie namentlich auf der Balkanhalbinsel, im Bulgarischen, Rumänischen, Albanesischen auch in der Laut-, Wortbildungs- und Flexionslehre (ganz abgesehen vom Wortschatz) „mischsprachliche“ Er-

scheinungen nachgewiesen werden können[1]. Allein etwaigen Schlüssen hieraus auf die erste Ausbreitung der Indogermanen in Europa stehen doch andere Tatsachen im Wege. Was wir, falls Völkermischung überall Sprachmischung bedingte, nach den obigen Ausführungen in der russischen Sprache erwarten müssten, wäre ihre Durchsetzung mit finnischen Elementen. Hören wir nun, wie sich über diesen Punkt einer der besten Kenner des Russischen, Sobolevskij, in seinen Vorlesungen zur Geschichte der russischen Sprache (3. Ausg. Moskau 1903) äussert: „Das russische Volk stellt in linguistischer Beziehung ein Ganzes dar. Das fremde, finnische Blut, das im Laufe vieler Jahrhunderte im Überfluss in den grossrussischen Stamm eingedrungen ist und noch jetzt in den nordöstlichen Zweig des russischen Volkes eindringt, hat die russischen Nordländer nicht zu Finnen oder zu Finno-Russen gemacht. . . . Es hat nicht den geringsten Einfluss auf die Einheit der russischen Sprache ausgeübt. Ausser einigen Worten, die in grossrussischen nördlichen und östlichen Grenzdialekten bestehen und der russischen Literatursprache fremd sind, haben die Finnen der russischen Sprache nichts zugeführt. Man dachte zwar früher, dass wir den Finnen unsere Vokalentfaltung [*polnoglasie*, z. B. russ. *borodá* „Bart" statt ursl. **barda*] und die Aussprache des *o* als *a* etc. [*ákanie*, z. B. *Moskvá*, sprich *Maskvá*] verdankten; aber an dieser Meinung hält gegenwärtig in Anbetracht ihrer offenbaren Unhaltbarkeit kaum noch jemand fest: die Vokalentfaltung besteht überall, wo das russische Volk lebt, z. B. diesseits und jenseits der Karpaten, wo die Geschichte auch in den ältesten Zeiten keine finnischen Siedelungen kennt, und die Aussprache des *o* als *a* fehlt gerade bei den Russen, in deren Adern besonders viel finnisches Blut fliesst, bei den nördlichen Grossrussen." Dazu kommt, dass es bis jetzt noch nicht gelungen ist, in den älteren Phasen des indog. Sprachlebens, weder im Sanskrit, noch im Griechischen, noch im Italischen usw. derartige Beeinflussungen durch die Sprachen der Urbewohner mit irgendwelcher Sicherheit nachzuweisen. Auch begriffe man nicht, wie die im ersten Kapitel

1) Vgl. weiteres bei Kretschmer Einleitung p. 120 ff., wo auch die Literatur über die Frage der Sprachmischung zu finden ist. Hinzugekommen in neuerer Zeit, die slavischen Sprachen betreffend, V. Jagić Einige Streitfragen 3—4, Archiv f. slavische Sprachen XXII, 11 ff.

betonte lange Bewahrung der indog. Grundformen in den nordeuropäischen Sprachen möglich gewesen sein sollte, wenn die doch schon bei der ersten Besitzergreifung der betreffenden Länder durch Indogermanen mit Ureinwohnern stattgehabte Vermischung zu Modifikationen der indog. Ursprache geführt hätte. Das einzige, was man daher bis jetzt mit einiger Bestimmtheit sagen kann, ist, dass in dem Wortschatz der einzelnen indog. Sprachen ein gewisses Kapital von Ausdrücken vorhanden sein kann, das man nie aufindog. Grundformen zurückzuführen imstande sein wird, weil es vor- und nichtindog. Sprachen entstammt. Auch können, wie wir noch sehen werden, derartige Elemente schon in der indog. Grundsprache selbst vorhanden gewesen sein.

In jedem Falle ist nach den bisherigen Ausführungen die vielbesprochene Frage nach dem Urtypus der Indogermanen auf die Frage zu reduzieren, welches der ursprüngliche Typus desjenigen indog. Völkerkerns gewesen sei, von dem auf den einzelnen Völkergebieten die Übertragung der indog. Sprache auf allophyle Bestandteile ausging.

Aber auch diese Fragestellung ist wahrscheinlich eine falsche, insofern ihr die Voraussetzung zugrunde liegen würde, dass der Habitus des indog. Urvolkes überhaupt ein einheitlicher gewesen sein müsse. In der Tat gehen viele Anthropologen und Ethnographen stillschweigend oder ausgesprochenermassen von dieser Annahme aus. So sagt Penka Die Herkunft der Arier p. 20 wörtlich: „Ein Urvolk aus zwei verschiedenen Rassen bestehend anzunehmen, heisst der Natur zumuten, zu gleicher Zeit und unter denselben äusseren Umständen ein und dieselbe Grundform nach verschiedenen Richtungen hin umzugestalten, eine Annahme, deren Absurdität in die Augen springt.“ In Wirklichkeit liegen die Dinge aber anders. Man darf die Ursprünge der Indogermanen und die Ursprünge des Menschen nicht chronologisch zusammenwerfen, und die Begriffe „Rasse“ und „Volk“ nicht miteinander verwechseln. Wir haben oben gesehen, dass die indog. Völker in der Gegenwart keine körperliche Einheit darstellen, und die Ausgrabungen haben mit immer steigender Gewissheit dargetan, dass auch in der Vergangenheit von der jüngeren Steinzeit an in Europa uns nirgends Bevölkerungen von völlig homogener Zusammensetzung, sondern überall Mischungen von Dolicho-, Meso- und Brachykephalen

entgegentreten. So weisen die Schweizer Pfahlbauten der jüngeren Steinzeit unter 25 Schädeln 13 von brachykephalem, 8 von dolichokephalem und 4 von mesokephalem Typus auf. In England findet man in derselben prähistorischen Epoche in den sogenannten *„long barrows“* Dolichokephale und Mesokephale, in den *„round barrows“* Kurzschädel und Langschädel nebeneinander. In Dänemark kommen auf 34 steinzeitliche Schädel 10 brachy-, 16 meso-, 8 dolichokephale, während die schwedischen Schädel des Steinzeitalters allerdings vorwiegend dolichokephal sind (vgl. Kretschmer a. a. O. p. 40 und mein Reallexikon u. Körperbeschaffenheit der Indog.) usw. Unter diesen Umständen hat Virchow schon im Jahre 1883 (Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie p. 144) einen einheitlichen kraniologischen Typus der Indogermanen direkt in Abrede gestellt und angenommen, dass 2 Reihen, eine dolichokephale und eine brachykephale, in demselben von jeher nebeneinander hergegangen seien. Dabei braucht nicht geleugnet zu werden, dass der ganze Habitus der Indogermanen, worunter ja ausser den kraniologischen Verhältnissen noch sehr viel anderes zu verstehen ist, in den ältesten Epochen ein einheitlicherer gewesen sein wird, als in der geschichtlichen Zeit, nachdem die oben erörterte Vermischung mit autochthonen Völkern stattgefunden hatte. Was sich aber hierüber bis jetzt sagen lässt, ist trotz allem, was in neuerer Zeit darüber geschrieben worden ist, kaum mehr, als was schon V. Hehn (Kulturpflanzen [7] p. 521) so ausdrückt: „Von welcher Komplexion das Urvolk der Indogermanen gewesen, wissen wir unmittelbar nicht. In der Epoche, wo wir es kennen lernen, ist es längst in Zweige gespalten, deren Haar-, Haut- und Augenfarbe zwei verschiedene Typen zeigt. Asiaten, Griechen, Römer sind schwarz, Kelten und Germanen blondlockig, blauäugig, hellfarbig; die ersteren dabei von kürzerer Statur, mit lebhaften Gesten, kundige, kluge, braune Zwerge: Kelten und Germanen hochaufgeschossene, rotwangige Riesengestalten mit wallendem Haar. . . . In welchem von beiden Typen aber, dem dunkeln oder hellen, dürfen wir mit grösserer Wahrscheinlichkeit das Abbild der Urzeit erkennen? Alles spricht dafür, dass diejenigen Stämme, die in historischer Isolierung am wenigsten von der ursprünglichen Lebensweise sich entfernt hatten, nämlich die nordischen, auch die leiblichen Stammeszeichen am treuesten bewahrt hatten. Wo sie seitdem

der südlichen Natur und Lebensform sich genähert oder mit der dunklen Rasse sich gemischt haben, da hat allemal die letztere die Oberhand gewonnen.“ Ob aber dieser ältere und einheitlichere Habitus der Indogermanen mehr dem altslavischen oder altthrakischen oder altgermanischen oder altkeltischen ähnlich war, darüber kann in der Gegenwart, und wie zu befürchten ist, auch in der Zukunft nichts mit irgendwelcher Zuversicht behauptet werden.

In dem hier erörterten Sinne können und müssen wir also an der einstigen Existenz eines indog. Urvolks als Trägers der indog. Spracheinheit festhalten.

Wie diese urvolkliche Einheit entstanden sei, darüber können wir uns zur Zeit freilich ebensowenig ein Urteil erlauben, wie über die Frage nach der Entstehung der indog. Ursprache selbst. Beide Probleme können nur im engsten Zusammenhang miteinander, durch Vergleichung mit anderen Sprach- und Völkereinheiten und durch Erwägungen allgemeinerer Art, wie sie etwa F. Ratzel[1]) (oben p. 128) angestellt hat, ihrer Lösung näher gebracht werden.

Ich wende mich daher unmittelbar zu der letzten der hier zu erörternden Fragen, nämlich zu der, wie aus jenem zu postulierenden Urvolk die einzelnen indog. Völker hervorgegangen sind, eine Erörterung, die uns zugleich zu dem im I. Kap. nur gestreiften Problem der Entstehung der indog. Einzelsprachen zurückführen wird.

Wir haben oben gesehen, dass die Indogermanen in vorhistorischer Zeit über ein geographisch bereits sehr ausgedehntes Gebiet verbreitet waren, ohne dass die gemeinsame Ursprache wesentlichen Veränderungen unterlag, und die gleiche Einförmigkeit wie in der Sprache wird man auch in der Kultur jener Epoche voraussetzen müssen, da die Zustände, die wir bei den alten Germanen oder Slaven finden, wie in diesem Buche des öfteren gezeigt werden wird, im ganzen dieselben sind, wie wir sie noch bei den Griechen zur Zeit ihrer Einwanderung in die Balkanhalbinsel voraussetzen müssen. Über diese erste vorhistorische Ausbreitung der Indogermanen können wir natürlich etwas sicheres niemals ermitteln, und nur auf dem Wege des

1) Vgl. dazu auch Karl Helm Die Heimat der Indogermanen und Germanen in den Hessischen Blättern für Volkskunde III. Heft 1. 1905.

Rückschlusses aus späteren Völkerbewegungen wird es möglich sein, sich ein ungefähres Bild jener Vorgänge zu machen. Betrachten wir nun dieses verhältnismässig späte Eintreten der einzelnen Zweige des indog. Sprachstamms in die geographischen Positionen, die wir sie bei dem ersten Morgenrot der geschichtlichen Überlieferung einnehmen sehen, so erfolgt dieses in einer Reihe von durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende voneinander geschiedener Akte, die man am ehesten als ein sich Aufrollen der einzelnen Teile des Urvolks bezeichnen kann, ein Prozess, dessen Anfang und Ende wenigstens in Europa noch ziemlich übersehbar sind.

Den Anfang machen die später Thraker genannten Stämme, die in sehr früher Zeit, nach P. Kretschmers (Einleitung p. 181) Argumentation schon im III. vorchristlichen Jahrtausend von ihren Stammsitzen an beiden Ufern der unteren Donau in unermesslicher Ausdehnung — noch Herodot nennt sie das grösste aller Völker — den Norden der Balkanhalbinsel überfluten und von hier aus einen grossen Teil des von allophylen Völkern besetzten Kleinasiens überschwemmen, wo sich die Phryger und Armenier von ihnen abzweigen. Den letzten Akt dieses grossen Völkerdramas bilden die später als Slaven bezeichneten Indogermanen, deren vom II.—VII. nachchristlichen Jahrhundert verlaufende Ausbreitung in einem westlichen und südwestlichen Strom verläuft, von denen der erstere dem heutigen Polen, den zwischen Oder und Elbe gelegenen Landschaften, Böhmen und Mähren ihre slavischen Bevölkerungen gibt, der letztere zu den Völkerbildungen der Bulgaren, Serben, Kroaten und Slovenen führt. Noch vor die thrakische Wanderung wird man die Ausbreitung der Arier (Inder und Iranier) anzusetzen haben. Die übrigen Stämme der Indogermanen rollen sich in teils mehr, teils weniger deutlich erkennbarer Weise innerhalb des von Thrakern und Slaven gebildeten zeitlichen Rahmens ebenfalls in grossen Zeitabständen voneinander auf. Dass bei diesem Prozess auch ein häufiges sich Schichten einzelner Zweige des indog. Sprachstammes selbst über einander stattgefunden hat, wie wir es im Verhältnis von Germanen und Slaven, Kelten und Germanen, Illyriern und Griechen usw. auf das deutlichste beobachten können, sei beiläufig bemerkt.

Mit diesem Eintreten der einzelnen Teile des indog. Urvolks

in ihre weltgeschichtlichen Stellungen war, wie oben (p. 144) gezeigt ist, eine raschere Veränderung ihrer Sprachen als bisher verbunden, die natürlich mit anderen Veränderungen auf dem Gebiete der äusseren und inneren Kultur, der Sitte, des Rechts, des Glaubens Hand in Hand ging. So mussten sich an verschiedenen Stellen des indog. Völkergebiets sowohl in sprachlicher wie in kultureller Beziehung grössere oder kleinere Abweichungen von dem ursprünglichen Typus bilden.

Mit der geschilderten Ausbreitung der Indogermanen war aber — und zwar, wenn wir von dem geschichtlich erkennbaren auf das nicht mehr erkennbare zurückschliessen dürfen, von der frühsten Zeit an — noch ein zweites verbunden, was die zwischen den einzelnen Gruppen sprachlich und kulturgeschichtlich sich einander näher stehender Stämme bestehenden festen Grenzen statt der rein theoretisch zu erwartenden allmählichen Übergänge nun erst zu erklären geeignet ist: der allmähliche Abbruch der zwischen jenen Gruppen ursprünglich anzunehmenden geographischen Kontinuität. Und wer bekannte Völkerbewegungen wie den Einbruch der Slaven in die Balkanhalbinsel, die Wanderung der Cimbern und Teutonen, den Einfall der Dorier in Mittelgriechenland und im Peloponnes usw. in Zusammenhang betrachtet mit dem durch zahlreiche Gebirge, einst unwegsame Wälder, reissende Ströme reich gegliederten Charakter unseres Erdteils, wird sich eher darüber wundern, dass diese Unterbrechung der geographischen Kontinuität und damit die Herausbildung mehr oder weniger scharfer Völker- und Sprachgrenzen nicht häufiger, als dass sie überhaupt geschehen ist.

Dazu kommt, dass der Begriff der Wanderung keineswegs der einzige Gesichtspunkt ist, der uns die zwischen den einzelnen Gruppen näher verwandter Stämme bestehenden Grenzen begreiflich macht.

Als der Vorhang der Geschichte aufgeht, finden wir eine Anzahl von Gruppen untereinander sich zwar objektiv näher stehender Stämme, die sich aber dessen subjektiv entweder gar nicht oder nur in schwächster Weise bewusst sind, so dass ihre Zusammengehörigkeit eher draussen stehenden, d. h. anderen Völkern als ihnen selbst bekannt ist. Mögen wir uns nun zu den ältesten Hellenen, Kelten, Germanen usw. wenden, überall nehmen wir wahr, dass sie untereinander in fortwährende Fehden

verwickelt sind, die dem Charakter der Zeit entsprechend mit furchtbarer Grausamkeit geführt werden. In Griechenland bringen es erst die durch religiöse Bedürfnisse ins Leben gerufenen Amphiktyonien zu Beschlüssen wie denen, dass die zum Bund gehörige Stadt nicht verwüstet, ihr das Wasser nicht abgegraben, ihre Baumpflanzungen nicht zerstört werden dürfen. Die Gallier (vgl. *Caesar De bell. gall.* VI, 17) opfern alles Lebendige, was sie im Krieg erbeuten, gemäss vorhergegangenem Gelöbnis ihrem Mars. Der von Tacitus (*Ann.* XIII, 57) berichtete wütende Krieg der benachbarten Chatten und Hermunduren um die Salzquellen an der Werra endigt mit der völligen Ausrottung der ersteren. Wie sollten auch auf diesem Wege infolge der Vernichtung einstiger Übergangsstämme nicht häufig Sprach- und Völkergrenzen entstanden sein?

Endlich verdient in diesem Zusammenhang auch erwogen zu werden, was Caesar erst von den Sueben im besondern, dann von den Germanen im allgemeinen berichtet: *Publice maximam putant esse laudem, quam latissime a suis finibus vacare agros: hac re significari, magnum numerum civitatum suam vim sustinere non posse. Itaque una ex parte a Suebis circiter milia passuum sescenta agri vacare dicuntur* (IV, 3) und: *Civitatibus maxima laus est quam latissime circum se vastatis finibus solitudines habere. Hoc proprium virtutis existimant, expulsos agris finitimos cedere neque quemquam prope audere consistere*; *simul hoc se fore tutiores arbitrantur, repentinae incursionis timore sublato* (VI,23). Selbst wenn wir nicht annehmen, dass diese barbarische Sitte der Brachlegung weiter Grenzgebiete einstmals auch bei anderen Indogermanen verbreitet war, so wird sie doch jedenfalls verwertet werden können, um die Abgrenzung der im Zentrum Europas hervortretenden Germanen gegenüber Kelten, Slaven, Thrakern usw. mit zu erklären.

Das also sind die Grundstoffe, welche die Urgeschichte für die Bildung der auf indog. Völkerboden erwachsenen Nationalitäten darbietet: eine Reihe einander nahestehender, aber weder nach Sprache, noch nach Sitte, noch nach Körperbeschaffenheit völlig einheitlicher Stämme, die infolge längerer Unterbrechung der geographischen Kontinuität mit anderen Indogermanen sich zu relativen Einheiten zusammengeschlossen haben. Wie diese in ihrer Gesamtheit oder in grösseren Teilen sich zu Nationen

entwickelt, ein Nationalitätsbewusstsein ausgebildet und zuletzt in der Regel auch eine gemeinsame Schriftsprache geschaffen haben, das sind rein historische, auf den verschiedenen Gebieten verschieden verlaufende Vorgänge, deren Erörterung ausserhalb des Rahmens dieses Buches liegt.

In dem Wortschatz der Sprachen und Völker, deren Beziehungen zueinander wir bisher im allgemeinen betrachtet haben, findet sich nun eine grosse Menge von etymologischen Übereinstimmungen kulturhistorischer Begriffe, die man, seitdem es eine indog. Sprachwissenschaft gibt, benutzt hat, um aus ihnen Schlüsse auf die kulturgeschichtliche Entwicklung der indog. Völker zu ziehen. Diese kulturgeschichtlichen Gleichungen werden uns daher nunmehr in den Kap. III—VII des näheren zu beschäftigen haben.

III. Kapitel.

Der Verlust alten Sprachguts.

Die Wahrscheinlichkeit grosser Verluste innerhalb des indog. Wortschatzes. Folgen aus derselben. Bedenklichkeit der negativen Schlüsse auf die Kultur der Urzeit. Die Frage nach der Urheimat der Indogermanen im Zusammenhang hiermit. Zuweilen ist der Mangel einheitlicher Namen dennoch beweisend.

Der Fall, dass eine etymologische Gleichung sich aus allen uns überlieferten indog. Sprachen oder Sprachfamilien belegen liesse, ist, wie jeder weiss, einer der allerseltensten. Selbst in der Kategorie der überaus zähen und weitverbreiteten Verwandtschaftswörter kommt es nicht gerade selten vor, dass eine oder die andere Sprache gegenüber der urzeitlichen Benennung eines Familienwortes versagt. So fehlt der indog. Name des „Vaters“ den slavischen Sprachen, der der „Schwester“ dem Griechischen, der des „Sohnes“ dem Lateinischen, der der „Tochter“ ebenfalls dem Lateinischen usw. Niemand wird bezweifeln, dass in allen diesen Fällen jene Wörter in den betreffenden Sprachen einmal vorhanden waren und im Laufe der Zeit durch andere ersetzt worden sind.

Denn der Verlust alten Gutes ist ja einer der gewöhnlichsten Vorgänge in dem Leben der Sprache. Wer nur *eine* Seite irgend eines mittelhochdeutschen Textes aufschlägt, findet auf ihr eine ganze Reihe von Wörtern, die heute nicht mehr im Gebrauche oder wenigstens nicht mehr in selbständigem Gebrauche sind. Wenn aber in der verhältnismässig kurzen Zeit, die uns von dem Mittelalter trennt, ein nicht unbedeutender Teil des damaligen Wortschatzes der Vergessenheit

anheimfallen konnte, muss nicht da der Verlust des ursprünglichen Sprachguts bei den kulturgeschichtlichen Umwälzungen und lokalen Veränderungen, denen die indog. Völker seit ihrer Trennung von der alten Heimat ausgesetzt gewesen sind, ein ungeheurer gewesen sein? Diese hohe Wahrscheinlichkeit eines sehr ausgedehnten Verlustes des alten Wortschatzes nötigt aber den Kulturforscher, der mit sprachlichen Argumenten operiert, zur grössten Vorsicht. Es ist nämlich erstens überaus misslich, aus dem Fehlen etymologisch verwandter Wörter die Unbekanntschaft der Indogermanen mit gewissen Kulturbegriffen ohne weiteres zu folgern, ein Grundsatz, der zwar im Prinzip von allen anerkannt, im einzelnen aber häufig ausser acht gelassen wird. Richtig sagt daher schon A. H. Sayce *The principles of comparative philology*[2] 1875 p. 203: „Ganz wie der moderne Geolog von der Unvollkommenheit des geologischen Materials abhängig ist, so sollte sich auch der Sprachforscher erinnern, dass nur die Trümmer und Fragmente der alten Sprache durch einen glücklichen Zufall uns erhalten worden sind."

Von einer besonderen Wichtigkeit aber ist dieser Gesichtspunkt für die Frage nach der Urheimat der Indogermanen, insofern man die Lage derselben aus dem scheinbaren Fehlen gewisser Tier- und Pflanzennamen in dem indog. Wortschatz hat erschliessen wollen.

Der indog. Sprachstamm erstreckt sich nach A. Grisebach durch drei Vegetationsgebiete der Erde, das indische Monsungebiet, das europäisch-asiatische Steppengebiet und das Waldgebiet des östlichen Kontinents, ein jedes mit einer ihm eigentümlichen Fauna und Flora. Mag man nun den ursprünglichen Ausgangspunkt der Indogermanen verlegen, wohin man will, es ist geradezu undenkbar, dass die ursprünglichen Tier- und Pflanzennamen bei der allmählichen Ausbreitung der indog. Stämme sich treu erhalten haben sollten. Wie können die Namen der Dinge bestehen, wenn diese Dinge selbst vielleicht seit Jahrtausenden dem Blicke der Menschen entschwunden sind? Blickt man z. B. auf die doch fast nur dialektisch verschiedenen indisch-iranischen Sprachen, so findet sich aus der gesamten Pflanzenwelt fast nur die gottgespendete Somapflanze, deren irdischer Repräsentant nur mit Schwierigkeit zu bestimmen ist (vgl. Z. d. D. M. G. XXXV, 680—92), mit einem einheitlichen Namen bei beiden

Stämmen benannt, ohne dass man sich diese Tatsache anders als aus der völligen Verschiedenheit der geschichtlichen Wohnsitze beider Völker in pflanzengeographischer Hinsicht erklären wird. Es genügt daher ein sehr einfacher Akt der Überlegung, um einzusehen, dass Umstände wie die, dass sich urindogermanische Benennungen des Löwen, des Tigers, des Kamels etc. nicht mit Sicherheit ermitteln lassen, weder für noch gegen die europäische oder asiatische Hypothese von der Urheimat der Indogermanen entscheidend in die Wagschale fallen können.

Nun soll aber damit keineswegs gesagt sein, dass dem Abhandensein urverwandter Gleichungen für die Erschliessung der Urzeit jeglicher Wert abzusprechen sei. Im besonderen wird man nicht an ein zufälliges Aussterben einst vorhandener Ausdrücke denken dürfen, wenn es sich um ganze Begriffskategorien handelt.

So ist das Fehlen etymologisch verwandter Namen der Fischarten auf indog. Sprachboden in die Augen fallend. Auch für das ganze Geschlecht finden sich nur gruppenweis sich entsprechende Benennungen (wie sert. *mátsya*, aw. *masya*; lat. *piscis*, ir. *iasc*, got. *fisks*; lit. *żuwìs*, altpr. *zukans*, armen. *jukn*). Was die einzelnen Fischarten betrifft, so scheint eine übereinstimmende Benennung des Aales durch die europäischen Sprachen zu gehen (lat. *anguilla*, griech. *ἔγχελυς*, lit. *ungurÿs*, russ. *ugrĭ*); doch ist einerseits der etymologische Zusammenhang dieser Sippe überhaupt nicht sicher, und andererseits dürfte, wenn in ihr ein urverwandter Kern vorliegt, die älteste Bedeutung desselben „Schlange" (lat. *anguis*, griech. *ἔχις*, lit. *angìs*), nicht „Aal" gewesen[1]) sein. Auch im Altirischen wird der Aal, der selbst bei Homer noch nicht unter die Fische gerechnet zu werden scheint (*ἐγχέλυές τε καὶ ἰχθύες*, vgl. E. Buchholz Die homerischen Realien I, 2, 104 ff.) *esc-ung* (*-ung* = *anguis*), d. h. Sumpfschlange genannt. Andere Entsprechungen wie ahd. *lahs* = russ. *lososĭ*, lit. *laszìszà*, mhd. *wels* = altpr. *kalis*, altn. *síld* = russ. *selĭdĭ*, *selëdka*, lit. *silkė*, u. a. beschränken sich auf ein engeres Sprach-

1) Vgl. das etymologische Material bei A. Walde Lat. et. W. s. v. *anguis*. H. Hirt I. F. Anz. XIII. H. 1 p. 14 gibt, wie man bei W. sehen kann, den gegenwärtigen Stand unseres Wissens unrichtig an, wenn er die Verwandtschaft von *ἔγχελυς* und *anguilla* für eine ausgemachte Sache erklärt.

gebiet oder beruhen auf Entlehnung. Eine andere Frage ist, wie dieser Mangel gemeinsamer Fischnamen zu erklären sei.

Auf keinen Fall können die Indogermanen ausschliessliche Fischesser gewesen sein, wie die *'Ιχθυοφάγοι*, die Herodot am Arabischen Meer nennt, und die wilden Völker an der Rheinmündung, *qui piscibus atque ovis avium vivere existimantur* (Caes. IIII, 10), oder auch nur dem Fischfang und dem Fischgenuss eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben. Am richtigsten wird man vielmehr den indog. Zustand so auffassen wie den des homerischen Zeitalters, in dem Fische nur in den Zeiten äusserster Not (Od. XII, 330; IV, 368) den Helden zur Speise dienen[1]).

Ebenso bezeichnend wie die Armut einer urverwandten Terminologie auf dem eben erörterten Gebiete der Fischerei erscheint mir die gleiche Erscheinung auf dem der Schiffahrt gegenüber dem des Wagenbaus, dem der Blumenzucht gegenüber dem des Ackerbaus, dem der Verschwägerungsbezeichnungen des Mannes gegenüber denen des Weibes, auf dem Gebiet der Götternamen gegenüber dem der Personennamen usw.

Aber auch bei einzelnen Begriffen treten doch oft linguistische Begleiterscheinungen hinzu, die es unwahrscheinlich

1) Man hat mir privatim eingewendet, „dass es kaum denkbar sei, dass die Griechen, ein Seevolk par excellence, nicht von Alters her Fische gegessen hätten". Auch weise das Vorkommen der Angel bei Homer auf gewerbsmässige Fischerei hin. Hierbei sei auf die Ausführungen von Wilamowitz (Homerische Untersuchungen p. 292) verwiesen, nach denen gegenüber der Epoche der Fixierung des epischen Stils, der die Heroen nicht reiten, schreiben, Suppe kochen und Fische essen etc. liess, das Zeitalter unseres Homer ein relativ junges gewesen sei, in dem schon veränderte kulturhistorische Verhältnisse herrschten. Die Beweiskraft solcher Züge des altepischen Stils aber dafür, dass es eine Zeit auf griechischem Boden gegeben hat, in der die Helden wirklich nicht ritten, schrieben, Suppe kochten und Fische assen (weil sie eben damals noch kein Seevolk par excellence waren), wird dadurch ebensowenig geschmälert wie die Beweiskraft der uralten Sprachformen des epischen Stils, deren sich die Sänger bedienen. Die Angel (*ἄγκιστρον*) wird übrigens nur an den obigen zwei Stellen der Odyssee IV, 368 und XII, 330 genannt, von denen die letztere noch dazu allgemein als aus der ersteren übernommen angesehen wird. Direkt in jenes vorhomerische Zeitalter führen uns jetzt die Ausgrabungen in Mykenae und Tiryns, wo nirgends weder Fischereigeräte noch Fischgräten gefunden worden sind (vgl. *Tsountas and Manatt The Mycenaean age* p. 334).

machen, dass eine urverwandte Bezeichnung für sie einst vorhanden gewesen und dann verloren gegangen sei. So scheint es W. Wundt Völkerpsychologie I, 2, 643 in methodischer Beziehung zu tadeln, dass ich in meinem Reallexikon die Unbekanntschaft des indog. Häuserbaus mit dem Fenster u. a. aus dem Nichtvorhandensein einer indog. Gleichung für den letzteren Begriff gefolgert habe. Er übersieht dabei, dass ich zugleich ausdrücklich (vgl. Vorrede p. XIV) auf eine Reihe von jüngeren Kulturbegriffen eigenen Erscheinungen in der Terminologie des Fensters, wie auf die Entlehnung (lat. *fenestra*), die Komposition (got. *auga-daúrô*), und andere (russ. *oknó*, eigentl. „Auge") hingewiesen habe, die den von mir gezogenen Schluss wohl zu unterstützen geeignet sind [1]). In

1) Ähnlich rügt es Hirt I. F. Anz. XIII H. 1 p. 8, dass ich annehme, die Indogermanen hätten ursprünglich keinen sprachlichen Unterschied zwischen Zehen und Fingern gemacht. „Ich muss gestehen", sagt er, „dass mir die I. bedenklich idiotisch vorkämen, wenn sie nicht zwischen Fingern und Zehen unterschieden hätten". Hirt weiss also nicht, dass noch die Griechen und Slaven so „bedenklich idiotisch" sind, dass sie ihr *δάκτυλος* und *pálecŭ* in beiderlei Sinn gebrauchen. Hirt sieht auch nicht, dass meine Bemerkung sich aufs beste in den Rahmen meiner Beobachtung einfügt, derzufolge die Benennungen der menschlichen Körperteile sich allmählich aus denen der tierischen entwickelt haben.

Diese kulturhistorisch nicht unwichtige Beobachtung entlehnt Hirt aus meinen Büchern, belustigt sich aber gleichzeitig über meine Bemerkung, dass die Indogermanen in der Urzeit schon eine ziemlich eingehende Kenntnis des menschlichen oder tierischen Körpers gehabt haben müssen: „In Wirklichkeit", sagt H., „ist „menschlich" ganz zu streichen, denn ich wüsste nicht, wie die Indogermanen, falls sie nicht Menschenfresser waren, zu dieser Kenntnis ihres Körpers hätten kommen sollen." Vielleicht erinnert sich aber Hirt, vor Zeiten in seiner Ilias von den schweren Verwundungen der homerischen Helden gelesen zu haben, wie der eine in die Eingeweide (*ἔντερα*), der andere in die Leber (*ἧπαρ*), der dritte ins Herz (*κῆρ*) usw. geschossen wird, um es auch ohne die Annahme von Menschenfresserei begreiflich zu finden, dass auch die Indogermanen in ähnlichen Fällen auf Grund ihrer Kenntnis des tierischen Leibes imstande gewesen sein werden, gewisse innere Teile ihres Körpers zu benennen.

„Wie wenig mir die Sprache sage", fährt Hirt a. a. O. fort, „zeige, dass ich bei Besprechung des griech. *πέδη*, lat. *pedica*, agls. *feter* (: **ped* „Fuss") nicht bemerkt habe, dass sich dieser Ausdruck auf die tierische Fesselung beziehe, „da es wohl sehr töricht gewesen wäre, den Menschen an den Füssen zu fesseln". Hirt weiss wiederum nicht, dass die Fussfesselung gerade die älteste Form der Fesselung

demselben Werke habe ich auf das Auseinandergehen der verwandten Sprachen in der Bezeichnung des Begriffes „Eltern" hingewiesen und gemeint, dass es nicht zufällig sein werde. Wer nun die Dinge oberflächlich betrachtet, wird sagen: „Wie? Die Indogermanen hatten ein Wort für „Vater" und eins für „Mutter", und ein Ausdruck für „Eltern" sollte ihnen gefehlt haben?" Bedenkt man aber, dass sich ebensowenig wie ein Wort für „Eltern", ein solches für „Ehegatten", für „Ehe", für den „Witwer" (im Gegensatz zu der Witwe) in der Ursprache nachweisen lässt, so erklären sich alle diese Erscheinungen ungezwungen aus den Anschauungen einer Zeit, in der die Stellung von Mann und Frau, Vater und Mutter so fundamental verschieden war, dass es noch fern lag, die beiden Personen sich als ein miteinander verbundenes Paar vorzustellen.

Es zeigt sich also, dass die Lage der Dinge auf diesem Gebiet nicht ganz so einfach, aber auch nicht ganz so hoffnungslos ist, als sie P. Kretschmer[1]) Einleitung p. 68, „der jedes lexikalische *argumentum ex silentio*" als *„ad absurdum* geführt" bezeichnet, und H. Hirt (Beilage zur Allg. Z. 1898 No. 51 p. 3), der meint, dass „aus dem Fehlen von Worten überhaupt niemals etwas zu erschliessen sei", hinstellen.

---

ist, die wir auch beim Menschen kennen. Vgl. z. B. russ. *kolódka* „zwei Bretter mit einem Ausschnitt, für den Fuss des Sträflings" (Dahl), *kolódnikŭ*, ein gewöhnliches Wort für Verbrecher. Dazu mein Reallexikon p. 836. Warum derartiges eine Nachahmung der Tierfesselung sein soll, ist mir, da auch menschliche Gefangene auf ihren Füssen davonzulaufen pflegen, nicht ersichtlich.

1) Übrigens schreckt Kretschmer selbst vor derartigen Schlüssen nicht zurück, z. B. wenn er p. 108 es für „ausgeschlossen" erklärt, dass die Gleichungen ahd. *lahs* = russ. *lososĭ* und got. *gulþ* = slav. *zlato* einst gemeinindogermanisch gewesen seien, da es keine gemeinindog. Fischnamen und nur äusserst wenige gemeinindog. Metallnamen gäbe. Sieht das einem *argumentum ex silentio* nicht sehr ähnlich?

IV. Kapitel.

Geographische Verbreitung und Chronologie der indog. Gleichungen.

Die partiellen Gleichungen und der Verlust alten Sprachguts. Ihre Auffassung im Lichte der Übergangstheorie. Die indog. Gleichungen brauchen nicht untereinander gleichzeitig zu sein, gehen aber in frühe, vorhistorische Zeiten zurück. Der Ausdruck „Indogermanisch". Die Einwendungen Kretschmers.

Wir sahen, dass die uns hier beschäftigenden Gleichungen sehr selten in allen Sprachen unseres Stammes zu belegen sind, sondern in der Regel sich auf einen grösseren oder geringeren Teil derselben beschränken, oder mit anderen Worten, dass die „partiellen" Gleichungen weit häufiger als die „gemeinindogermanischen" sind. Wie ist dieser Zustand zu erklären? In dieser Beziehung muss zunächst an die im vorigen Kapitel erörterte Tatsache des häufigen Verlustes alten Sprachguts erinnert werden, durch den sich die beschränkte Verbreitung einer Wortreihe in vielen Fällen ohne weiteres verstehen lässt. Auch hat die Erweiterung unseres etymologischen Wissens und vor allem die Urbarmachung neuer Sprachgebiete wie des Albanesischen, des Armenischen, der neueren iranischen Mundarten usw. tatsächlich oft das Verbreitungsgebiet urverwandter Gleichungen erweitert. So hat man z. B. das bis vor nicht langer Zeit nur im Germanischen, Litu-Slavischen und Indischen belegbare Wort für „Fleisch" : got. *mimz*, altsl. *męso*, scrt. *mâṁsá* jetzt auch im Albanesischen und Armenischen (*miš*, *mis*) nachgewiesen, das früher für ausschliesslich europäisch gehaltene lat. *glans*, griech. *βάλανος*, altsl. *żelądĭ* „Eichel" hat man ebenfalls im Armenischen (*kalin*), das ger-

manische und litu-slavische Wort für „Hand, Pfote“ : got. *lôfa*, altsl. *lapa* auch im kurdischen (*lapk*) wiedergefunden usw.

Nur in seltenen Fällen wird in den einzelnen partiellen Gleichungen selbst ein Anhalt zur Entscheidung der Frage gegeben sein, ob die Übereinstimmung von Anfang an auf ihr historisch bezeugtes geographisches Verbreitungsgebiet beschränkt war oder nicht. Es wird das erstere namentlich dann der Fall sein, wenn die betreffende Übereinstimmung auf der speziellen Bedeutung zweier Wörter beruht, und derselbe Wortstamm in allgemeinerer Bedeutung auch in anderen Sprachen vorkommt. Hierher gehört es z. B., wenn die Kelto-Germanen den Begriff des Erbes (ir. *orbe*, got. *arbi-numja*) als „verwaistes Gut“ (lat. *orbus*, griech. *ὀρφανός*) bezeichnen oder einen gemeinsamen Namen der Butter (ir. *imb*, ahd. *anche*) aus einem Stamm hervorgehen lassen, der ursprünglich allgemein „Salbe“ (skrt. *añjana*, lat. *unguentum*) bedeutete. Hierher auch, wenn z. B. im Arischen das Gold (skrt. *hiraṇya*, aw. *zaranya*) mit einem Wort benannt wird, das anderwärts noch in der Bedeutung „gelb“ (altsl. *zelenŭ* „grün-gelb“) vorliegt.

Abgesehen von derartigen Fällen kann man hinsichtlich der partiellen Gleichungen, wenn man sie einzeln betrachtet, niemals mit Bestimmtheit sagen, ob einstmals auch andere indog. Sprachen an ihnen teil hatten oder nicht. Erst wenn auf gewissen Gebieten derartige Übereinstimmungen in Masse auftreten, fangen sie an, für die Ermittlung der Beziehungen der einzelnen indog. Völker zu einander, für ihre Verwandtschaftsverhältnisse usw. einen gewissen Wert zu erhalten. Diesen Wert sollte man nicht zu gering anschlagen. Man pflegt zwar zu sagen, dass gegenüber den partiellen Übereinstimmungen auf dem Gebiet der Laut- und Formenlehre den speziellen Berührungen des Wortschatzes deswegen eine geringere Bedeutung innewohne, weil Wörter leichter wanderten und ihr Austausch bei einer minderen Intensität des sprachlichen Verkehrs möglich sei. Dies ist in gewissem, unten näher zu erörterndem Sinne richtig. Auf der anderen Seite aber sollte man das folgende nicht vergessen. Man hat sich in neuerer Zeit mehr und mehr daran gewöhnt, die Bestimmung der engeren Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen nicht sowohl von der partiellen Bewahrung alten Sprachguts als von der partiellen Erscheinung gemeinsam vollzogener Neuerungen

abhängig zu machen. Gerade aber gegen diese letzteren Argumentationen lässt sich mit Brugmann (vgl. oben p. 74) der Einwand geltend machen, dass sich sehr oft nicht beweisen oder auch nur wahrscheinlich machen lässt, dass diese gemeinsamen Neuerungen wirklich auf einem historischen Zusammenhang und nicht vielmehr auf voneinander unabhängiger Entwicklung der einzelnen Sprachen, d. h. auf Zufall beruhen. Wenn z. B. die indog. Mediae Aspiratae *bh*, *dh*, *gh* in allen indog. Sprachen mit Ausnahme des Indischen, Griechischen und Lateinischen zu Mediae geworden sind (skrt. *bhárâmi* = got. *baira*), oder wenn dieselben Laute nach allgemeiner Annahme im Griechischen und Italischen zunächst übereinstimmend zu Tenues Aspiratae geworden sind (scrt. *bhárâmi* = griech. *φέρω*, lat. *fero*, zunächst **phérô*), so fehlt in beiden Fällen ein zwingendes Kriterium für die Annahme, dass der angeführte Lautwandel in den genannten Sprachen auf einem faktischen Zusammenhang beruhe. Demgegenüber ist bei zahllosen Gleichungen des Wortschatzes (vgl. näheres Kap. V) der störende Begriff des Zufalls so gut wie ganz ausgeschlossen. Wenn wir in den europäischen Sprachen den Begriff des Pflügens durch die Sprachreihe griech. *ἀρόω*, lat. *arare*, ir. *airim*, got. *arjan*, lit. *árti*, altsl. *orati* bezeichnet finden, oder wenn der Pfeil, bezügl. der Bogen agls. *earh* = lat. *arcus* heisst, so wird niemand auf den Gedanken verfallen, dass die betreffenden Sprachen „zufällig“ gerade diese Wortstämme für diese Begriffe ausgewählt hätten. Unter allen Umständen können diese Gleichungen — sei es in früherer, sei es in späterer Zeit — nur bei geographischer Kontinuität der betreffenden Sprachgebiete und unter der Wirkung eines kausalen Zusammenhangs entstanden sein.

Die Hauptfrage ist daher: Lassen sich in bestimmten Teilen des indog. Sprachgebiets partielle Übereinstimmungen des Wortschatzes in verhältnismässig grosser Anzahl nachweisen? und welche Teile des indog. Sprachgebiets sind das? Der Beantwortung dieser Frage, bei deren Erörterung wir von den allgemein anerkannten Spracheinheiten des Indischen und Iranischen (Arischen) sowie des Litauischen und Slavischen absehen dürfen, ist die Schrift J. Schmidts Die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen (1872) gewidmet (vgl. oben p. 63 ff.). Das in ihr erzielte Ergebnis geht dahin, dass immer die noch in historischer Zeit einander geographisch am nächsten liegenden Sprachen auch in ihrem Wortschatz

die relativ meisten partiellen Übereinstimmungen aufweisen. So hat, nach der Zählung J. Schmidts, z. B. das Arische 99 besondere Übereinstimmungen mit dem Griechischen, aber nur 20 mit dem Lateinischen, 61 besondere Übereinstimmungen mit dem Slavo-Litauischen, aber nur 14 mit dem Germanischen. Bei seinen Ausführungen hat J. Schmidt zweierlei Sprachbeziehungen ausser Acht gelassen. Er hat einmal das zu jener Zeit noch wenig bekannte Keltisch, das in historischer Zeit auf dem westlichsten Flügel des indog. Sprachgebiets steht und somit den Gegenpol zu den arischen Sprachen bildet, nicht berücksichtigt, und auch heute noch dürfte es schwer sein, eine genaue Statistik der keltischen Sprachen hinsichtlich ihrer partiellen Übereinstimmungen mit den übrigen zu entwerfen. So viel aber dürfte ohne weiteres klar und allgemein zugestanden sein, dass das Keltische mehr partielle Gleichungen mit dem Germanischen als mit dem Litu-Slavischen und mehr ebensolche mit dem Lateinischen als mit dem Griechischen gemeinsam hat, so dass es sich also in das System J. Schmidts aufs beste fügt. Zweitens hat der genannte Gelehrte die näheren Beziehungen der nordeuropäischen zu den südeuropäischen Sprachen nicht weiter verfolgt. Holt man dies nach, so ergibt sich — und auch dies dürfte allgemein zugestanden werden —, dass das Lateinische (Italische) den nordeuropäischen Sprachen näher steht als das Griechische. Dies hat hinsichtlich der Beziehungen des Lateinischen zu dem Germanischen schon L o t t n e r K. Z. VII, 163 ff. richtig erkannt, und neuerdings hat K r e t s c h m e r Einleitung S. 146 zahlreiche besondere italisch-lituslavische Übereinstimmungen zusammengestellt. Das Bild, das wir durch J. Schmidts Ausführungen von den gegenseitigen Beziehungen des Wortschatzes der einzelnen indog. Sprachen gewinnen, wird auch hierdurch weniger verschoben als ergänzt.

Nun hat aber P. Kretschmer a. a. O. noch einen zweiten Nachweis zu führen versucht (p. 124 ff.), nämlich den, dass auch die i t a l i s c h - k e l t i s c h e n und a r i s c h e n Sprachen durch eine weit grössere Zahl besonderer Übereinstimmungen auf dem Gebiete der Grammatik und des Wortschatzes mit einander verbunden würden, als man bis jetzt geahnt habe. Ist dies richtig, so muss man sagen, dass dadurch das System J. Schmidts bedenklich erschüttert wird; denn die Wahrscheinlichkeit desselben gründete sich, wie wir sahen, ja gerade auf den statistischen Nachweis,

dass immer nur nach Ausweis ihrer geschichtlichen Lagerung benachbarte oder doch wahrscheinlich früher einmal benachbarte Sprachen durch eine relativ grosse Zahl partieller Übereinstimmungen verbunden würden. Wird nun diese Argumentation nicht völlig durchbrochen, wenn wir plötzlich sehen, dass auch der äusserste westliche zusammen mit dem äussersten östlichen Flügel der Indogermanen die gleiche Erscheinung aufweist? In der Tat hat Kretschmer, der im übrigen ganz auf dem Boden der J. Schmidt'schen Anschauungen steht, die Konsequenz seiner eigenen Ausführungen dadurch zu umgehen versucht, dass er für die Erklärung der von ihm angenommenen italisch-keltisch-arischen Beziehungen einen durchaus anderen Faktor verantwortlich macht wie für die übrigen. Er nimmt nämlich (p. 142) an, dass in der „Urheimat", die sich nach ihm von den Ufern des atlantischen Ozeans bis in die russisch-sibirischen Steppen erstreckte, ein westindog. Stamm durch Auswanderung nach dem äussersten Osten des indog. Gebietes (wohlgemerkt durch alle übrigen Indogermanen hindurch) verschlagen worden und in den dortigen Völkern aufgegangen sei, denen er nun dialektische Eigentümlichkeiten der westlichen Idiome zuführte.

Indessen glaube ich nicht, dass wir zu einer derartigen gewaltsamen Annahme unsere Zuflucht nehmen müssen, um die J. Schmidt'sche Theorie zu retten. Allerdings ist es Kretschmer gelungen, die Zahl der besonderen Übereinstimmungen des Italischen und Arischen, wofür J. Schmidt nur 20 Nummern angesetzt hatte, auf circa 30 zu erhöhen (p. 132 ff.); allein er hat nicht bedacht, dass auch die Zahl der partiellen Gleichungen zwischen Griechisch und Arisch in demselben Masse emporschnellen würde, wenn wir die hierauf bezügliche Liste J. Schmidts jetzt nach einem vollen Menschenalter einer ebenso genauen Revision unterwerfen und *up to date* bringen würden[1]). Es ergibt sich also, dass das relative Verhältnis zwischen italisch-arischen und

1) Vgl. z. B. griech. *ξυρόν* = scrt. *kshurá* „Rasiermesser", *δεσπότης* = *dámpati* „Herr", *μένος* = *mánas* „Geist", *κέστρος* = *çastrá* „schneidendes Werkzeug etc.", *δόρυ* = aw. *dâuru* „Holz", *βιός* = scrt. *jyâ'* „Bogen, Bogensehne" (lit. *gijà* „Faden"?), *πενθερός* = *bándhu* „Verwandter", *ἅγιος*, *ἁγνός*, *ἅζομαι* = *yájati*, *yajñá* „heilig, verehren, Opfer", *ἄλθομαι* = *ṛdháti* „gedeihen", *τίνομαι*, *τίσις* = *cáyate*, *-citi* „rächen, Vergeltung" und viele andere, die in der Liste J. Schmidts (VI Worte und Wurzeln, welche bisher nur im Griechischen und Arischen nachgewiesen sind) fehlen.

griechisch-arischen Gleichungen — und in diesem Punkte ruht das Schwergewicht der J. Schmidt'schen Argumentation — auch heute noch im wesentlichen dasselbe geblieben ist. Auch ist es dem Verfasser schwerlich gelungen, für einige inhaltlich besonders wichtige keltisch-italisch-arische Übereinstimmungen den schon oben als sehr schwierig bezeichneten Nachweis zu erbringen, dass die übrigen indog. Sprachen niemals daran Teil gehabt haben könnten. Dies gilt z. B. von der Gleichung scrt. *râj*, lat. *rêx*, kelt. *rî* „König", die den Verfasser (p. 126) zuerst auf die „eigentümliche Natur der zwischen den indisch-iranischen und italisch-keltischen Sprachen herrschenden Beziehungen" aufmerksam gemacht hat. Er verweist dabei auf das scrt. *rấjati* „er herrscht", das er (mit Recht oder Unrecht) für identisch mit scrt. *r̥ñjáti* „streckt sich, erstrebt" hält und hebt hervor, dass das Verbum nur in der Grundbedeutung „ausstrecken" gemeinindog., dagegen in der abgeleiteten „lenken, leiten, herrrschen" auf dieselben Idiome beschränkt sei, die das zugehörige Wurzelnomen **rêg-* „Lenker, Leiter, Herrscher" besässen. Bei dieser Sachlage scheine es ausgeschlossen, dass letzteres Nomen jemals im Griechischen, Germanischen, Slavischen, Litauischen bestanden habe: denn dadurch, dass diese Sprachen das Verbum kennten, aber nur in seiner primären Bedeutung, hätten wir eine Gewähr dafür, dass sie die Bedeutungsentwicklung von „ausstrecken, richten" zu „lenken, herrschen" überhaupt nicht mitgemacht hätten. Unverständlich ist mir aber, wie sich der Verfasser die keltischen Verhältnisse hierbei denkt, wo ir. *rî* „Herrscher" neben ir. *rigim* steht, das, soviel ich weiss, niemals etwas anderes als „ausstrecken" bedeutet. Warum konnte nun z. B. im Griechischen nicht ebenso einmal **rêg-* „Herrscher" (verdrängt durch *βασιλεύς*) neben *ὀρέγω* „ich strecke aus" liegen? Auf rein grammatischem Gebiet hebt Kretschmer das Vorkommen des *r* in den Personalendungen des Arischen, Keltischen und Lateinischen (z. B. scrt. *duhúr* „sie melken", lat. *sequitur*, ir. *-sechethar* „er folgt") als besonders beweisend für die engere Zusammengehörigkeit dieser Sprachen hervor. Allein jeder Sprachforscher weiss (vgl. Brugmann Grundriss II, 1388 ff.), dass eine erkennbare nähere Übereinstimmung dieses *r*-Typus sich nur im Keltischen und Italischen zeigt, während man von den arischen Sprachen eben nur das eine sagen kann, dass auch sie *r* in den Personalendungen

aufweisen. Es ist im Grunde nicht viel anders, als wenn von den oben (p. 135) erwähnten *m*-Casus des Germanischen und Litu-Slavischen gewisse Spuren doch auch in einigen Adverbialbildungen anderer Sprachen (sert. *sanḗmi* „vor Alters“, lat. *olim, interim*) sich vorzufinden scheinen.

Es ergibt sich also, dass auf die oben gestellte Frage, ob auf gewissen Teilen des indog. Sprachgebiets partielle Übereinstimmungen in grösserer, das Walten des Zufalls ausschliessender Masse auftreten, die wahrscheinlichste Antwort noch immer lautet: „Es ist dies, von der indisch-iranischen und litu-slavischen Spracheinheit abgesehen, der Fall bei benachbarten oder, nach Massgabe ihrer geschichtlichen geographischen Lage, früher einmal benachbarten Sprachen.“ Es folgt hieraus zugleich, dass die Ausbreitung des indog. Sprachstamms bei allen Verschiebungen im einzelnen doch in der relativen Lagerung der einzelnen Völker zu einander keine allzugrossen Veränderungen hervorgebracht hat, ein Umstand, auf den bekanntlich auch die noch in historischer Zeit geltende, einen wahrscheinlich sehr alten dialektischen Unterschied der Grundsprache wiederspiegelnde Gruppierung der indog. Sprachen in Satem- und Centumsprachen (vgl. oben p. 71 ff., 135), d. h. des Indischen, Iranischen, Armenischen, Phrygischen, Thrakischen, Illyrisch-Albanesischen und Slavo-Litauischen im Osten, des Griechischen, Italischen, Keltischen und Germanischen im Westen mit grosser Deutlichkeit hinweist. Ein nicht aus der Welt zu schaffender Übelstand fast aller partiellen und damit der meisten indog. Gleichungen überhaupt aber bleibt es, dass es im einzelnen Falle nur ausnahmsweise möglich ist zu sagen, ob die betreffende Gleichung von jeher auf die Sprachen, in denen sie bezeugt ist, beschränkt war oder nicht.

Eine zweite, gerade in jüngster Zeit viel erörterte Hauptfrage ist die nach der relativen Chronologie der indog. Gleichungen, der partiellen wie der allgemeinen. Angenommen, dass sert. *dádhi* = altpr. *dadan*, griech. *γάλα* = *lac*, Bezeichnungen der Milch, oder sert. *ajá-* = lit. *ożỹs*, armen. *ayts* = griech. *αἴξ*, lat. *haedus* = got. *gaits*, Ausdrücke für die Ziege, von jeher ausschliesslich den hier genannten Sprachen eigneten, wie sind diese besonderen Übereinstimmungen entstanden zu denken, und wie verhalten sie sich zeitlich zu einander? Es liegt auf der Hand, dass das Zustandekommen derartiger partieller Gleichungen

an sich nicht anders beurteilt werden kann, wie dasjenige geographisch weiter reichender Wortreihen wie etwa scrt. *pac*, griech. *πέσσω*, lat. *coquo*, slav. *peką* für „kochen" oder des wirklich einmal bei allen indog. Hauptvölkern bezeugten Wortes für Bruder: scrt. *bhrā'tar*, aw. *brâtar*, armen. *εlbair*, griech. *φρήτηρ*, lat. *frâter*, ir. *bráthir*, got. *brôþar*, altpr. *brote*, altsl. *bratrŭ*, d. h. das betreffende Kulturwort hat sich auf einem bestimmten Punkte des indog. Sprachgebiets sprachlich fixiert und sich von da in weiterer oder geringerer Ausdehnung zu den Umwohnenden verbreitet (vgl oben p. 143). Wann dies geschehen ist, das zu bestimmen, bietet sich keine Möglichkeit dar, da die Ausbreitung der genannten Wortreihen vor der Wirksamkeit der einzelnen Lautgesetze erfolgt ist, die, wie wir (Kap. I) sahen, auf den einzelnen Sprachgebieten in ganz verschiedener Zeit aufgetreten sind und chronologisch nur selten fixiert werden können. Nur soviel ist klar, dass in der Epoche, in der jene Gleichungen sich verbreitet haben, das Sprachgebiet derjenigen Völker, bei denen sie überliefert sind, oder — noch vorsichtiger ausgedrückt — das Sprachgebiet je zweier dieser Völker (s. u.), noch geographisch miteinander zusammengehangen haben muss, dass also z. B. lat. *haedus* = got. *gaits* auf eine Zeit hinweist, in der in Folge eines geographischen Zusammenhangs noch ein sprachlicher Austausch zwischen Italikern und Germanen möglich war. Vergegenwärtigen wir uns nun, was in Kap. II über die Ausbreitung der Indogermanen in Europa und Asien gesagt worden ist, und wie dieselbe ohne die Annahme frühzeitiger Wanderungen und einschneidender Völkertrennungen nicht denkbar ist, so kann man wenigstens soviel behaupten, dass die Entstehung derartiger Gleichungen, wie sie oben aufgeführt worden sind, in eine sehr frühe vorhistorische Zeit zurückgehen muss, und es steht nichts im Wege, jene partiellen Gruppen wenigstens zum teil als dialektische Verschiedenheiten der indog. Grundsprache aufzufassen, von denen in Kap. I die Rede gewesen ist.

Damit ist nicht gesagt, dass sie untereinander gleichzeitig sein müssten oder wahrscheinlich nur wären. Zu der Zeit, als eine Sprachreihe wie das oben genannte scrt. *pac*, griech. *πέσσω*, lat. *coquo*, slav. *peką* sich ausbreitete, brauchte z. B. die Gleichung lat. *haedus* = got. *gaits* noch nicht bestanden zu haben, die sich erst gebildet haben könnte, bevor die Italer sich von ihren nörd-

lichen Sprachgenossen ablösten. Ja, auch die Reihe sert. *pac* usw. könnte in zeitlich und räumlich verschiedenen Staffeln ihre Verbreitung erlangt haben. Es liesse sich z. B. eine Epoche denken, in der dieses Wort auf dem indogermanischen Sprachgebiet nur bei den Vorfahren der Inder, Slaven und Griechen verbreitet war, dann konnten sich die Inder von ihren Sprachverwandten trennen, und nun erst konnte das Wort, etwa von den Vorläufern der Griechen, zu denen der Italer übergehen. Da nun aber die indog. Gleichungen, in ihrem gegenseitigen Verhältnis betrachtet, eine unendliche Fülle derartiger Möglichkeiten darbieten, so ergibt sich, dass ihre Erörterung mehr ein Spiel des Witzes als ein ernsthaftes Problem darstellt, und dass nur derjenige einen wirklichen Einblick in diese ewig uns verschleierten Verhältnisse zu gewinnen erwarten wird, der, wie man zu sagen pflegt, das Gras wachsen zu sehen und die Fliegen husten zu hören hofft.

Wir müssen uns also mit der Erkenntnis begnügen, dass uns aus sehr früher Zeit gemeinschaftliche Benennungen bestimmter Kulturbegriffe, für die uns hierdurch ein verhältnismässig hohes Alter verbürgt wird, überliefert sind, ohne dass wir sagen könnten, ob dieselben sämtlich räumlich und zeitlich auf einer Stufe stehen, genau so wie dies mit den grammatischen Grundformen der Fall ist, aus denen die Sprachforscher ursprachliche Paradigmen zusammenzusetzen gleichwohl keinen Anstand nehmen. Man hat öfters die Frage aufgeworfen, in wie vielen und welchen Sprachen denn eine Wortgleichung bezeugt sein müsse, um als „indogermanisch" gelten zu können, ohne dabei, wie nunmehr begreiflich, zu einem abschliessenden Ergebnis gekommen zu sein. Mir scheint dabei die Sache so zu stehen, dass, wenn ein Wort wenigstens in einer arischen und in einer europäischen, oder wenigstens in einer nord- und in einer südeuropäischen, oder auch nur wenn es im Griechischen und Lateinischen nachgewiesen werden kann, darin eine Garantie seines hohen Alters liegt, nicht als ob jene Sprachen (etwa Arisch + Litu-Slavisch oder Arisch + Griechisch oder Griechisch + Lateinisch usw.) jemals eine Spracheinheit im Sinne des früher angenommenen Stammbaums der indog. Sprachen gebildet hätten, sondern deswegen, weil aus allgemeinen Gründen anzunehmen ist, dass die geographische Kontinuität, die Voraussetzung aller sprachlichen Zu-

sammenhänge, zwischen den betreffenden Sprachen frühzeitig zerrissen ist. Auf derartige Gleichungen würde ich die Bezeichnung „Indogermanisch“ beschränken und darunter nichts anderes verstehen, als dass der von solchen Gleichungen bezeichnete Kulturbegriff innerhalb des vorhistorischen Sprachgebiets der Indogermanen in grösserer oder geringerer Ausdehnung, in früherer oder späterer Zeit seine sprachliche Ausbildung gefunden hatte[1]). Speziell arische (indisch-iranische), litu-slavische, keltisch-germanische, germanisch-slavische, keltisch-germanisch-slavische Gleichungen wird man hingegen nicht ohne weiteres zum Erschliessen der „indog. Urzeit“ benutzen dürfen, nicht weil sie an sich nicht ebenfalls uralt sein könnten — das können auch Ausdrücke sein, die sich auf eine einzige Sprache beschränken —, sondern, weil ihnen bei der anerkannten engeren Verwandtschaft der beiden ersteren Gruppen und der ununterbrochenen oder sehr frühzeitig wieder hergestellten geographischen Kontinuität der letzteren keine oder eine geringere Gewähr eines hohen Alters innewohnt.

Durch diese Ausführungen erledigen sich die Einwände, die Kretschmer a. a. O. gegen die Benutzung der sprachlichen Gleichungen für kulturhistorische Schlüsse geltend macht, zum grössten Teil von selbst. Überschauen wir drei in dem oben erörterten Sinn „indogermanische“ Gleichungen wie etwa scrt. *gáv*, aw. *gav*, armen. *kov*, griech. *βοῦς*, lat. *bôs*, ir. *bó*, ahd. *chuo*, altsl. *govędo* „Kuh“; scrt. *rátha*, lat. *rota*, ir. *roth*, lit. *rãtas*, ahd. *rad* „Wagen, Wagenrad“; scrt. *dáma*, griech. *δόμος*, lat. *domus*, altsl. *domŭ* „Haus“, so hatte der einfältige Sinn der Früheren hieraus geschlossen, dass schon die „Indogermanen“ die Kuh, den Wagen, das Haus gekannt hätten. „Halt!“ ruft Kretschmer, „dieser Schluss ist nicht richtig. Die angeführten Gleichungen können sich zu ganz verschiedener Zeit, in ganz verschiedener Ausdehnung und von ganz verschiedenen Ausgangspunkten aus auf dem indog. Sprachgebiet verbreitet haben. Es ist also nicht möglich, durch Addition derselben die Kulturverhältnisse einer

---

1) Diese Auffassung habe ich schon in der Vorrede zu meinem Reallexikon, p. XIII deutlich ausgesprochen und bin ihr in dem Buche selbst gefolgt. Es ist daher nicht **meine** Schuld, wenn H. **Hirt** in seiner Anzeige des Reallexikons I. F. Anzeiger XIII, 9 bemerkt, dass er nicht habe „entdecken“ können, welche Grundsätze mich bei dem Gebrauch des Wortes „indogermanisch“ geleitet hätten.

bestimmten fernen Periode der Urzeit zu ermitteln. Das einzige, was aus ihnen folgt, ist, dass die Bekanntschaft mit der Kuh, dem Wagen, dem Häuserbau auf indog. Gebiet von einem Punkte ausgegangen ist." Derselbe Gelehrte aber, der diese Skepsis so eindringlich und scheinbar so überzeugend verkündet, fügt in demselben Atemzug hinzu, dass er sich die Entstehung solcher Gleichungen wie der oben angeführten nur in einer Zeit denken könne, da „andere sprachliche und ethnische Zustände, eine andere geographische Verteilung der indog. Stämme bestand, als sie uns im Beginn der Geschichte entgegentritt". Da nun dieses „andere" der sprachlichen und ethnischen Zustände nach den obigen Auseinandersetzungen in erster Linie eben darin bestanden haben muss, dass damals der in historischer Zeit längst zerrissene geographische Zusammenhang zwischen den in Betracht kommenden Sprachen und Völkern noch bestand, so kommt Kretschmer, will mir scheinen, in seiner Weise zu demselben oder doch zu einem überaus ähnlichen Ergebnis wie die Früheren, nämlich dem, dass die indog. Völker in früher, vorhistorischer Zeit, vielleicht in gewissen Zwischenräumen nach einander, in den Besitz der Kuh, des Wagens, des Hauses gelangt sind[1]). Noch einmal werden wir zu diesen Fragen in Kap. VII (das Lehnwort) zurückkehren.

1) Ganz in diesem Sinn äussert sich über die Einwände Kretschmers auch B. Symons in der Besprechung meines Reallexikons Museum 1903 Nr. 4.

V. Kapitel.

Wortform.

Die lautliche Gestalt der kulturhistorisch verwertbaren Gleichungen. Benutzung der in der Wurzel- oder Suffixbildung auseinandergehenden Wörter. Gleichungen mit nachweisbarer Wurzel und Gleichungen ohne solche. Onomatopoetische Bildungen.

Wir haben bis jetzt hauptsächlich die geographische Verbreitung der kulturhistorisch wichtigen Gleichungen und die Schlüsse im Auge gehabt, die man aus ihr zu ziehen berechtigt oder nicht berechtigt ist, und müssen uns nun dazu wenden, die lautliche Gestaltung des benutzbaren Materials etwas eingehender zu erwägen.

Wir haben gesehen, dass schon A. Kuhn (vgl. oben p. 23) die Forderung aufstellte, dass die Wortreihen, auf die die Annahme der Existenz eines Kulturbegriffes in der indog. Urzeit zu gründen sei, nicht nur in ihren Wurzel-, sondern auch in ihren Suffixsilben etymologisch verwandt sein müssten, und niemand wird in Abrede stellen, dass in der Tat Gleichungen wie scrt. *áçva*, lat. *equus* etc. (indog. **ek̂-vo*), aw. *kaênâ*, griech. *ποινή* etc. (indog. **qoi-nâ*), scrt. *ájra*, griech. *ἀγρός* etc. (indog. **aĝ-ro*) usw., die bis in die Suffix- und Stammsilben auf das genaueste miteinander übereinstimmen, zu den unanfechtbarsten Bestandteilen des indog. Wortschatzes gehören. Jeder weiss aber auch, dass solche Fälle nicht zu den häufigsten gehören, und es erhebt sich nunmehr die Frage, ob alle etymologisch verwandten Wortreihen, in denen sich gewisse Verschiedenheiten in der Wurzelsilbe oder in der Suffixbildung oder in beiden zeigen, für die Erschliessung der indog. Urzeit bedeutungslos sind. Zunächst wird man dies nicht von denjenigen Gleichungen

behaupten wollen, deren Verschiedenheiten insofern gesetzmässige sind, als sie lediglich auf der in den Einzelsprachen erfolgten Verallgemeinerung der Stamm-, resp. Suffixabstufungen (Ablaut) eines indog. Paradigmas beruhen. So liegen in den Einzelsprachen die Stämme got. *fôtu-*, griech. *ποδ-* (*πόδ-α*), lat. *ped-* (*ped-em*) nebeneinander, ohne dass diese Tatsache anders zu erklären wäre, als dass in dem indog. Vertreter dieses Wortes die Stämme *pôd-*, *pod-*, *ped-* noch die regelmässigen Deklinationsabstufungen darstellten. Dasselbe gilt von got. *hairtô* gegenüber griech. *καρδία*, lat. *cord-* (indog. *k̂erd-* : *k̂r̥d-*). Ebenso wird sich das Nebeneinander von got. *gulþ* (**ĝhl̥to*) und altsl. *zlato* (**ĝholto*) erklären. Das ursprüngliche Paradigma mag **ĝhólto-m* (altsl. *zlato*), **ĝhl̥t-éso* (got. *gulþis*) usw. flektiert haben.

Weit in ihrer Suffixbildung scheinen altsl. *jelenĭ* „Hirsch" und griech. *ἔλ-αφος* voneinander zu liegen. Führt man aber letzteres auf eine Grundform **el-n̥-bho* zurück, so zeigt sich, dass auch im Griechischen ein Stamm **el-en* : **el-n̥* vorhanden gewesen sein muss, der dann durch das Tiersuffix *-φο* erweitert wurde. Ähnlich vereinigen sich die verschiedenen Formen des indog. Wortes für „Winter" in einem indog. Paradigma, dessen Ablautstufen wahrscheinlich **ĝhi-ŏm-* (griech. *χιών*), **ĝhi-em-* (lat. *hiems*), **ĝhei-m-* (scrt. *hḗman*) und **ĝhi-m-* (altsl. *zima*) waren (vgl. Brugmann Grundriss II, 453) usw.

Aber auch gegen solche in dem Leben der Sprache alltäglichen Fälle braucht der Kulturhistoriker keine Bedenken zu hegen, in denen ein einfacher Übergang aus einem Geschlecht in das andere oder aus einer Deklination in die andere oder ähnliches stattfindet, wie dies z. B. bei Wörtern der Fall ist wie lit. *szirdìs Femin.* : lat. *cor Neutr.* „Herz", griech. Stamm *νυκτ-* : scrt. *nákti-* (und *nakt-*), lat. *nocti-* „Nacht", griech. Stamm *ἀξον-* : scrt. *áksha-*, lat. *axi-* „Achse" etc. Alle diese Fälle sind also für den Kulturhistoriker unbedenklich verwendbar, und kann man auch häufig darüber rechten, welches die für die Ursprache anzusetzende Sprachform sei, ja, lässt sich dies bei gewissen Gleichungen wie etwa lit. *ożỹs* : scrt. *ajá-* „Ziege", „Bock" oder griech. *χήν*, scrt. *hansá-s*, lat. *anser* etc. vielleicht nie ermitteln, so kann dies doch unmöglich den Kulturhistoriker von der Annahme abschrecken, dass in der indogermanischen Ursprache Wörter für das Herz, die Nacht, die Wagenachse, für ein

ziegen- und für ein gansartiges Tier (vgl. Kap. VI) vorhanden waren.

Ferner ist hier der Platz, auf einen nicht unwichtigen Unterschied der urverwandten Gleichungen, wenigstens insofern sie sich auf nominale Begriffe beziehen, hinzuweisen. Wie man sich auch immer das Verhältnis von „Wurzel“ und „Stamm“ vorstellen möge — ein Punkt, über den bekanntlich die Meinungen heute weiter auseinandergehen als früher —, geleugnet kann doch nicht werden, dass es solche Gleichungen gibt, die aufs engste mit einem Verbalbegriff verbunden sind (z. B. sert. *damá* = griech. *δόμος*, lat. *domus* : griech. *δέμω* „ich zimmere“) und solche, bei denen dies nicht der Fall ist (z. B. scrt. *ávi* = griech. *ὄις*, lat. *ovis* „Schaf“). Hinsichtlich der ersteren wird es sich darum handeln, in jedem einzelnen Fall besonders darüber zu entscheiden, ob es wahrscheinlich ist, dass zwei oder mehr Sprachen zufällig in der Benennung eines Begriffs aus derselben Wurzel zusammengetroffen sind. Dass zahlreiche indog. Bezeichnungen des Bettes aus einer gemeinsamen Wurzel *ster* „ausbreiten“ oder *kei* „ruhen“ und zahlreiche Benennungen des Stuhles aus einer und derselben Wurzel *sed* „sitzen“ hervorgegangen sind (vgl. A. Pictet *Origines*[2] II, 346 ff.), diese Erscheinungen haben etwas so natürliches, dass man unmöglich aus ihnen auf das Vorhandensein jener Benennungen in der Ursprache schliessen darf. Auch wenn die Amme im Griechischen *τι-θή-νη*, im Sanskrit *dhā-trí* heisst, so wird, bei dem lebendigen Vorhandensein der Verba *θή-σασθαι* und *dhâ* in beiden Sprachen niemand für diesen Begriff ein indog. Prototyp voraussetzen. Ja, selbst wenn eine völlig einheitliche Bildung in den Wurzel- wie in den Suffixsilben nachzuweisen ist, kann, worauf schon Benfey (oben p. 42 ff.) mit Recht hingewiesen hat, eine gewisse Vorsicht in der Benutzung auch derartiger Gleichungen nicht entbehrt werden. Die Suffixe einer Sprache zerfallen bekanntlich in solche, welche, aus der Vorzeit ererbt, in den historischen Epochen der Sprache erstarrt sind, und in solche, welche in denselben noch ein bildungsfähiges Leben führen. Trifft es sich nun, dass in zwei oder mehreren Sprachen dasselbe Suffix seine lebendige Kraft bewahrt hat, so kann es leicht geschehen, dass durch dieselben, das Vorhandensein etymologisch gleicher Wurzeln vorausgesetzt, in verhältnismässig später Zeit Bildungen zustande kommen, die durch die vollkommene

Identität ihrer Laute und Silben den Schein indogermanischen oder urzeitlichen Ursprungs erwecken. So könnte eine Gleichung wie scrt. *paktár* „der Koch“ : W. *pac* = lat. *coctor* : *coquo* zu dem Glauben Veranlassung geben, dass die Meister der Küchenkunst schon in der Urzeit eine bestimmte Klasse von Gewerbetreibenden gebildet hätten. Wer aber bedenkt, dass sowohl die beiden genannten Verba wie auch die Suffixe *tar* und *tor* im Sanskrit und Lateinischen noch ein frisches, blütentreibendes Leben führen, wird nicht zweifeln, dass wir es hier mit einer zufälligen Übereinstimmung zu tun haben, was in diesem Falle ausserdem noch durch die späte Überlieferung des genannten Wortes wenigstens im Lateinischen bewiesen wird. Dasselbe gilt von einer Wortreihe wie scrt. *jñâtár* : *jñâ*, griech. *γνωστήρ* : *γιγνώσκω*, lat. *nôtor* : *nosco* „Kenner, Bürge“, durch die, wenn sie stichhaltig wäre, ein wichtiger juristischer Begriff in die Urzeit käme. Auch von einem anderen Rechtsausdruck scrt. *ápaciti* „Vergeltung“ : W. *ci* = griech. *ἀπότισις* : *τίνω* ist es sehr wahrscheinlich, dass das in beiden Sprachen noch lebendige Suffix *ti*, *σι* ein zufälliges Zusammentreffen geschaffen[1]) hat.

Anders schon steht die Sache bei zwei Gleichungen wie etwa griech. *πενθερός* „Schwiegervater“ (auch „Schwiegersohn“) : scrt. *bándhu* „Verwandter“ und griech. *τάλαντον* „Wage“ : scrt. *tulá'* *id.* Die Wurzeln sind in dem einen Falle unser *binden* = scrt. *bandh* „fesseln“ (der durch die „Bande“ der Verwandtschaft verbundene), in dem anderen wahrscheinlich scrt. *tul* (*tôláyati*), lat. *tuli* „in die Höhe heben“; denn das Aufheben eines Gegenstandes wird der erste Versuch, ihn zu wiegen gewesen sein. Von diesen beiden Verben ist nun im Griechischen das erstere nur in Spuren (*πεῖσμα*, **πενθ-σμα* „Tau“), das andere nur in übertragener Bedeutung (*τλῆναι* „erdulden“) vorhanden. In jedem Falle muss also die Bildung von Wörtern wie *πενθερός*, *τάλαντον* in eine vorhistorische Zeit fallen, in der im Griechischen noch

---

1) Bei einigen Gleichungen mit dem Suffix *-ti* lässt sich die zufällige Übereinstimmung auch lautgeschichtlich beweisen. Entspräche z. B. griech. *τέρψις* (*τερπ-σι*) direkt dem scrt. *tṛp-ti*, so müsste, da ein Grund für den Übergang des *τ* in *σ* hier nicht vorhanden ist, das griechische Wort **τερπ-τι-ς* oder **ταρπ-τι-ς* lauten; *τέρψις* ist also offenbar nach Analogie der zahlreichen Nomina auf *-σι* erst auf griechischem Boden von *τέρπω* (≐ *tṛp*) abgeleitet.

die Wurzeln *πενϑ- und *ταλ- (in dem Sinne von „tragen“) zeugungskräftig erhalten waren.

Noch zuverlässiger kann über die Ursprünglichkeit einer Gleichung wie scrt. *tákshan* = griech. τέκτων „Zimmermann“ geurteilt werden. Die verbale Wurzel *taksh* ist im Sanskrit noch vorhanden, im Griechischen erloschen, während das Suffix *-ân*, *-an* = -ων, -ον (vgl. Bopp Vgl. Grammatik III[3], 287), als unmittelbar von der Verbalwurzel *nomina agentis* bildend, weder im Griechischen noch im Sanskrit lebendig genannt werden kann. Es sind hier also alle Kriterien vorhanden, welche die Gleichung scrt. *tákshan* = griech. τέκτων zu einer indogermanischen stempeln, und es wäre eine auf die Spitze getriebene Skepsis (vgl. auch oben p. 43), wollte man gegen die Annahme, dass somit schon für die älteste Epoche der indog. Entwicklung das Vorhandensein einer bestimmten Handwerkerzunft vorauszusetzen sei, die Möglichkeit geltend machen, dass in urgriechischer Zeit die Verbalwurzel τεκτ- noch gelebt, und dass in den uns nicht überlieferten Epochen der griechischen und indischen Sprache das oben genannte Suffix noch bildende Kraft besessen haben könnte.

Alle derartigen Erwägungen sind natürlich bei der zweiten Klasse der beiden oben unterschiedenen Arten von indog. Gleichungen, nämlich bei denen, die einer nachweisbaren Wurzel entbehren, überflüssig. Bei Gleichungen, wie griech. βάλανος = lat. *glans*, lit. *gìlė* „Eichel“ oder scrt. *ṛ́ksha* = griech. ἄρκτος „Bär“ usw., wird natürlich niemand auf den Gedanken verfallen, dass dieselben zufällig übereinstimmende, einzelsprachliche Bildungen seien. Andrerseits wird bei ihnen die schon oben angedeutete Möglichkeit vorliegen, dass die eine oder andere dieser Gleichungen vielleicht keine eigentlich indogermanische, sondern schon in indog. Urzeit von Nachbarn oder Ureinwohnern aufgenommene Schöpfung sei, wie man dies etwa bei dem indog. Wort für Honig und Met (scrt. *mádhu* = griech. μέθυ usw.) vermuten könnte, das ebenso in allen finnischen Sprachen wiederkehrt. Vielleicht ist dieser Fall aber häufiger gewesen, als wir ahnen[1]).

1) Nur in diesem Sinne habe ich in meinem Reallexikon p. 936 auf einige wurzelhaft nicht deutbare indog. Baumnamen hingewiesen, die deswegen aus nichtindog. Sprachen übernommen sein könnten, nicht etwa müssten. Ganz dasselbe tut Brugmann Grundriss I[2], 1,

Endlich haben wir hier noch solcher Gleichungen zu gedenken, die ihre Entstehung wahrscheinlicher- oder möglicherweise dem zufälligen Zusammentreffen **onomatopoetischer** Bildungen verdanken. Vor allem gehört hierher eine Reihe von Vögelnamen wie lat. *ulucus* : scrt. *ûlûka* „Eule“, scrt. *kôkilá* : griech. *κόκκυξ*, lat. *cucûlus*, altsl. *kukavica*, lit. *kukû'ti*, ir. *cói* und andere, die sehr wohl erst in den Einzelsprachen durch gleiche Schallnachahmung entstanden sein können. Vielleicht erklären sich auch einige übereinstimmende Benennungen des Haushahnes, der in der Urzeit kaum bekannt gewesen sein kann, wie *kṛka-vâ'ku* „der *kṛka* sagende“ (vedische Benennung des Haushahns) : griech. *κέρκος* (Hesych) oder *kukkuṭá* (ebenfalls vedisch) : altsl. *kokotŭ* in gleicher Weise. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass in einer oder der anderen Sprache durch auftretende Lautgesetze eine ursprünglich onomatopoetische Bildung ganz oder teilweis in den Rahmen regelmässiger Substantiva hineintritt. Vgl. got. *hruk* „Hahnenschrei“ : *κέρκος*, ir. *cercdae* „*gallinaceus*“ etc., ahd. *hehara*, griech. *κίσσα* (**kikja*) : scrt. *kikidîvi* „blauer Holzhäher“ u. a. Ähnlich steht es mit einer Reihe onomatopoetischer Bildungen auf dem Gebiete der Verwandtschaftsnamen, auf die wir später zurückkommen.

162, wenn er das Gleiche hinsichtlich des indog. Wortes für Salz (griech. *ἅλς*) vermutet. Auch hier wäre eine solche Vermutung unmöglich, wenn es sich um eine **wurzelhaft deutbare** indog. Gleichung wie scrt. *damá* = *δόμος*, W. *dem* handelte. Dieses Verhältnis hat **Bartholomae** in seiner Polemik gegen mich (Literaturblatt für germ. und rom. Phil. 1905 Nr. 6) nicht klar erkannt.

VI. Kapitel.

Wortbedeutung.

Die ursprüngliche Bedeutung der etymologisch verwandten Wortreihen. Schwierigkeit dieselbe festzustellen. Die einer Gleichung zu Grunde liegende Wurzel nicht brauchbar für die Erschliessung der Urzeit. Verwandtschaftswörter. Fälschliche Übertragung eines modernen Sinnes auf alte Wörter. Verba für die Ausübung gewisser Gewerbe. Tier- und Pflanzennamen der Ursprache. Kultus- und religionsgeschichtliche Gleichungen.

Wenn eine kulturhistorisch wichtige Gleichung somit, bevor sie als Baustein zu dem Gebäude einer indog. Kulturgeschichte verwendet werden kann, einer sorgfältigen Erwägung hinsichtlich ihrer geographischen Verbreitung und der Ursprünglichkeit ihres grammatischen Baues bedarf, so sind hiermit die Möglichkeiten, die den Kulturforscher in der Benutzung sprachlichen Materials irre zu führen geeignet sind, noch keineswegs erschöpft. Die etymologischen Untersuchungen, die sich auf die Erschliessung des indog. Wortschatzes beziehen, begnügen sich fast ausschliesslich damit, die ursprüngliche grammatische Form einer Wortreihe zu ermitteln, während die Frage nach ihrer ursprünglichen Bedeutung meist nur obenhin behandelt wird. Und doch wird jedermann zugestehen, dass für kulturgeschichtliche Zwecke auf diesen Punkt alles ankommt.

Schon A. Kuhn (vgl. oben p. 24) hob die Schwierigkeit der Entscheidung hervor, wenn die Glieder einer etymologischen Kette in den Einzelsprachen eine verschiedenartige Bedeutung

aufweisen. Dass griech. δρῦς „Eiche", altir. *daur* „Eiche", scrt. *drú* „Baum", got. *triu* „Baum" etc. verwandte Wörter sind, ist sicher, und doch wird sich die Frage, ob „Baum" oder „Eiche" ihre ursprüngliche Bedeutung sei, kaum je mit Sicherheit entscheiden lassen. Ebenso decken sich griech. ὄρνις „Vogel" und got. *ara* „Adler", agls. *earn* (vgl. altsl. *orĭlŭ*, lit. *erẽlis*, auch *eri-s* „Adler"); ob aber „Vogel" oder „Adler" die ursprüngliche Bedeutung des Wortes war, lässt sich ebenfalls kaum ermitteln[1]).

Einzelne Kategorien des indog. Wortschatzes sind in besonders hohem Masse Bedeutungsveränderungen ausgesetzt gewesen. So die Baumnamen, wie z. B. ahd. *forha* „Eiche", dann „Föhre" = lat. *quercus*, griech. ἐλάτη „Fichte" = ahd. *linta* „Linde", ahd. *îwa* „Eibe" = slav. *iva* „Weide" u. viele andere zeigen. Auch aus diesem Grunde (vgl. oben p. 161) erweisen sich die für die Bestimmung der indog. Urheimat vielgeplagten indog. Baumnamen (vgl. oben p. 126) immer deutlicher als hierfür wenig geeignet, und es ist daher eine etwas kühne Behauptung Bartholomae's (Litbl. für germ. und rom. Phil. 1905 No. 6), wenn er mit Rücksicht auf ein von ihm als vielleicht zu lat. *fâgus*, ahd. *buohha* „Buche", griech. φηγός „Eiche" gehörig erwiesenes kurdisches *bûz* „eine Art Ulme" behauptet, dass dieses linguistische Argument alle jene anderen schlage, die man zugunsten der Annahme ins Treffen führe, dass die Urheimat der Indogermanen in der südrussischen Steppe (vgl. oben p. 124) zu suchen sei. Allerdings ist Bartholomae vorsichtig genug zu sagen, dass jenes kurdische *bûz* diese bedeutende Wirkung nur dann übe, wenn „Buche" der Sinn des Urworts sei. Gerade das aber wird er schwerlich jemals beweisen können.

Aber auch diejenigen Wortreihen, die in allen ihren Gliedern eine übereinstimmende Bedeutung zeigen, dürfen nicht ohne Kritik zu kulturhistorischen Bestimmungen benutzt werden.

Allzu zuversichtlich hat man lange Zeit die Bedeutung der

---

1) Vgl. H. Osthoff Parerga p. 171 ff., der die Ansicht vertritt, dass in solchen Fällen die besondere Bedeutung der allgemeinen vorausgegangen sei; doch kommt auch der umgekehrte Weg oft genug vor Vgl. z. B. lat. *frumentum* „Getreide" — frz. *froment* „Weizen", rom. *auca* „Gans", eigentl. „Vögelchen", slav. *pivo* „Bier", eigentl. „Getränk" usw.

einer Gleichung zugrunde liegenden **Wurzel** als charakteristisch für die Gesittung und Kultur der Urzeit angesehen, ein Beginnen, in dem **Justi** (vgl. oben p. 29), M. **Müller** (vgl. oben p. 30), besonders aber A. **Fick** (vgl. oben p. 41), am weitesten gegangen sind. In erster Linie sind die indog. Verwandtschaftswörter das Versuchsfeld für derartige Phantasien gewesen, die den Vater zum „Schützer“, die Mutter zur „waltenden Hausfrau“, die Tochter zur „kleinen Melkerin“, den Bruder zum „Ernährer“, den Schwager (*δαήρ*) zu dem „spielenden“ (als jüngeren Bruder des Mannes), die Schwester zu der „mit ihm (dem Bruder) wohnenden“ usw. gemacht haben. Man sollte sich erinnern, wie überaus unsicher derartige Deutungen überhaupt sind. Ob *mâtár* die „waltende Hausfrau“ oder „die Bildnerin“ (des Kindes), ob *duhitár* „die Melkerin“, „den Säugling“ oder „die Säugende“, ob *sû'nu* „den Erzeugten“ oder „den Erzeuger“ usw. bedeutet, das alles wird sich nie entscheiden lassen.

Ferner aber lehrt eine einfache Erwägung, dass diese Bildungen, selbst wenn sie richtig gedeutet sind, nur für die Zeit, in der sie entstanden, bedeutungsvoll sein können. Gehört z. B. *bhrâ'tar* „der Bruder“ wirklich zu der Wurzel *bher* und bedeutete den „Erhalter“ (*scil.* der Schwester), so musste diese Auffassung des geschwisterlichen Verhältnisses doch schon in derjenigen Sprachperiode gelten, in welcher der angeführte Name des Bruders gebildet wurde, in welcher also (nach der gewöhnlichen Auffassung) die „Wurzelsprache“ allmählich in den Charakter einer „Flexionssprache“ überging. Dieser Zeitraum kann aber um viele Tausende von Jahren von dem, was wir unter „prähistorischer Einheit der indog. Völker“ zu verstehen haben, entfernt gewesen sein, und durch nichts kann bewiesen werden, dass den Indogermanen vor ihrer Trennung der grammatische und begriffliche Zusammenhang des Brudernamens und der Wurzel *bher* nicht ebenso unbekannt gewesen sei, wie den Griechen das Verhältnis von *φρήτηρ* : *φέρω*, oder den Römern von *frâter* : *fero*, den Deutschen von *bruder* : (*ge*)*bären* etc. Übrigens gibt es, wenigstens für den Vater- und Mutternamen, eine viel ansprechendere Erklärung, die schon von O. Böhtlingk in seiner Jakutischen Grammatik (1851) p. VII aufgestellt worden ist, als die Deutung aus einer sinnvollen Sprachwurzel. Erwägt man nämlich die Wahrscheinlichkeit, dass Namen für Vater und Mutter und

namentlich für die letztere in allen Phasen der Sprachbildung vorhanden waren, und bedenkt man, in wie eigentümlicher Weise die volltönenden und scheinbar sinnvollen indog. *p(ĕ)-tér* und *mâ-tér* an die durch fast alle Sprachen des Erdballes sich ziehenden mehr onomatopoetischen Gebilde wie *papa* und *mama* anklingen, so wird man den Verdacht kaum unterdrücken können, dass jene indog. Wortformen nur sprachlich vervollkommnete Umbildungen unendlich viel früherer Vater- und Mutternamen sind [1]).

Ein anderer Fehler, der in der kulturhistorischen Ausbeutung sprachlichen Materials häufig begangen zu werden pflegt, liegt darin, dass man nur zu oft einen modernen Sinn auf alte Wörter gepfropft, jungen Wein in alte Schläuche gegossen hat. Wie dies gemeint sei, zeige zunächst ein Beispiel neuerer Sprachentwicklung. Das englische Zeitwort *write* „schreiben" ist bekanntlich identisch mit agls. *wrîtan*, altn. *rîta*, ahd. *rîzan* „einritzen, eingraben", und es ist nicht zweifelhaft, dass dieses Zeitwort vorwiegend zur Benennung des Vorganges verwendet wurde, welcher von Tacitus in dem X. Kapitel der Germania geschildert wird, wo von dem Einritzen gewisser Zeichen (Runen) zu Zwecken des Loses auf hölzerne Stäbchen die Rede ist. Niemand wird nun zweifeln, dass es töricht wäre, auf die moderne Bedeutung des englischen Verbums hin, die moderne Kunst des Schreibens in die germanische Urzeit zu verlegen.

In ähnlicher Weise aber sind oft die indog. Gleichungen missverstanden worden. So hat das griech. *πόλις* „Stadt" = scrt. *púr*, *purî*, *pura* (nachvedisch) „Stadt" zu der Meinung veranlasst (vgl. oben p. 34), dass die Indogermanen schon vor ihrer Trennung in Städten mit Strassen gewohnt, Wall und Graben gehabt hätten. Und doch kann nichts verkehrter als das sein. In den vedischen Gesängen sind nämlich, wie H. Zimmer Altindisches Leben p. 142 ff. schlagend gezeigt hat, die *púr-as* weiter nichts als „auf erhöhten Punkten gelegene und durch Erdaufwürfe und Gräben geschützte Plätze, in denen man zur

---

1) Vgl. das Petersburger Sanskritwörterbuch unter *pitár* und H. Sayce *The principles of comparative philology* [2] 1875 p. 224; dazu auch Sir J. Lubbock Die Entstehung der Zivilisation 1875 (übers. v. A. Passow) p. 360 und W. Wundt Völkerpsychologie I [2], 2, 490.

Zeit der Gefahr (im Krieg oder bei Überschwemmungen, sonst standen sie leer) sich mit Hab und Gut barg". Von Städten ist im Veda durchaus nicht die Rede. Ähnliches gilt von dem Zeitalter des Awesta (W. Geiger Ostiran. Kultur p. 412 ff.), und auch von dem griech. *πόλις* lässt es sich wahrscheinlich machen, dass dieses Wort ursprünglich ausschliesslich den Sinn von *ἀκρό-πολις* hatte. Für Germanen und Slaven wird überdies durch völlig unzweifelhafte sprachliche, historische und archäologische Beweise die Unbekanntschaft dieser Völker mit Städtebauten und Steinbauten überhaupt bestätigt. So würde also aus der Gleichung *πόλις* = *púr* im besten Fall nur folgen, dass die Indogermanen vor ihrer Trennung zu ihrem Schutze Erdaufwürfe in der Art der vedischen *púras* aufzuführen gelernt hatten, nichts weiter.

Eine andere Gleichung, aus der man viel mehr geschlossen hat, als darin liegt, ist scrt. *pátnî* = griech. *πότνια* „Herrin, Gattin, Hehre". Von ihr sagt A. Fick Spracheinheit p. 266: „Wie Benfey (vgl. Vorwort zu dem Wörterb. d. indog. Grundspr. von A. Fick p. VIII) zuerst erkannt hat, liegt in dieser Benennung die völlig gleiche Stellung der Frau ausgesprochen; Vielweiberei und Knechtung des Weibes ist also den Indogermanen durchaus fremd" usw. Zugegeben nun, dass diese ario-hellenische Gleichung für die indog. Urzeit beweisend sei, zugegeben auch, dass sie damals wirklich die Herrin und Gattin bezeichnete[1]), wie es im Sanskrit der Fall ist, so kann darin doch kein Argument gegen die Annahme der Polygamie in der indog. Urzeit, auf die, wie wir später sehen werden, viele historische Momente hinweisen, gefunden werden. Bedeutet doch im vedischen Zeitalter *pátnî* ganz unzweifelhaft „Herrin, Gattin", und ist doch trotzdem die Vielweiberei in diesem Zeitalter sicher nachweisbar und rechtlich gestattet. Involvierte daher *potnia* in der Ursprache

1) Im Griechischen lassen sich nur die Bedeutungen „Gebieterin" z. B. *Ἄρτεμις πότνια θηρῶν* Il. XXI, 470 und „die Hehre" (als ehrendes Beiwort), *πότνια Ἥρη*, *πότνια μήτηρ* etc., nicht aber die Bedeutung „Gattin" nachweisen. Vgl. *δέσποινα* (**δεσποτνια*) „Hausfrau, Herrin" bei Homer und *δεσπίνας· γυναῖκας· Θεσσαλοί* Hesych. Vgl. zu der Gleichung *pátnî* = *πότνια* auch noch v. Bradke Gött. gel. Anz. 1890 No. 23 p. 910 ff., Delbrück Verwandtschaftsnamen (*passim*), mein Reallexikon p. 155 und Symons Museum 1903 p. 107[1].

einen ehrenden Begriff und war nicht wie das lit. *patì* : *pàts* „Ehefrau“ : „Ehemann“ damals noch eine bedeutungslose Feminin-bildung : *potis*, die einfach bedeutete „einen Herrn habend“ (vgl. sert. *sapátnî* „denselben Herrn habend, Nebenfrau“ B. R.), so konnte unter polygamischen Verhältnissen möglicherweise die erste oder die Lieblingsfrau des Herrn damit benannt werden. So enthält z. B. Rigveda X, 159 (Zimmer Altind. Leben p. 159) einen Zauberspruch, in dem eine Frau eines Königs die Nebengattinnen unschädlich zu machen sucht, damit sie beim Gatten am meisten geehrt sei.

Besonders aber sind es zwei Kategorien von Wörtern, die am meisten einer modernen Deutung ihres alten Sinnes ausgesetzt sind. Es sind dies erstens eine Anzahl von Tätigkeitswörtern, die schon in der Urzeit geübte Fertigkeiten bezeichnet zu haben scheinen, wie sert. *pac*, slav. *peką*, griech. *πέσσω*, lat. *coquo* „kochen“; sert. *vabh* (*vap*), griech. *ὑφαίνω*, ahd. *weban* „weben“; sert. *siv*, lat. *suo*, slav. *šiją*, got. *siuja* „nähen“ u. a. m. Dass die in den angeführten Wurzeln liegenden Tätigkeiten in der Urzeit ausgeübt wurden, liegt auf der Hand; aber fragt mich nur nicht, wie? Wohl „kocht“ die Hausfrau, die eine vortreffliche Suppe in ihrem Papinschen Kochtopf bereitet; es „kocht“ aber auch der schmutzige Eskimo, der, weil seine hölzernen oder steinernen Gefässe die Hitze des Feuers nicht ertragen, so lange erhitzte Steine ins Wasser wirft, bis es siedet (vgl. Sir J. Lubbock Die vorgeschichtl. Zeit II, 195). Welches sprachliche Moment gibt es denn nun, das uns darüber belehren könnte, auf welcher Stufe zwischen den beiden angedeuteten Extremen sich unsere Ahnen vor ihrer Trennung befunden haben? Wir werden, so hoffe ich, im Laufe unserer Darstellung Gelegenheit haben, mehrere der angeführten Gleichungen für die Urzeit auf ihr rechtes Mass zurückzuführen.

Die zweite Klasse von Wörtern, die hier zu besprechen wäre, bildet eine Anzahl von Tier- und Pflanzennamen, die durch ihre Übereinstimmung in den Einzelsprachen zwar ihre urzeitliche Existenz beweisen, bei denen aber, worauf, wie wir schon oben sahen (vgl. p. 35), V. Hehn nachdrücklichst aufmerksam gemacht hat, die Sprachwissenschaft ausserstande ist, den Nachweis zu führen, ob dieselben schon als Haustiere und Kulturpflanzen den Indogermanen bekannt waren. Da wir indessen auch auf diesen

Punkt im Verlaufe unserer Arbeit noch eingehend zu sprechen kommen werden, begnügen wir uns hier damit, hervorzuheben, dass lediglich kulturhistorische, nicht sprachwissenschaftliche Momente zu einer annähernden Gewissheit in diesen Fragen führen können.

Entnahmen wir die bisher gegebenen Beispiele im wesentlichen der Geschichte der materiellen Kultur der Indogermanen, so ist die Gefahr einer Modernisierung des ursprünglichen Wortsinns nicht minder gross bei solchen Gleichungen, die sich auf die sittliche, rechtliche oder religiöse Zivilisation des Urvolks zu beziehen scheinen.

Das indische *dhā'man* und das griech. *θέμις* haben miteinander gemein, dass sie von der Wurzel *dhē* (*τίθημι*), übrigens in ganz verschiedener Weise, abgeleitet sind und das indische Wort zuweilen (Satzung des Mitra-Varuna), das griechische gewöhnlich, das über dem menschlichen stehende göttliche Recht (lat. *fas*) bedeuten. Diesen Umstand aber mit als einen Anhalt zu benutzen, um, wie es Leist (Gräco-italische Rechtsgeschichte p. 205) tut, den Begriff des *fas* schon der Urzeit zuzuschreiben, heisst dem Charakter sprachlicher Argumente zu viel vertrauen. Viel zu leichten Herzens hat man auch urzeitliche Göttergestalten aus Gleichungen wie scrt. *dyâús*, griech. *Ζεύς*, lat. *Jov-em*, ahd. *Zio* erschlossen. Ich billige in dieser Beziehung den Einwand O. Gruppes (Wochenschrift f. kl. Phil. 1884, p. 487, Die griechischen Kulte und Mythen p. 79 ff.), der betont, dass — rein sprachlich genommen — eine solche Gleichung ursprünglich ebensowohl nur den über der Erde sich wölbenden Himmel bezeichnet haben könne.

Ebenso steht es mit vielen der angeblichen Kultusbezeichnungen der Indogermanen. Griech. *χέω* „giessen" (auch vom Opferguss) gehört wohl zu scrt. *hu* „ins Feuer giessen, um zu opfern", auch zu lat. *fundo* und got. *giutan*. Ob aber diese Wurzel schon in der Urzeit einen Kultusgebrauch bezeichnete, ist eine ganz andere Frage, deren Beantwortung durch die sprachliche Gleichung keineswegs präjudiziert wird. Auch lat. *crēdo* (aus **cred-do*) ist sicherlich identisch mit scrt. *çraddhā'* „Vertrauen, Zuversicht, Glaube, Treue, Aufrichtigkeit". Eine ganz willkürliche Annahme aber ist es, dass dieses Wort schon in der Urzeit ein Ausdruck der *religio* gewesen sei. Ebenso ist lat.

pûrus „rein" unzweifelhaft abgeleitet von scrt. *pû* „reinigen". Wie aber Leist Altarisches *Jus gentium* p. 258 hieraus folgern kann, dass der „historische Zusammenhang" der indischen und italischen Reinigungslehre „schon sprachlich" hierdurch „sicher gestellt" werde [1]), ist mir nicht ersichtlich.

1) Vgl. hierzu noch Leist Altarisches Jus civile I, 373 Anm. 1 und meine Antwort darauf in der Deutschen Litz. 1893 No. 19 p. 597. Derselbe Gelehrte sagt Altarisches *Jus gentium* p. 3: „Den Kern der Beweisführung muss bei allen Untersuchungen über indo-gräco-italische Zusammenhänge immer die Sprache bilden. Wenn es sich z. B. um die Institution der Namengebung (an das neugeborene Kind) handelt, so wird die indo-gräco-italische Gemeinsamkeit des sakralen Brauches schon daraus geschlossen werden können, dass das Fest in den Sûtras das *nâmadhêya* (*nominis datio*) heisst". Wir können sprachlich nichts anderes erschliessen, als dass es ein indog. Wort für den Namen gab.

Wir machen auf derartige Fälle schon hier aufmerksam, weil Leist mit durch sie zu der Annahme einer sehr hohen sittlichen Kultur der Indogermanen geführt wird, worin wir ihm nicht folgen können.

VII. Kapitel.

Das Lehnwort.

Urverwandtschaft und Entlehnung. Benutzung der Lehnwörter für kulturhistorische Schlüsse.

Wir haben uns bisher mit solchen kulturgeschichtlichen Gleichungen beschäftigt, die man als „urverwandte" oder als „Erbwörter" zu bezeichnen pflegt, und von denen man annimmt, dass sie in die Zeit vorhistorischer Zusammenhänge der Indogermanen zurückgehen. Ihnen stehen solche Wortreihen gegenüber, die man durch den Ausdruck „Lehnwörter" zu charakterisieren gewohnt ist, indem man annimmt, dass sie zu einer Zeit, in der die Indogermanen bereits in ihren historischen Wohnsitzen sassen, durch Entlehnung und Wanderung der Wörter von Volk zu Volk zustande gekommen seien. Die Reihe scrt. *áçva* = griech. *ἵππος*, lat. *equus*, alts. *ehu* usw. enthält Erbworte, ahd. *pferit* „Pferd" aus lat. *paraverêdus* ist ein Lehnwort. Die erstere sagt etwas über den vorhistorischen Besitz der Indogermanen, das letztere etwas über die ältesten historischen Beziehungen der Römer und Germanen aus. Die Formen der ersteren entsprechen den Lautgesetzen, die man als massgebend für das Verhältnis der indog. Sprachen zueinander erkannt hat, das letztere entzieht sich denselben, indem die lautgesetzliche Entsprechung eines alten *p* im Hochdeutschen *f* (*fater* : *πατήρ*), nicht aber *pf* (ahd. *pferit*) ist.

Dieser fundamentale Unterschied zwischen Erbwort und Lehnwort ist nun neuerdings durch gewisse Anschauungen ins Schwanken geraten, denen P. Kretschmer und W. Wundt am

schärfsten Ausdruck gegeben haben. „Aus der Gleichung sert. *yugám*, griech. *ζυγόν*, lat. *iugum*, got. *juk*, altsl. *igo*, lit. *jùngas*“, sagt Kretschmer Einleitung p. 21, „folgt weiter nichts, als dass sich einmal von einem unbekannten Ausgangspunkt aus das Wort **jugom*, vermutlich mit dem Gegenstand selbst, den es bezeichnet, über das ganze indog. Sprachgebiet verbreitet hat .... Die indische Bezeichnung des Pfeffers, *pippalī́*, bezw. **pipparī́*, ist mit dem Gewürz selbst etwa im IV. vorchristlichen Jahrhundert zu den Griechen gewandert (griech. *πέπερι*), von diesen zu den Römern (lat. *piper*) und, Jahrhunderte später, zu den Germanen (agls. *pipor*), Slaven (altsl. *pĭprŭ*) und Litauern (lit. *pipìras*). Dieser Vorgang steht mit der Verbreitung des Wortes für Joch im Prinzip genau auf einer Linie .... Der Unterschied zwischen den prähistorischen und historischen Entlehnungen ist zunächst lediglich ein chronologischer“. Fast noch uneingeschränkter drückt sich W. Wundt Völkerpsychologie I², 2, 642 aus: „Dazu kommt, dass mit den Werkzeugen und Erzeugnissen der Kultur auch die Bezeichnungen wandern, die sie in der Sprache gefunden haben. Wenn uns Märchen- und Fabelstoffe bei den entlegensten Völkern der Erde, bei den Bantustämmen Südafrikas wie bei Indern und Griechen übereinstimmend begegnen, warum sollten dann nicht auch die Bezeichnungen für Tätigkeiten, Geräte und Wohnstätten mit der Kultur, deren Träger sie waren, gewandert sein? Niemand wird aus der Verbreitung des Wortes „Sack“ auf die Existenz eines handeltreibenden indogermanisch-semitischen Urvolks zurückschliessen. Nicht viel sicherer ist es aber, wenn man die Übereinstimmung der Wörter für „Haus“ bei östlichen und westlichen Indogermanen auf ein Urvolk deutet, das Häuser gebaut habe.“

Ich möchte auf diese Ausführungen zunächst mit einer einfachen Frage antworten. Wenn die beiden genannten Forscher sehen, dass z. B. die Gans im Spanischen *auca*, im Portugiesischen *oca*, im Französischen *oie* heisst, oder wenn sie wahrnehmen, dass das Pferd im Russischen *konĭ*, im Čechischen *kůň*, im Serbischen *konj*, oder wenn der Hase im Althochdeutschen *haso*, im Angelsächsischen *hara*, im Altnordischen *here* genannt wird, sind sie der Ansicht, dass diese Wörter durch „Entlehnung von Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm“ gemeinromanisch, gemeinslavisch und gemeingermanisch geworden seien?

Ist es nicht eine ausgemachte Tatsache, dass die Gans im Französischen *oie* heisst, weil das lateinische *auca* von den römischen Kolonisten s Z. nach Gallien gebracht worden ist, oder dass die Serben das Pferd *konj* und die Angelsachsen den Hasen *hara* nennen, weil sie diese Wörter bei ihrer Einwanderung in die Balkanhalbinsel, bezüglich nach England mit sich führten? Wenn dem aber so ist, mit welchem Recht setzen Kretschmer und Wundt, von denen namentlich der erstere nicht genug hervorheben kann, dass man die vorhistorischen Verhältnisse nach den historischen beurteilen müsse, für Gleichungen wie scrt. *jugá* = griech. *ζυγόν* oder scrt. *damá* = griech. *δόμος* eine gänzlich verschiedene Art der Verbreitung voraus? Sie tuen es meines Erachtens, weil sie zwei verschiedene Prozesse nicht genügend auseinanderhalten. Man kann sich dies an der Ausbreitung des eben genannten lat. *auca* und slavischen *konĭ* deutlich machen. Das erstere — in der römischen Schriftsprache nicht bezeugt — hat zu einer gewissen Zeit in der Volkssprache statt der vorauszusetzenden Bedeutung „Vogel“ (*avis*) die Bedeutung von „Gans“ angenommen. Dies muss natürlich zuerst an einer bestimmten Stelle des Sprachgebiets geschehen sein, von der aus die neue Bedeutung sich eine geraume Zeitlang „durch Entlehnung von Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm“ allmählich über die Sprachgenossen ausgebreitet hat. Nachdem dies aber geschehen war, ist das Wort durch die römische Kolonisation in alle Welt getragen worden.

Ganz ebenso liegen die Dinge bei dem slavischen *konĭ*. Das Wort ist wahrscheinlich nicht slavischen Ursprungs (vgl. mein Reallexikon u. Pferd), hat sich aber von dem Punkt, an dem es aufgenommen wurde, in der slavischen Ursprache „durch Entlehnung von Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm“ verbreitet. Dann haben ihm die slavischen Wanderungen seine historische Ausbreitung gegeben.

Und nicht anders ist es mit den urverwandten Gleichungen ergangen. Sie haben sich in der Urheimat, deren geographische Ausdehnung wir uns als eine verhältnismässig grosse vorstellen dürfen, „durch Entlehnung von Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm“ in grösserer oder geringerer Ausdehnung verbreitet, aus dem einfachen Grunde, weil wir uns in anderer Weise die Herrschaft einer Spracherscheinung auf einem be-

stimmten Gebiet überhaupt nicht erklären können. Dann aber sind sie durch die Wanderungen der Indogermanen in die Ferne getragen worden.

Dazu kommt, dass der Hinweis Kretschmers auf das Wort „Pfeffer“, dem Wundt das Wort „Sack“ substituiert, weder in dem einen, noch in dem anderen Falle ein besonders glücklicher ist; denn bei beiden hat man es mit ausgesprochenen Handelswörtern zu tun, die unter historischen Verkehrsbedingungen zusammen mit der Ware, bezüglich ihrer Umhüllung, geschäftsmässig und bewusst von Volk zu Volk getragen wurden und so eine gemeinindogermanische Verbreitung erlangt haben. Dass dasselbe auch bei der grossen Masse der sogenannten urverwandten und meist ganz anders gearteten Kulturgleichungen unter den Verkehrsbedingungen der Urzeit möglich gewesen sei, sind durch nichts erwiesene, an sich höchst unwahrscheinliche Behauptungen der beiden Forscher. Wie unglaublich ihre Anschauungen *in concreto* aussehen, zeigen die Fälle, in denen sie gezwungen sind, ihre Theorien auf bestimmte Beispiele der Wortverbreitung anzuwenden. So schreckt Wundt davor zurück (p. 643), auch die Verbreitung der Verwandtschaftswörter aus seiner Entlehnungstheorie zu erklären. Sie, meint er, müssten doch wohl als „ursprüngliches Gemeingut“ betrachtet werden. Also eine Gleichung wie scrt. *bhrâ'tâ* = griech. *φρήτηρ*, lat. *frâter* usw. „Bruder“ ist nach ihm Erbgut, eine Gleichung aber, wie etwa scrt. *áçva* = griech. *ἵππος*, lat. *equus* usw. „Pferd“, die die Spuren nicht minder alter Lautgesetze an sich trägt, Lehngut. Für Kretschmer ist die Behandlung der Wörter charakteristisch, die übereinstimmend im Italischen, Keltischen, Germanischen und Litu-Slavischen das Meer bezeichnen (p. 65). Da es zur Zeit seiner „Urheimat“ (vgl. o. p. 128) noch keine Nord- und Ostsee gab, die erst in der postglazialen Periode hervortraten, so muss das Wort bei den Kelten (*mori*) aufgekommen sein, ursprünglich also den Atlantischen Ozean bezeichnet haben und von hier aus zu Germanen und Litauern gewandert sein, die vermutlich einer Benennung des Meeres bedurften, als sich die Nord- und Ostsee vor ihren Blicken auftaten. In Verlegenheit aber gerät er hinsichtlich der Italiker (lat. *mare*). Er möchte offenbar nicht gern sagen, dass auch das lat. Wort von den Küsten des Atlantischen Ozeans über die Alpen (denn am Meere sassen die Ligurer) von

Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm an die Küsten des tyrrhenischen Meeres gedrungen sei. So erklärt er p. 66 Anm., dass ihm unklar sei, wie sich lat. *mare* zu gall. *mori* lautlich und sachlich verhielte. Ist denn nun derartigen, wie mir scheint, ganz uferlosen Konstruktionen gegenüber die ältere Annahme nicht, schon als die einfachere, vorzuziehen, dass das indog. Urvolk oder wenigstens grosse Teile desselben an einem Meere sassen und dafür natürlich einen Namen hatten, der dann durch wandernde Scharen in neue Wohnsitze übertragen und auf dort vorgefundene, neue Meere oder Meeresteile angewendet wurde?

Je energischer wir aber die Versuche, den Unterschied zwischen Erbwort und Lehnwort zu verwischen, Versuche, die schon allzuviel Verwirrung[1]) angerichtet haben, zurückweisen, um so bereitwilliger können wir zugeben, dass es im einzelnen Falle oft sehr schwierig, ja unmöglich ist, zu beweisen, ob ein Erbwort oder Lehnwort vorliegt. Der Grund hierfür liegt teils in dem Umstand, dass Wörter aus einer Sprache in die andere in sehr frühen Sprachepochen entlehnt sein können, in denen auf dem entlehnenden Sprachgebiet wichtige, den Lautbestand der Sprache umgestaltende Gesetze, wie die deutsche Lautverschiebung, der Verlust des *p* im Irischen, der Übergang des intervokalen *s* in *r* im Lateinischen usw. noch nicht eingetreten waren. Indem nun der neue Ankömmling in den Mechanismus der einheimischen Lautgesetze hineingezogen wurde, konnte er sein fremdländisches Gepräge leicht ganz oder teilweis verlieren. Beispiele hierfür sind oben p. 139 angeführt worden. Auch ist unsere Kenntnis der Lautgesetze, die bei der Entscheidung zwischen Erbgut und Lehngut unser erstes Hilfsmittel sind, vielfach noch nicht tief und fein genug, um eine sichere Stellung zu ermöglichen. Ob z. B. lat. *rosa* aus griech. *ῥόδον*, *ῥοδέα* entlehnt oder mit ihm urverwandt ist, bleibt eine offene Frage. Endlich fehlen in gewissen Gleichungen, z. B. in dem Verhältnis von lat. *mâlum* : griech. *μῆλον* „Apfel" solche lautliche Kriterien gänzlich, die uns zwingen würden, uns dahin oder dorthin zu entscheiden. Allein so zahlreich auch derartige Fälle sein mögen, sie können selbstverständlich nicht dazu dienen, den in hundert

1) Auf die widerspruchsvolle Stellung H. Hirts in dieser Frage hat mit Recht Symons Museum 1903 p. 110 Anm. hingewiesen.

und aber hundert Beispielen klar am Tage liegenden Unterschied zwischen Erbwörtern und Lehnwörtern illusorisch zu machen.

Über die Benutzung der letzteren für kulturhistorische Zwecke sind nun noch einige Bemerkungen zu machen.

Wir haben oben (vgl. p. 76) gesagt, dass ein in einer Sprache vorhandenes Lehnwort im allgemeinen den Schluss gestatte, dass auch der von ihm bezeichnete Begriff durch das betreffende Volk aus der Fremde entlehnt sei, und gewiss ist dies im grossen und ganzen richtig. Wie wir aus unseren Wörtern „Tabak“, „Kartoffel“, „Champagner“ usw. ersehen, von wo oder durch welche Vermittlung diese wichtigen Kulturgegenstände uns überbracht worden sind, so lehren uns die aus lat. *murus* „Mauer“ entlehnten irisch *múr*, ahd. *mûra*, *mûri*, neusl. *mir*, kleinruss. poln. *mur*, lit. *múras*, alb. *mur* usw., wer die Lehrmeister des nördlichen Europas im Stein- und Mauerbau gewesen sind. Oder so führt uns das lat. *mina* durch das griech. *μνᾶ* nicht nur bis zu dem hebräisch-assyrischen *maneh*, *mana*, von wo wieder das ägyptische *mn* ausgegangen ist, sondern bis in die vorsemitische Sprache Babylons, zu dem akkadischen *mana*, den Weg uns weisend, auf dem in grauer Vorzeit die Erfindung von Mass und Gewicht von Volk zu Volk sich Bahn gebrochen hat.

Trotzdem aber müssen wir uns erinnern, dass weder überall das Vorhandensein eines Lehnworts eine Entlehnung des Begriffs, noch eine Entlehnung des Begriffs allemal das Vorhandensein eines Lehnworts voraussetzt. Was den ersten dieser beiden Punkte anbetrifft, so pflegen in Zeiten, in denen ein Volk starker kulturhistorischer Beeinflussung durch ein Nachbarvolk ausgesetzt ist, auch solche Wörter aus dem einen Sprachschatz in den andern übernommen zu werden, welche längst geläufige Dinge oder Begriffe bezeichnen.

Es kann die Mode entstehen, irgend einen Begriff mit einem fremdländischen, statt mit einem einheimischen Ausdruck zu bezeichnen, und gegen derartige Unsitten ist die Tätigkeit unserer Sprachvereine mit Recht gerichtet. Ich muss indessen gestehen, dass, je mehr und je genauer ich derartige Entlehnungsreihen in alten oder neueren Sprachen beobachte, ich in immer gesteigertem Masse zu der Erkenntnis komme, dass doch in der Mehrheit der Fälle die Entlehnung, wenn nicht auf die Einführung eines neuen Begriffes, so doch auf die irgend einer

neuen Nuance hinweist, die an dem betreffenden Begriffe haftet. Wenn wir unser „Pferd“ aus lat. *paraverêdus* oder unser „kaufen“ aus lat. *caupo*, oder wenn die Römer ihr *murtus* aus griech. *μύρτος* entlehnt haben, so folgt daraus nicht, dass die Germanen vor ihrer Berührung mit den Römern keine Pferde und keinen Handel gekannt hätten, oder dass die Myrte nicht in Italien einheimisch sein könne. Wohl aber dürfen wir aus diesen Entlehnungen schliessen, dass die Germanen die Bekanntschaft mit dem Postpferd (*paraverêdus*) und mit dem gewerbsmässigen Handelsmann (*caupo*) den Römern verdanken, und dass die veredelte Myrte hauptsächlich durch griechische Kulte in Italien verbreitet wurde. Bei nahen Völker- und Kulturberührungen pflegt es ferner zu geschehen, dass gewisse Benennungen unsittlicher Personen oder Verhältnisse von dem einen Volk aus dem Sprachschatz des anderen übernommen werden: Das phönizisch-hebräische *pîlegeš* „Buhle“ ist wahrscheinlich in das Griechische (*παλλακίς*) und in das Lateinische (*pelex*) eingedrungen, das griech. *πορνικός* in das armen. *pornik* (Lagarde Armen. Stud. p. 130), das röm. *meretrix* in das irische *mertrech* (Windisch I. T. p. 687) und altengl. *miltestre*, ein romanisches **pûtâna* (it. *puttana*) in das Altnordische (*púta*) und Niederdeutsche (mndd. *pûte*), das germanische *huora* wahrscheinlich in das Slavische (*kurŭva*) usw. Die Finnen haben sogar drei Bezeichnungen des Freudenmädchens (*huora* : schwed. *hora*, *portto* : altn. *portkona*, *kurva* : slav. *kurŭva*) von ihren Nachbarn entlehnt. Trotzdem ist es natürlich nicht gestattet, aus diesem Tatbestand auf das einstmalige Nichtvorhandensein unerlaubter Geschlechtsverbindungen bei jenen Völkern zu schliessen. Wohl aber scheint mir in den angeführten Tatsachen das internationale Element (Mädchenhandel) deutlich zum Ausdruck zu kommen, das der Prostitution offenbar zu allen Zeiten angehaftet hat.

Ich habe neuerdings in den Wissensch. Beiheften des Allg. D. Sprachvereins Reihe IV, 1. Nov. 1903, 23. und 24. H. eine erste Übersicht über die germanischen Bestandteile des russischen Wortschatzes und ihre kulturhistorische Bedeutung gegeben. Diesen Aufsatz hat A. Brückner in der Zeitschrift „Deutsche Erde“ 1904 H. 3 einer im ganzen zustimmenden Kritik unterzogen, es aber getadelt, dass ich in jener Arbeit auch so „nichtssagende“

Entlehnungen wie *počtámtŭ* „Postamt" und *pakgáuzŭ* „Packhaus" angeführt habe. Ich kann ihm aber in der geringschätzigen Beurteilung solcher Wörter wie dieser beiden nicht folgen. Natürlich dürfen wir aus dem ersteren nicht schliessen, dass die Russen die Post erst von den Deutschen kennen gelernt haben. Woher vielmehr der älteste russische Postdienst stammt, zeigt das aus dem Tatarischen entlehnte russ. *jamŭ* „die Poststation", *jamščíkŭ* „der Postbauer" usw. (vgl. a. a. O. p. 108) auf das deutlichste an. Demgegenüber bringt das gerügte, aus dem Deutschen entlehnte *počtámtŭ* auf diesem kulturhistorisch wichtigen Gebiet die Abkehr der russischen Welt vom Osten und ihre Zukehr zum Westen, wie mir scheint, augenfällig zum Ausdruck. Auch *pakgáuzŭ* „Packhaus" (*pakgáuzny* „der Wächter") ist ein durchaus volkstümliches Wort und weist mit zahlreichen Genossen auf die ungeheure Bedeutung hin, die der deutsche Handel während der letzten Jahrhunderte in Russland erlangt hat.

So ist das Lehnwort, was ja auch glücklicherweise im allgemeinen nicht verkannt wird, eine unerschöpfliche Quelle kulturhistorischer Erkenntnis, und es bleibt nur noch ein Wort über die oben berührte Möglichkeit zu sagen, dass die Sprache einen entlehnten Kulturbegriff aus eigenen Mitteln zu benennen unternimmt. Offenbar verhalten sich die verschiedenen Sprachen, vor die gleiche Aufgabe gestellt, fremdes Kulturkapital zum sprachlichen Ausdruck zu bringen, verschieden. Während die Finnen bei ihrem Eintreffen an der Ostsee den kulturhistorisch wichtigen Sprachschatz ihrer Nachbarn, sozusagen mit Haut und Haaren verschlungen haben, während die nordeuropäischen Sprachen indog. Stammes aus den klassischen Sprachen, das Römische aus dem Griechischen ganze Wörterbücher voll Entlehnungen aufweisen, haben sich die Griechen selbst in ihrem Abhängigkeitsverhältnis dem Orient gegenüber eigenartig und schöpferisch gezeigt. Während ihre Sprache in älterer Zeit nicht 100 deutlich nachweisbare Lehnwörter aus dem Semitischen enthält (nach A. Müller, vgl. oben p. 78), haben sie zur Bezeichnung ausländischer Dinge, wie es scheint, weit häufiger als andere Völker eigene und echt griechische Ausdrücke wie *ὕαινα* „Hyäne" (: ὗς), *ῥινοκέρως* „Rhinoceros" (: *ῥίς* u. *κέρας*) und viele andere gebildet, die dann gewöhnlich im griechischen Kleid durch das übrige Europa gewandert sind. Die Gründe dieses sowohl im einzelnen Fall als

auch im grossen und ganzen verschiedenartigen Verhaltens der Sprachen sind offenbar mannigfaltige. Der grössere oder geringere Grad geistiger Begabung oder kulturgeschichtlicher Entwicklung des empfangenden Teils, die plötzliche oder allmähliche und stete Einwirkung des gebenden Teils, der Umstand, ob ein neuer Kulturgegenstand zuerst in fremdem Land geschaut oder von Fremden in das eigene Land gebracht ward, alles das mögen Faktoren sein, die hierbei zu berücksichtigen sein werden. Jedenfalls verdienen diese Fragen, denen O. Weise in einem trefflichen Aufsatz „Wortentlehnung und Wortschöpfung“ zuerst seine Aufmerksamkeit zugewendet hat (Zeitschrift für Völkerpsych. u. Sprachw. XIII, 233 f.), eine eingehende Untersuchung.

VIII. Kapitel.

Die kulturhistorische Begriffsentwicklung.

Kulturwandel und Bedeutungswandel. Das Merkmal oder die Zelle des Wortes. Lat. *pecunia*. Höhere und abstraktere Begriffsbildung: Gesellschaft, Kunst, Religion.

Allzusehr hat man bei der Erörterung der Frage, welche Dienste die Sprachwissenschaft der Altertumskunde zu leisten imstande sei, die sprachlichen Gleichungen, sei es nun die auf Urverwandtschaft, sei es die auf Entlehnung beruhenden, im Auge gehabt. Und doch war dies schwerlich die Meinung J. Grimms, wenn er (vgl. oben p. 8) sagte, dass der Geschichte von seiten der Sprache das Bett stärker aufgeschüttelt werden könnte. Ihm schien vielmehr der gesamte Wortschatz einer Sprache der Spiegel, aus dem uns die kulturgeschichtliche Entwicklung eines Volkes entgegenblicke. Und in der Tat, wenn man bedenkt, dass jede der tausendfachen Neuerwerbungen auf dem Gebiete der äusseren oder inneren Kultur eines Volkes irgendwie nach einem sprachlichen Ausdruck drängt, und andererseits die Sprache so gut wie niemals neue Wurzeln und Stämme schafft und immerhin nur verhältnismässig selten zur Bezeichnung eines Neuerwerbs sich eines der im vorigen Kapitel besprochenen Entlehnungen bedient, so erhellt, dass jene Kulturveränderungen zumeist an den Sprachveränderungen des vorhandenen und einheimischen Wortschatzes zum Ausdruck kommen müssen und also an ihnen studiert werden können. Es ist das grosse Kapitel des Bedeutungswandels, das somit den Kulturhistoriker interessiert, und das er gleichsam von rückwärts zu lesen hat, um an der Hand der historischen Überlieferung und, wo diese abbricht, an der Hand der etymologischen Forschung die Stationen festzustellen, die die kulturhistorisch bedeutsamen Wörter — und welchem Worte wohnte nicht schliesslich irgend eine kulturhistorische Bedeutung bei? — durchlaufen haben. Auf diesem Wege rück-

wärts schreitend, wird er schliesslich bei demjenigen ankommen, was man als die „Zelle“ oder das „Merkmal“ eines Wortes bezeichnen kann, d. h. bei derjenigen dominierenden Vorstellung, welche einem Begriff seine sprachliche Bezeichnung gegeben hat. Man kann sich diesen Prozess und seine kulturgeschichtliche Bedeutung gut an der Geschichte des lat. *pecunia* deutlich machen, das oft, z. B. von Wundt Völkerpsychologie I², 2, 460, zu diesem Zwecke gebraucht worden ist, freilich ohne dass man seinen Weg weiter als über einige seiner letzten Stationen verfolgt hätte. Das lateinische Wort bedeutet bekanntlich „Geld“, „Vermögen“, und die Römer der klassischen Zeit haben sich darunter schwerlich etwas anderes als Gold und Silber vorgestellt. Ursprünglich aber bezeichnete das Wort, wie wir aus der Vergleichung mit *pecus* und *pecudes* = scrt. *páçu*, got. *faíhu* usw. „Vieh“ ersehen, soviel wie „Viehherde“. Der Bedeutungswandel von „Viehherde“ zu „Geld“ erklärt sich, „weil der bewegliche Besitz des Römers in ältester Zeit zum grössten Teil in Vieh bestand, und das Vieh die allgemeine Tauschware im Handel war. Als später an die Stelle des Tauschverkehrs der Geldverkehr trat, ging der Name des allgemein gebrauchten Tauschobjekts auf das gemünzte Geld über.“ Soweit Wundt über die Bedeutungsgeschichte unseres Wortes, die er leider abbricht da, wo sie gerade am interessantesten wird. Es lässt sich nämlich unschwer zeigen (vgl. mein Reallexikon u. Schaf und dazu Osthoff Parerga I, 215 ff.), dass die älteste Bedeutung dieser Wortsippe nicht „Vieh, Viehherde“, sondern vielmehr „Schaf, Schafherde“ (vgl. altn. *fǽr*, kurd. *pez*, osset. *fus* „Schaf“) war. Wir werden damit in eine Zeit zurückgeführt, in der, wie es bei nomadischen oder halbnomadischen Völkern der Fall zu sein pflegt, der Hauptbesitz der Indogermanen an Vieh in Schafen, nicht etwa in Rindern bestand, eine Voraussetzung, unter der allein der Bedeutungsübergang von „Schaf“ in „Vieh“ sich erklärt. Auch hiermit sind wir aber noch nicht am Anfang unserer Entwicklungsreihe angekommen. Noch älter als „Schaf“ ist nämlich bei unserer Wortsippe die Bedeutung „Wolle, Vliess“ : griech. *πέκος* „Vliess“ = lat. *pecus*, zu verbinden mit griech. *πέκω* = lit. *peszù* „ich raufe, zupfe“, wobei man zweifelhaft sein kann, wie in allen ähnlichen Fällen, ob der Verbalbegriff dem Nominalbegriff oder der Nominalbegriff dem Verbalbegriff vorausging,

oder ob beide von jeher gleichzeitig an demselben Stamme *peḱ-x* hafteten. So gewinnen wir die an kulturhistorischen Ausblicken reiche Entwicklungsreihe: „Wolle“ (ausraufen), Wollträger = „Schaf“, dann „Vieh“, „Geld“. An derartigem kulturhistorischen Material ist jedes etymologische Wörterbuch der indog. Einzelsprachen überreich. Es gilt die einzelnen Fälle zu sammeln und nach kulturhistorischen Rubriken zu ordnen, wie ich es in meinem Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde (oben p. 51) zum ersten Mal versucht habe. Freilich sind die Bedeutungsübergänge, um die es sich hierbei handelt, wenn man sie vom psychologischen Standpunkt betrachtet, untereinander keineswegs gleichartig. Es ist offenbar etwas anderes, wenn ein Wort, das „Wolle“ bedeutet, wie wir soeben sahen, die Bedeutung von „Schaf“ („Wollträger“, vgl. etwa 1000 „Gewehre“ = Gewehrträger) annimmt, und wenn dasselbe Wort dann im Sinne von „Vieh“ und später von „Geld“ gebraucht wird. Es ist auch etwas anderes, wenn z. B. häufig neue Metallnamen durch Adjektiva bezeichnet werden, die auf das schon früher vorhandene indog. **aios* (scrt. *áyas* = lat. *aes*) „Kupfer“ bezogen werden (scrt. *hiraṇya* „Gold“, eigentlich „gelbglänzendes“ sc. *áyas*) und wieder etwas anderes, wenn z. B. das spätere Glas zufolge der Ähnlichkeit nach dem früheren Bernstein (*glêsum*) benannt wird usw. Ordnung in die *rudis indigestaque moles* des Bedeutungswandels zu bringen, hat zuletzt W. Wundt in seiner Völkerpsychologie (vgl. dazu B. Delbrück Grundfragen Kap. VIII) versucht. Glücklicherweise brauchen uns diese Fragen aber hier nicht zu beschäftigen. Es genügt für unsere Zwecke vollkommen, zu sehen, dass die Assoziationen, auf denen nach Wundt jeder Bedeutungswandel beruht, in sehr vielen Fällen entweder die Folge kulturhistorischer Veränderungen sind oder sonst in irgend einer Weise ein kulturhistorisches Interesse darbieten.

Man könnte einwenden, dass der Bedeutungswandel, der somit den Kulturwandel zu begleiten pflegt, uns oft nichts neues lehren könne, da wir über den letzteren auch auf anderem Wege unterrichtet seien, und da in zeitlicher Hinsicht natürlich überall die Kulturveränderung der Sprachveränderung vorausginge, die letztere nur eine ausschliesslich den Linguisten interessierende Begleiterscheinung des ersteren darstelle. Der Linguist könne also nur von dem Kulturforscher, der Kulturforscher aber nicht

von dem Linguisten lernen. Und in der Tat werden wir im folgenden Kapitel auf einige der materiellen Kulturentwicklung entnommene Beispiele hinweisen, bei denen derartigen Einwendungen eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist. Gerade derartige Fälle aber, sollte ich meinen, sind aufs beste geeignet, die Berechtigung der auf den Bedeutungswandel gegründeten Schlüsse auch für solche Gebiete der kulturgeschichtlichen Entwicklung nachzuweisen, bei denen eine sachliche, d. h. aus der historischen Überlieferung geschöpfte Beweisführung ganz oder nahezu ganz versagt, also auf dem Gebiete der höheren und abstrakteren Begriffsbildung, wie sie z. B. die Entfaltung des gesellschaftlichen Lebens, der Künste, der religiösen Vorstellungen usw. erzeugt. Diesen Sphären sollen daher im Folgenden noch einige weitere Beispiele für die kulturgeschichtliche Bedeutung der sprachlichen Begriffsentwicklung entnommen werden.

Die Gesellschaftsordnung der Urzeit beruhte auf verwandtschaftlichen Verbänden, die man als Grossfamilien oder Sippen bezeichnen kann, und deren urverwandte Namen soviel wie „Niederlassung“, Versammlung“, „Erzeugung“ „Bruderschaft“ usw. bedeuten (vgl. mein Reallexikon p. 778). Von nicht geringerer Bedeutung für das Verständnis jener alten Organisationen sind aber auch zahlreiche Ausdrücke für dieselben, die sich auf die einzelnen indog. Sprachen beschränken. So das lat. *prôsâpia* „Sippschaft“, „Geschlecht“ (vgl. Osthoff Beiträge XX, 93; Archiv f. Religionsw. VIII, 2). Es weist, als vom lat. *sôpio* = scrt. *sápas* „penis“ abgeleitet, deutlicher als vieles andere, auf die uralt-agnatische Struktur der lateinischen Gens, d. h. auf das Glied des Stammvaters, nicht etwa auf den Schoss einer Stammesmutter hin. So das griechische *καδεστάς*, in Kreta „Blutsfreunde bei Männern und Frauen“ (vgl. Verf. I. F. XVII, 18). Es bezeichnet ursprünglich so viel wie „Fürsorgegenossenschaft“ besonders mit Rücksicht auf die Totenbestattung und rückt die Bedeutung des Ahnenkultus, als einer der vornehmsten Aufgaben der alten Familienverbände, in das rechte Licht. So der germanische Stamm **hîwa* (got. *heiwa-fraujis* „Hausherr“). Er gehört zu scrt. *çivá, çêvá* „lieb“ und kennzeichnet die Familie als „Verband der Freunde“. Der gleiche Bedeutungsübergang zeigt sich in ahd. *wini* „Freund“ = ir. *fine* „Grossfamilie“. Überhaupt kann man sich in alten Zeiten den Begriff

der Freundschaft nur in Zusammenhang mit dem der Verwandtschaft denken, indem jeder, der ausserhalb der Sippe und des Stammes steht, als lat. *hostis* = got. *gasts*, altsl. *gostĭ* „Feind, Fremder“ gilt. Nur dadurch kann der letztere zum „Gast“ werden, dass er für eine gewisse Zeit in einen Familienverband eintritt, was sich wiederum in Wortreihen wie lit. *swĕczias* aus **svet-jas* „Gast“ : griech. *ἔτης* „Angehöriger“ und lit. *wiĕszĕti* „zu Gaste sein“ von *wiĕcz-* = griech. *οἶκος*, lat. *vĭcus* aufs deutlichste abspiegelt. Zu dem oben genannten sert. *çivá* „lieb“ gehört auch lat. *cîvis*, dessen Bedeutungsentwicklung sich daher folgendermassen darstellt: der „Liebe“, der „Verwandte“ — dann (nach Aufgang des alten Geschlechterstaats in der politischen Staatsgemeinschaft) der „Bürger“, „Mitbürger“. Und noch ein weiterer wichtiger Begriff findet in der Zugehörigkeit zu einem Sippenverband seine Erklärung, der der politischen Freiheit. „Frei“ ist in der grossen Mehrzahl der indog. Sprachen, wer zum Stamme (vgl. aw. *âzâta* : *zan* „gebären“, eigentl. „*ingenuus*“, griech. *ἐλεύθερος* : ahd. *liut* „Volk“), oder — in demselben Sinne — wer zu den „Lieben“ (vgl. got. *freis* : sert. *priyá* „lieb“, cymr. *rhydd* „frei“) gehört, eine Vorstellung, geboren ohne Zweifel in solchen Epochen der Urgeschichte, in denen indogermanische mit nichtindogermanischen, vielfach zu Sklaven herabgedrückten Völkerbestandteilen zusammenstiessen (vgl. oben p. 151). So öffnen sich auf Schritt und Tritt Ausblicke in die Anschauungswelt längst vergangener Zeiten, über die wir ohne die Sprachwissenschaft nichts, aber auch gar nichts wissen würden. Dies hat mit Rücksicht auf die ja ebenfalls aus dem gesellschaftlichen Leben erspriessenden sittlichen Ideen schon F. Nietzsche scharf erkannt, als er in seiner Genealogie der Moral zur Stellung einer Preisaufgabe aufforderte: „Welche Fingerzeige gibt die Sprachwissenschaft, insbesondere die etymologische Forschung, für die Entwicklungsgeschichte der moralischen Begriffe ab?“ Leider ist aber von zuverlässigen Vorarbeiten für die Lösung einer solchen Aufgabe noch so gut wie gar nichts zu nennen. Eine Ausnahme macht Osthoffs schöner Aufsatz „Eiche und Treue“ in den Et. Parerga I, 98 ff.

Auf dem Gebiete der Kunst will ich auf die Terminologie des Singens und Tanzens sowie auf diejenige der Farben verweisen. Hinsichtlich des ersteren Punktes lässt sich zeigen,

dass es urverwandte Ausdrücke für Singen und Tanzen nicht gibt, dass sich vielmehr erst in den Einzelsprachen besondere Bezeichnungen des Singens aus Wörtern für Schreien oder emphatisches Reden (z. B. got. *saggws* : *siggwan* = griech. *ὀμφή* „Stimme, besonders die der Götter, also die laute Stimme") und besondere Bezeichnungen des Tanzens aus Wörtern für leidenschaftliche oder feierliche Bewegung (z. B. lat. *saltare* : lat. *salio* = griech. *ἅλλομαι* „springe") entwickelt haben (vgl. mein Reallexikon u. Dichtkunst, Dichter und u. Tanz). Ich möchte glauben, dass auch in diesem Falle in der Sprache die Entstehungsgeschichte des Gesangs und Tanzes deutlich vor uns liegt, und dass namentlich bei dem ersteren eine exaktere Terminologie erst nötig wurde, nachdem die Erfindung und das Vorbild musikalischer, die Rede oder das Geschrei begleitender Instrumente diesen die für den Gesang charakteristischen Eigenschaften, wie Qualität oder Timbre, Weite und Wechsel der Intervalle usw. eingeprägt, oder, soweit sie schon vorhanden waren, erhöht hatte.

Bei den Farbenbezeichnungen sind es namentlich zwei Erscheinungen, die eine Erklärung fordern, nämlich einmal der Umstand, dass dieselben Wortstämme sehr häufig ganz verschiedene Farben bezeichnen, z. B. die Ableitungen von den Wurzeln *ĝhel* und *ghel* bald „gelb" (lat. *helvus, fulvus, flâvus* = ahd. *gelo*), bald „grün" (altsl. *zelenŭ*) oder der Stamm **melino* bald „schwarz" (scrt. *malina*, griech. *μέλας*), bald „blau" (lit. *mëlynas*), bald „gelb" (cymr. *melyn*), und zweitens die Tatsache, dass eigentlich nur eine Farbe, nämlich das Rot (scrt. *rudhirá*, griech. *ἐρυθρός*, lat. *ruber*, altsl. *rŭdrŭ*, lit. *raudŭnas*, ir. *rúad*, got. *rauds*) bei allen oder nahezu allen Indogermanen dieselbe feste Bezeichnung hat. Man hat hieraus auf eine allmähliche Entwicklung des Farbensinns bei den Indogermanen geschlossen, und eine grosse Literatur[1]) hat sich über diese Frage

1) Vgl. O. Weise Die Farbenbezeichnungen der Indogermanen B. Beitr. z. Kunde der indog. Spr. II, 273 ff. Andere sprachwissenschaftliche Literatur über diesen Gegenstand findet sich bei L. Geiger Über den Farbensinn der Urzeit und seine Entwicklung (Zur Entwicklungsgeschichte d. Menschheit 1871 p. 45 ff.), A. Bacmeister Keltische Briefe 1874 p. 112 ff., Pole *Colour blindness in relation to the homeric expressions for colour, Nature* 1878 p. 676, H. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes 1879 p. 224, Grant Allen Der Farbensinn. Sein Ursprung und seine Entwicklung. Ein Beitrag zur

für und wider angehäuft. Im allgemeinen dürfte man gegenwärtig die Vorstellung, als ob die Indogermanen ganz oder teilweis farbenblind gewesen seien, aufgegeben haben. In der Tat möchte ich glauben, dass hiervon keine Rede sein kann, und dass die Indogermanen vielmehr im Gegenteil sehr zahlreiche Farbenbezeichnungen besessen haben, nur dass diese, abgesehen von gewissen Ausdrücken für hell und dunkel, in der Mehrzahl der Fälle nur spezielle Farbentöne oder Farbennuancen, und zwar meist mit Beziehung auf ein bestimmtes diese Färbung tragendes Objekt zum Ausdruck brachten. So dürften die Ableitungen von den Wurzeln *ĝhel* und *ghel* ursprünglich nur das gelblich-grüne der jungen Saat (z. B. griech. *χλόη* „Gras"), der Stamm **melino* nur die undefinierbare Färbung eines blauen Flecks am Körper (altpr. *melne*), der Ausdruck sert. *pṛ́çni* = griech. *περκνός* nur das Getüpfelte wie es in der Farbe des Rehs (griech. *πρόξ*) oder auch der Forelle (ahd. *forhana*) zutage tritt, bezeichnet haben. Dabei kann man wiederum zweifelhaft sein, ob zuerst die Farbenbezeichnung oder der Name des gefärbten Objekts da waren, wenn auch die Analogie neuerer Farbenausdrücke wie „orange", „violett", „purpur" usw. (vgl. Wundt a. a. O. p. 543) für letzteres spricht. Die weitere, schon in der Urzeit anhebende, besonders aber auf dem Boden der Einzelsprachen verlaufende Entwicklung ist nun auf die Herausbildung allgemeiner Farbenbezeichnungen wie unser „rot", „gelb", „grün", „blau" gerichtet, ein Prozess, bei dem man sich naturgemäss mit Vorliebe jener ältesten Ausdrücke für bestimmte Farbennuancen bedient, die man jedoch bei ihrem oft vieldeutigen und schillernden Charakter nicht immer in gleicher Weise verwendete. So kommt es, dass die Bildungen von den Wurzeln *ĝhel* und *ghel* in den einen Sprachen mehr das gelb, in den andern mehr das grün bezeichnen, oder dass **melino* hier schwarz, dort blau und wieder wo anders gelb ausdrückt. Dass in unserem „rot", welches nach einer freilich nicht sicheren Deutung die spezielle Färbung des Kupfers (lat. *raudus*, altn. *rauði*, slav. *ruda*) bezeichnet haben könnte, wohl sich zuerst ein solcher allgemeiner

vergleichenden Psychologie. Mit einer Einleitung von Dr. E. Krause. Leipzig 1880. Vgl. auch E. Veckenstedt Geschichte der griechischen Farbenlehre 1888 sowie W. Wundt Völkerpsychologie I², 2, 543 ff. und ganz neuerdings W. Schultz Das Farbenempfindungssystem der Hellenen. Leipzig 1904.

Farbenname festgesetzt hat, wird in der Beliebtheit dieser ja selbst auf gewisse Tiere wirkenden Farbe bei primitiven Völkern seinen Grund haben. Noch heute sind z. B. bei den Russen die Ausdrücke für „schön“ (*krasivy*) und „rot“ (*krásnyj*) von demselben Stamme abgeleitet.

Von grösster Bedeutung endlich sind Begriffsentwicklungen wie die hier versuchten auf dem Gebiete der Religionsgeschichte. Als die Überlieferung anhebt, stehen auf den einzelnen Völkergebieten grosse Göttergestalten wie Agni, Indra, Varuna oder Apollo, Hermes, Athene oder Saturnus, Janus, Ceres oder Wuotan, Saxnot, Tanfana in grosser Anzahl beinah fix und fertig vor uns. Und doch müssen sie alle eine vieltausendjährige Geschichte durchgemacht haben, vor der derjenige Forscher, welcher sich allein auf die geschichtliche Überlieferung stützt, sich verzweifelt abkehrt. Nur die Fäden der Sprache führen in jene grauen Zeiten zurück. Freilich hat auch die Sprachforschung hier lange genug geirrt, indem sie in der Mehrzahl jener Göttergestalten bereits indogermanische Gebilde mit urindogermanischen Namen nachzuweisen hoffte. Es ist eine für die Religionsgeschichte fruchtbare Erkenntnis, dass die Ursprünge jener einzelvolklichen Götter meist auch auf dem Boden der Einzelsprachen zu suchen und hier nach der „Zelle“ ihres Wesens zu forschen sei. Auf diesem Wege enthüllt sich *Ἀπέλλων* als „der von der Hürde“ (*ἀπέλλα*, nach Robert), *Ἑρμείας* ist nichts als „der vom Steinhaufen“ (*ἕρμα*, ebenfalls nach Robert), lak. *Πηρεφόνεια*, Persephoneia ist „die Spelttöterin“[1]) (*φῆρον· ἡ τῶν ἀρχαίων θεῶν τροφή*, vgl. mein Reallexikon p. 870 f.), *Janus* ist der Türgott (so zuletzt Wissowa), *Volcanus* (**volca* = sert. *ulkâ'*) „der vom Feuerbrand“ usw. Es steht zu hoffen, dass das tiefe Dunkel, das zur Zeit noch über den meisten mythologischen Namen lagert, sich so, wenigstens teilweis, allmählich lichten wird. Aber auch die Terminologie der allgemeinen religionsgeschichtlichen Begriffe wie Gott und Schicksal, Traum und Tod, Opfer und Gebet usw. müsste gesammelt und entwicklungsgeschichtlich untersucht werden, wie ich dies teils in meinem Reallexikon, teils in einer grösseren Abhandlung über Arische Religion in J. Hastings demnächst erscheinenden *Dictionary of Religion* zu tun versucht habe.

1) Beistimmung bei J. Hoops Waldbäume u. Kulturpflanzen p. 360.

IX. Kapitel.

Sprach- und Sachforschung.

Zusammenfassung der Bedenken gegen die einseitige Benutzung der Sprachwissenschaft zu urgeschichtlichen Rekonstruktionen. Realien und Institutionen. Die prähistorische Archäologie. Die „oberirdische" Urgeschichte. Kongruenz der Sach- und Sprachentwicklung. Institutionenvergleichung. Versuch einer Methodik derselben. Die vergleichende Völkerkunde.

Die sprachgeschichtlichen Erörterungen, die uns im bisherigen beschäftigt haben, hatten den ausschliesslichen Zweck, etwas über die Geschichte der Sachen zu ermitteln, auf die sie sich bezogen. Wie sollte es möglich sein, bei einem solchen Beginnen, die Sachen selbst, um die es sich handelt, ausser acht zu lassen? Wird der Maler, der das Bildnis eines Menschen zu entwerfen beabsichtigt, sich auf Photographien beschränken, wenn er des Menschen selbst habhaft werden kann? In der Tat darf in unserem realitätenfrohen Zeitalter die Vorstellung Früherer, als ob es möglich sei, die vorgeschichtliche Entwicklung der Völker unseres Stammes ausschliesslich auf sprachlichen Gleichungen aufzubauen, für aufgegeben gelten. Auch haben wir ja genugsam gesehen, wie die Sprachwissenschaft, soviel kulturhistorischen Gewinn wir ihrer besonnenen Benutzung verdanken, doch uns bei der Entscheidung wichtiger Fragen nicht selten im Stiche lässt. Zwar haben wir gesehen, dass an der Unterscheidung von Erb- und Lehnwörtern im Prinzip durchaus festgehalten werden muss; allein es lässt sich doch nicht leugnen, dass einerseits die urverwandten Gleichungen nicht immer in dieselbe Epoche vorgeschichtlicher Entwicklung zurückzuführen und für das ganze vorgeschichtliche Kulturgebiet gegolten zu haben brauchen, so dass

dem Ausdruck „indogermanisch“ immer etwas dehnbares und nicht scharf definierbares innewohnen wird, und dass andererseits der Zweifel, ob eine etymologische Entsprechung auf Urverwandtschaft oder alter Entlehnung beruhe, oft in wichtigen Fällen nicht beseitigt werden kann.

Auch bleiben wir nicht selten im unklaren darüber, ob eine in Wurzel- und Suffixsilben identische Wortreihe wirklich auf ein einheitliches Prototyp zurückgeht, oder ob die Übereinstimmung nicht durch gleiche Sprachvorgänge erst innerhalb des Lebens der einzelnen Sprachen erzeugt worden ist. Ist aber nun auch eine Gleichung derart, dass wir mit Recht das Vorhandensein irgend eines bestimmten Wortes in der Ursprache folgern zu können glauben, so erhebt sich aufs neue die Frage, welches die urzeitliche Bedeutung dieses Wortes gewesen sei, und gerade hier zeigt sich die Sprachwissenschaft besonders häufig ausserstande, eine befriedigende Antwort zu geben.

Es wird sich nun zeigen, dass in zahlreichen Fällen die Vereinigung von Sprach- und Sachforschung zu wesentlich sichereren Ergebnissen führt, als dies allein mit Hilfe der Sprachforschung möglich ist, indem einerseits die Sachforschung bedeutsame Fehlerquellen der Sprachforschung verschliesst, andererseits aber diese wieder zahlreiche Mängel, die, wie wir noch sehen werden, der Sachforschung ihrer Natur nach anhaften, ausgleicht.

Wir wenden uns damit den Altertümern selbst zu, die wir zur besseren Übersicht in Realien und Institutionen einteilen wollen. Dabei werden wir unter „Realien“ die meist in natura uns bekannt gewordenen Sachen, unter „Institutionen“ die im wesentlichen nur durch schriftliche oder mündliche Überlieferung uns zugänglichen Bräuche des Rechtes, der Sitte und des Glaubens verstehen.

Am unmittelbarsten berührt sich hinsichtlich der ersteren mit der linguistischen Paläontologie diejenige Wissenschaft, die die Hinterlassenschaft vergangener Zeiten selbst aus dem Erdboden hervorholt, die prähistorische Archäologie. Aus einer Gleichung wie scrt. *carú* = ir. *core*, altn. *hverr* „Topf, Kessel“ oder scrt. *áçva* = griech. *ἵππος*, lat. *equus* „Pferd“ oder griech. *μελίνη* = lat. *milium*, lit. *malnos* „Hirse“ schliessen wir, dass Töpfe, Pferde und Hirse schon den Indogermanen bekannt waren. Der Prähistoriker bietet uns, ohne dass irgend ein Schluss-

verfahren notwendig wäre, Topfscherben, Pferdeknochen und Hirsekörner längst vergangener Zeiten selbst dar, an denen wir nun studieren können, wie die ältesten Töpfe hergestellt wurden, und wie sie aussahen, ob die Pferdeknochen auf das wilde oder gezähmte Tier hinweisen, zu welcher Hirsengattung die aufgefundenen Körner gehören, alles Dinge, über die wir durch die Sprache so gut wie nichts erfahren. Befindet sich so die Prähistorie durch diese Unmittelbarkeit ihrer Wahrnehmungen in einem unleugbaren Vorteil gegenüber der Sprachwissenschaft, so ist sogleich auf einen erheblichen Mangel derselben hinzuweisen. Die angeführten Gleichungen, so viel oder so wenig sie aussagen mögen, berichten doch in jedem Fall etwas über kulturhistorische Zusammenhänge indogermanischer Völker, der prähistorische Fund aber steht, in je ältere Zeit er zurückgeht, in um so höherem Grad zunächst ausserhalb aller ethnologischen Verhältnisse.

Es ist daher seit der ersten Auflage dieses Buches mein Bestreben darauf gerichtet gewesen, die Ergebnisse der linguistischen und archäologischen Paläontologie in Beziehung zueinander zu setzen. Die Prähistoriker unterscheiden in der Urgeschichte unseres Erdteils bekanntlich zunächst eine paläolithische Epoche oder ältere Steinzeit, in der der Mensch noch keinen Ackerbau und keine Viehzucht, keine Tongefässe und keinen Hüttenbau kannte, sondern als Jäger seinen Unterhalt suchte, in Höhlen und unter Felsen wohnte und seine Waffen und Werkzeuge nur aus Stein und lediglich durch Zuschlagen des Rohmaterials herstellte. Von dieser paläolithischen Zeit durch eine breite, bis jetzt kaum überbrückbare Kluft (Hiatus) getrennt, ist die neolithische oder jüngere Steinzeit[1]). Jetzt ist der Mensch Ackerbauer und Viehzüchter, er spinnt und webt, formt Gefässe, baut Hütten. Seine Waffen und Werkzeuge sind noch vorwiegend aus Stein, den er aber jetzt zu schärfen und durch Formung zu verschönen versteht. Auch die ersten Sachen aus reinem, d. h. unvermischtem Kupfer treten in Gestalt von Beilen, Pfriemen, Dolchen jetzt auf. An diese neolithische Zeit

1) Die Frage, ob die neolithische Kultur Europas sich allmählich aus der paläolithischen entwickelt hat, oder ob die erstere durch neue Völkereinwanderungen unserem Erdteil zugeführt worden ist, harrt noch der Entscheidung, und ein halbwegs gesichertes Resultat liegt noch in keiner Weise vor.

schliesst sich, allmählich in die historischen Epochen übergehend, das Zeitalter der **Bronze** und das des **Eisens** an, beide zugleich mit neuen Haustieren und Kulturpflanzen, mit neuen Waffen und Werkzeugen. Es kann nun, wie mir scheint, als ein gesichertes Ergebnis der Sprach- und Sachvergleichung betrachtet werden, dass diejenige Kultur, die aus den urverwandten indog. Gleichungen zu uns spricht, in allen wesentlichen Punkten mit der zweiten der oben genannten prähistorischen Epochen, d. h. mit der jüngeren Steinzeit, insonderheit mit ihrer letzten durch den Besitz des Kupfers ausgezeichneten Phase übereinstimmt[1]). Ist dies aber richtig, so erhalten wir ein Recht, unsere oft sehr allgemeinen und lückenhaften, auf sprachliche Gleichungen gegründeten Erkenntnisse mit Hilfe der Urgeschichte zu verfeinern und zu ergänzen. Die Gleichung sert. *haṁsá* = lat. *anser*, ahd. *gans* lehrt uns, dass die Gans den Indogermanen bekannt war, die Urgeschichte, dass sie damals noch ein wildes Tier war; die Gleichung sert. *áyas* = lat. *aes*, got. *aiz* bezeugt die Bekanntschaft der Indogermanen mit einem Nutzmetall, die Urgeschichte macht es wahrscheinlich, dass dieses Nutzmetall das Kupfer war usw. Wenn wir so zu der Ansicht gelangen, dass das, was wir „indogermanische Urzeit" oder „Zeit der vorhistorischen Zusammenhänge der indogermanischen Völker" nennen, sich innerhalb der neolithischen Kulturperiode abgespielt hat, wodurch der weite Begriff „Indogermanisch" (vgl. oben 174 f.) zugleich eine gewisse zeitliche Begrenzung erhält, so darf man doch diesen Satz keineswegs umkehren und alles, was in Europa neolithisch ist, als indogermanisch in Anspruch nehmen. Vielleicht gelingt es einmal, innerhalb des weiten Begriffs der jüngeren Steinzeit, an der Hand sachlicher Kriterien bestimmte ethnische Gruppen der Altertümer zu unterscheiden und eine derselben den Indogermanen zuzuweisen. Aber zur Zeit sind wir von diesem Ziel noch weit entfernt, und nur bei den der Geschichte am nächsten liegenden Altertümern kann man mit einiger Sicherheit ethnische Grundlagen bestimmen und z. B. von slavischen oder keltischen Funden sprechen. Wie sehr die kühnen Konstruktionen **Muchs** und

1) Vgl. darüber näheres in meinem Reallexikon p. XXIII f. Seine Zustimmung äussert jetzt auch M. **Winternitz**, Beilage z. Allg. Z. 1903, Nr. 239 p. 140. Vgl. auch M. **Křiž** Beiträge zur Kenntnis der Quartärzeit Mährens, Steinitz 1903 p. 521 ff.

Kossinnas[1]) (oben p. 117 ff.) über das zur Zeit erreichbare hinausgehen, braucht daher nicht noch einmal gesagt zu werden. Auch der Gedanke R. Forrers, die Verbreitung der „Hockersitte", d. h. der Sitte, die Toten in Hockerstellung zu beerdigen (Achmim-Studien I, Strassburg 1901, p. 52), mit dem Verbreitungsgebiet der Indogermanen zu identifizieren, scheint mir noch nicht ausreichend begründet. Zuerst müsste doch, ehe man zu derartigen Versuchen zurückkehrte, das ganze in frühhistorischer Zeit von Indogermanen besetzte Gebiet archäologisch durchforscht sein, ehe man sich die Frage vorlegen könnte, was von den auf diesem zutage getretenen Altertümern etwa als spezieller und charakteristischer Besitz gerade der Indogermanen in Anspruch genommen werden könnte. Wie wenig aber ist z. B. zur Zeit noch von der Urgeschichte des Ostens, besonders Russlands bekannt, oder das, was in dieser Beziehung durch russische Forscher in russischen Werken niedergelegt ist, in den Besitz der deutschen Wissenschaft übergegangen![2])

Unberührt hiervon bleibt die hohe Bedeutung der Urgeschichte für das Verständnis und die Entwicklungsgeschichte der Realien, und es kommt dabei wenig darauf an, ob die Denkmäler, an denen wir die Vorzeit studieren, immer aus dem Schosse der Erde selbst entnommen sind; denn es gibt auch eine oberirdische Urgeschichte, die nicht die Tiefen der Erde, sondern die von der grossen Heerstrasse der Zivilisation abgelegenen Winkel der indog. Welt nach Altertümern durchforscht und in der Hütte des russischen, galizischen oder serbischen Bauern oft Zustände und Einrichtungen entdeckt, die von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt, ein treues Bild der Urzeit in der Gegenwart uns enthüllen.

Es ist, wie ich glaube, ein erheblicher Fortschritt der etymologischen Forschung, dass sie mehr und mehr zu der Überzeugung gekommen ist, dass die genaue Kenntnis der Realien unentbehrlich für den Sprachforscher sei. Besonders ist es das Verdienst R. Meringers in Graz, durch eine Reihe vortreff-

---

1) Ganz in unserem Sinne spricht sich jetzt auch Karl Helm (Hessische Blätter für Volkskunde Bd. III, H. 1, p. 4) über die Arbeiten der genannten beiden Gelehrten aus. Vgl. auch A. Fick in B. B. 29, 228 ff.

2) Wichtig in dieser Beziehung sind die Referate L. Stiedas aus der russischen Literatur im Archiv für Anthropologie (passim).

licher Aufsätze[1]) auf die Bedeutung dieses auch meinem ganzen Reallexikon zugrunde liegenden Gedankens mit allem Nachdruck hingewiesen zu haben. Vielleicht ist es erlaubt, aus einem Briefe des genannten Gelehrten die Mitteilung zu machen, dass er in Graz den Anfang zur Errichtung eines Museums für Indogermanische Altertumskunde gemacht hat.

Einige Beispiele mögen von dieser Kongruenz der sprachlichen und sachlichen Entwicklung Zeugnis ablegen.

Wir beginnen mit dem ahd. *want* „die Wand", das zunächst rein lautlich betrachtet, eine Nominalbildung zu *wintan* „winden" (Wand = „gewundenes") darstellt; aber noch F. Kluge in der VI. Auflage seines Et. W. bemerkt, dass eine solche Zusammenstellung keinen vernünftigen Sinn ergebe. Das ist nun, wie wir jetzt wissen, nicht richtig. Wir erkennen jetzt, dass die althochdeutsche Wortbildung in einer Zeit wurzelt, in der man die Wände der Häuser lediglich aus Flechtwerk (vgl. got. *wandus* „Rute"), das man mit Lehm bewarf, herstellte, so dass die Wand also wirklich etwas „gewundenes" war. Daher kann man noch im Angelsächsischen geradezu sagen „eine Wand *windan*" (wie lat. *texere*), und im Russischen heisst der Zimmermann noch heute *plótnikŭ* von *plesti* „flechten", eigentlich „der Flechter".

Ein ähnliches sachliches Interesse bieten z. B. die beiden russischen Wörter *oknó* „das Fenster" und *mostavája* „das Pflaster". Das erstere bedeutet eigentlich „Auge" (vgl. lat. *oculus*), und dieser Begriff kehrt auch in anderen Bezeichnungen des Fensters, z. B. im got. *auga-daúrô* wieder. Man meinte nun früher, dass das Fenster mit einer Art poetischer Metapher als „Auge" des Hauses bezeichnet worden sei. Meringer zeigt dagegen, dass vielmehr sowohl das alte geflochtene wie auch das aus Blockstämmen gezimmerte Haus ihrer Konstruktion nach augenförmige Fenster hatten und haben mussten, dass somit got. *auga-daúrô* soviel wie „Tür von der Gestalt eines Auges" be-

1) Etymologien zum geflochtenen Haus, Festgabe für Heinzel p. 173, Die Stellung des Bosnischen Hauses und Etymologien zum Hausrat, Sitzungsb. d. Kais. Ak. d. W. in Wien, phil.-hist. Kl. CXLIV, Wien 1901, Wörter und Sachen I. F. XVI, 101 ff., XVII, 100 ff. Doch möchte ich mich natürlich nicht im einzelnen mit allen von Meringer vorgetragenen Etymologien einverstanden erklären.

zeichnete, russ. *oknó* aber von der äusseren Ähnlichkeit des Fensters mit einem Auge benannt worden ist. Russ. *mostavdja* ist das gewöhnliche Wort für das Strassenpflaster. Ursprünglich aber bedeutete es „die mit Brettern (russ. *mostŭ* „Brücke", klruss. *pomôst* „Diele") überdeckte" sc. Strasse. Kann man sich eine bessere sprachliche Illustration zu dem denken, was A. Brückner Die Europäisierung Russlands p. 106 über die Wege des alten Russland berichtet: „Manche Strassen waren mit Brettern belegt, der Strassenkot war so arg, wie er in den Dörfern Russlands zu gewissen Jahreszeiten sich auch jetzt noch vorfindet. In Moskau half man sich vor ein paar Jahrhunderten wie heute noch in den Dörfern mit über die Strasse gelegten Brettern" (vgl. hierzu auch Ewers Ältestes Recht der Russen p. 65 und Meringer Z. f. d. östr. Gymn. 1903 H. 3 p. 16 Anm. 1 sowie die Nachträge).

Man könnte sagen, dass in Fällen wie den angeführten, die Sprachwissenschaft im Grunde nur bestätige, was wir auch auf andere Weise wüssten, und im vorigen Kapitel ist gesagt worden, dass dies in gewissem Sinne richtig sei. Allein auf der anderen Seite ist doch zu bedenken, dass die sprachlichen Vorgänge, ganz abgesehen davon, dass sie den Vorzug haben, auf speziell indogermanische Verhältnisse hinzuweisen, den ihnen zugrunde liegenden kulturhistorischen Tatsachen oft eine erhöhte und allgemeinere Bedeutung geben, als sie ihnen sonst innewohnt. Dass zahlreiche Völker einstmals in unterirdischen Wohnungen hausten, wissen wir durch Funde und historische Nachrichten, und von den Germanen berichtet Tacitus Germania Kap. 16 wenigstens soviel, dass sie als Zufluchtsstätte für den Winter und als Behälter für Früchte *subterranei specus* eröffnet hätten. Wie viel grösser, als aus diesen Worten hervorgeht, muss aber die Bedeutung dieser Wohnungsart auf germanischem Boden gewesen sein, wenn wir bedenken, dass ein weitverbreitetes altgermanisches Wort für Haus **kufa, *kuba* (altn. *kofi* „Hütte" etc.), das sogar der altgermanischen Benennung des Hausgeistes **kuba-walda* (mhd. *kobolt*) zugrunde liegt, wie nach meinem Vorgang jetzt allgemein angenommen wird, dem griech. *γύπα* „die unterirdische Wohnung" genau entspricht.

Es hat also keinen erheblichen Zweck, die Frage breitzutreten, ob hier mehr die Sprachforschung, dort mehr die Sachforschung der allgemeinen Aufgabe kulturhistorischer Auf-

klärung besser dient. Beide sind aufeinander angewiesen und müssen gemeinsam an die Arbeit gehen.

Wir wenden uns nunmehr dem weit schwierigeren Kapitel der Institutionenvergleichung zu, d. h. der Vergleichung der Sitten, Gebräuche und Einrichtungen, die wir bei den indog. Völkern auf dem Gebiete des Rechts, der Gesellschaft, des Glaubens finden, und für deren Kenntnis wir fast ausschliesslich auf Überlieferung angewiesen sind. Bei der Benutzung dieser Überlieferung haben natürlich zunächst die allgemeinen Grundsätze historischer Quellenkritik zu gelten. Gleichwohl würde es nicht unwichtig sein, eine Reihe hierhergehöriger, für die Urgeschichte besonders wichtiger Fragen — wie die „Inwieweit muss von den Nachrichten der Griechen und Römer über die europäischen Nordvölker die zweifellos im Altertum hervortretende Tendenz, die bei jenen Völkern vorgefundenen Zustände zu idealisieren[1]), in Abzug gebracht werden?" oder „Welcher Wert ist bei der Rekonstruktion der Urzeit der Sagenwelt, die vielfach andere kulturhistorische Verhältnisse als die älteste geschichtliche Zeit voraussetzt, beizumessen?" oder „Inwieweit darf die Literatur[2]) eines bestimmten Zeitalters als der Spiegel seiner Kultur betrachtet werden?" und anderes hier zu erörtern, wenn dies nicht bei weitem den solchen methodologischen Erörterungen hier zustehenden Raum überschreiten und von unserer eigentlichen Kernfrage zu weit abseits führen würde.

Diese Kernfrage lautet: „Was folgt daraus, wenn wir ein- und dieselbe Institution bei allen oder mehreren der indog. Völker wiederkehren sehen?" Auf den ersten Blick bieten sich drei verschiedene Möglichkeiten einer Erklärung dieser Tatsache dar: die betreffende Institution kann erstens in die indog. Urzeit zurückgehen und von den einzelnen indog. Völkern in ihre historischen Wohnsitze mitgebracht worden sein; sie kann zweitens später, als die einzelnen indog. Völker schon in ihren historischen Wohnsitzen sassen, durch Entlehnung von Volk zu Volk gewandert sein, und sie kann drittens selbständig auf den einzelnen Völkergebieten aus einer gewissen gleichen Beanlagung

1) Vgl. A. Riese Die Idealisierung der Naturvölker des Nordens in der griechischen und römischen Literatur (Frankfurt a. M. 1875).

2) Vgl. Richard M. Meyer Archiv f. Kulturgeschichte, herausg. von Steinhausen, III, 2. p. 239.

des menschlichen Geistes entstanden sein (vgl. auch oben p. 122).

Haben wir Mittel, um zu entscheiden, welche von diesen an sich möglichen drei Erklärungen in jedem einzelnen Falle anzuwenden ist? Da ist denn zunächst zu sagen, dass wir in der Erörterung dieser wichtigen Fragen überhaupt noch in den Anfängen stehen, und dass erst allmählich die Herausbildung gewisser methodischer Grundsätze zu erhoffen ist. Keinesfalls aber werden sich jemals derartig feststehende und allgemein giltige Regeln ermitteln lassen, dass nach ihnen jeder einzelne Fall in gleicher Weise beurteilt werden könnte. So verwickelt und vieldeutig sind vielmehr die Verhältnisse, um die es sich hierbei handelt, und so sehr wird immer das Einzelne vom Ganzen und das Ganze wieder vom Einzelnen sein Licht erhalten, dass im Grunde jeder Fall seine eigene Regel haben wird.

Immerhin möchte ich glauben, dass schon jetzt eine Reihe wichtiger Gesichtspunkte sich geltend machen lassen. Zunächst wird nämlich eine Übereinstimmung auf dem Gebiete der Institutionen dann die Gewähr indog. Herkunft an sich tragen, wenn zugleich sprachliche Kriterien in ihr enthalten sind, die auf dieselbe hinweisen. So habe ich in meinem Reallexikon u. Brautkauf den Satz aufgestellt, dass die indog. Ehe auf dem Kaufe des Weibes beruhe. Diese Behauptung stützt sich auf folgende Tatsachen: a) sachliche: Die Kaufehe ist bei allen indog. Völkern im Beginn ihrer Überlieferung noch nachweisbar, und erst allmählich tritt an die Stelle des Kaufs eines Mädchens ihre Ausstattung mit einer Mitgift, b) sprachliche: 1. Zahlreiche Wörter für die Mitgift sind aus alten Bezeichnungen des Kaufpreises hervorgegangen, z. B. griech. *ἕδνον*. 2. Es gibt auf mehreren Sprachgebieten Ausdrücke für den Kaufpreis, die dadurch den Eindruck hohen Altertums hervorrufen, dass der Verbalstamm, zu dem sie gehören, auf dem betreffenden Sprachgebiet selbst nicht mehr besteht, z. B. lit. *krienо* : sert. *krīṇā́mi* = griech. *πρίαμαι* „ich kaufe". 3. In der von unsern ersten Grammatikern und Etymologen (J. Schmidt, K. Brugmann, F. Kluge u. a.) aufgestellten Gleichung griech. *ἕδνον* = ahd. *wituma* liegt eine indog. Bezeichnung des Kaufpreises selbst vor.

Gegen diese, wie mir scheint, demnach wohlbegründete Annahme, dass die indog. Ehe auf dem Kaufe des Weibes beruhe,

hat sich in neuerer Zeit ein jüngerer, wohlunterrichteter Gelehrter, E. Hermann, in einer besonderen Schrift Zur Geschichte des Brautkaufs bei den indog. Völkern (Wiss. Beilage zum XXI. Progr. der Hansa-Schule zu Bergedorf bei Hamburg 1903/04) gewendet, die in folgenden Sätzen gipfelt: „Es erhebt sich nunmehr die Frage, wie alt die Sitte des Brautkaufs bei den indog. Völkern sein mag. Dass unser Material nicht ausreicht, sie bestimmt zu beantworten, mag folgende Überlegung zeigen. Nehmen wir einmal an, die Überlieferungen der verschiedenen indog. Völker begännen alle erst in der Zeit, in welcher die Kaufehe nicht mehr üblich war, und die Braut schon eine Mitgift erhielt. Dann könnte ein Gelehrter in Jahrhunderten etwa folgenden Schluss ziehen: 'Die Mitgift erscheint bei allen indog. Völkern bereits zu Beginn ihrer Überlieferung; die Mitgift ist also schon urindog. gewesen; eine Stütze erhält der Schluss durch den erhaltenen urindog. Stamm für Mitgift: agls. *weotuma* [slav. *věno*], griech. *ἕδνα*.' Diese Schlussfolgerung wäre, wie wir wissen, verkehrt" usw. Er fügt dann auf Grund dieser Überlegung die Mahnung hinzu, dass „die indog. Altertumskunde sich hüten müsse, voreilig Schlüsse zu ziehn". Mir scheinen aber vielmehr die Einwendungen des Verf. zu einer anderen Warnung Veranlassung zu geben. Es dürfte doch einigermassen bedenklich sein, eine wissenschaftliche Annahme dadurch zu bekämpfen, dass man sich die Beweisgründe, auf denen dieselbe beruht, einfach hinwegdenkt und sich dann ausmalt, welche Fehlschlüsse wir ohne das Vorhandensein dieser Beweisgründe etwa ziehen würden. Diese Skepsis scheint mir denn doch noch über diejenige P. Kretschmers (vgl. oben p. 51), in dessen Bahnen E. Hermann im übrigen wandelt, hinauszugehen und die Warnung, die in Sybels Historischer Zeitschrift (Bd. 91, N. F. LV, 83) offenbar mit Rücksicht auf den ersteren ausgesprochen wird: „In der übergrossen Skepsis, die auf diesem, wie auf anderen Forschungsgebieten in den letzten Dezennien des XIX. Jahrhunderts sich bemerklich machte, lässt sich ein Nachlassen der wissenschaftlichen Kraft gegenüber den grossen geistigen Errungenschaften aus der ersten Hälfte und der Mitte des Jahrhunderts erkennen", für den letzteren besonders beherzigenswert zu machen.

Glücklicher scheint mir E. Hermann in seinen methodischen Erwägungen der indog. Hochzeitsbräuche (I. F. XVII,

373 ff.) zu sein. In der Tat dürfte noch einige Zeit vergehen, ehe wir imstande sein werden, ein indog. Hochzeitszeremoniell zu rekonstruieren, und E. H. hätte nicht verschweigen sollen, dass das in meinem Reallexikon u. Heirat zusammengestellte Material lediglich auf eine Reihe von Punkten hinweisen sollte, „bei denen die Übereinstimmung innerhalb der indog. Völkerwelt eine so weitgehende ist, dass sie zu ihrer Erklärung die Annahme einer gemeinsamen historischen Grundlage zu fordern scheint". Über solche Zusammenstellungen des Gleichen oder Ähnlichen werden wir ja vorläufig in vielen Fällen überhaupt nicht hinauskommen. Jedenfalls aber sind sie die Vorbedingungen für alle weiteren Erörterungen, bei denen, wie gesagt, immer die Berücksichtigung der sprachlichen Tatsachen eine wichtige Rolle wird spielen müssen. So wird die Sitte der Brautverhüllung schon deshalb auf indog. Boden sehr alt sein, weil das lat. *nubo* „ich heirate" auf diese in historischer Zeit längst vergessene Grundbedeutung zurückgeht. Dasselbe gilt von der hochzeitlichen Zeremonie der Handergreifung, weil nur unter ihrer Herrschaft der uralte Übergang des germanischen *munt* = lat. *manus* von der Bedeutung „Hand" zu der von „Schutz oder Gewalt über ein Mädchen" sich erklärt. Dasselbe gilt auch von dem Brauche der Heimführung, da die Ableitungen von der Wurzel *vedh*, eigentl. „führen" in zahlreichen indog. Sprachen übereinstimmend zur Bezeichnung der gesetzlichen und feierlichen Verheiratung verwendet werden usw.

Nun werden freilich oft genug solche linguistische Leitsterne bei der Vergleichung der Institutionen fehlen, und wir also bei der Entscheidung für eine der drei oben genannten Möglichkeiten auf sachliche Kriterien angewiesen sein. Gerade hier wird alles von dem grossen Zusammenhang abhängen, in dem sich die einzelne Erscheinung befindet. Im allgemeinen aber wird man behaupten dürfen, dass weniger solche Institutionen, die sozusagen, mit Haut und Haar, bei den einzelnen indog. Völkern übereinstimmen und gerade dadurch den Verdacht späterer Entlehnung wachrufen, den besten Anspruch auf die Zuerkennung indog. Herkunft haben, als vielmehr solche, die als organisches Ganze sich nur noch bei den in ihrer kulturhistorischen Entwicklung zurückgebliebenen Völkern, wie Slaven und Litauern, finden, bei den kulturgeschichtlich fortgeschrittenen hingegen nur

noch in mehr oder weniger zusammenhanglosen Spuren vorhanden sind[1]). So hat z. B. E. Rohde in seinem ausgezeichneten Buche Psyche auf zahlreiche in der griechischen Überlieferung erhaltene Züge eines uralten Totendienstes hingewiesen, die, so wie sie uns im klassischen Altertum erhalten sind, zusammenhanglos und unverständlich erscheinen. Es lässt sich nun unschwer zeigen, dass diese, zusammen mit verwandten bei Indern, Römern, Germanen usw. begegnenden Erscheinungen sich in ein zusammenhängendes und wohl verständliches System des Totendienstes einfügen, das fast unverändert noch in der Gegenwart auf weissrussischem Boden nachweisbar ist (vgl. darüber meine Abhandlung über Arische Religion in *Hastings Dictionary of Religion*). In diesen Zusammenhang gehört ferner eine kleine Arbeit von mir „Totenhochzeit, ein Vortrag gehalten in der Gesellschaft für Urgeschichte“ (Jena 1904), in der ich die attische Sitte, auf dem Grabe der Unverheirateten eine *λουτροφόρος* aufzustellen, auf komparativem Wege zu erklären versucht habe. Wie kam man darauf, auf dem Grabe von Hagestolzen diejenige Art von Wasserkrügen aufzustellen, in der man sonst am Tage oder Vorabend der Hochzeit den Neuvermählten das Wasser zum Brautbad herbeitrug? Die in der genannten Schrift gegebene Antwort lautet: Es ist der Überrest einer bei den slavischen und, wie ich jetzt durch Zeugnisse belegen kann, auch bei den germanischen Völkern (vgl. Hessler Hessische Landes- und Volkskunde II, 152) nachweisbaren Sitte, an den Gräbern Unverheirateter eine förmliche Scheinhochzeit aufzuführen, die ihrerseits wieder eine noch ältere, bei den heidnischen Russen bezeugte Gewohnheit verdrängt hat, dem toten Junggesellen ein wirkliches Mädchen ins Grab oder auf den Scheiterhaufen mitzugeben. Wenn nun eine solche Erklärung auch nicht als unumstösslich sicher gelten kann, namentlich so lange es noch nicht gelungen

1) Über diesen hauptsächlich von V. Hehn (oben p. 35) vertretenen Standpunkt, der von Forschern wie B. Leist (oben p. 49) nicht immer eingehalten wird, habe ich ausführlich in der Vorrede zu meinem Reallexikon p. XXVII f. gehandelt, worauf ich, um Wiederholungen zu vermeiden, hiermit verweise. Mit dem, was Hirt I. F. Anz. XIII p. 8 hiergegen bemerkt, dass nämlich der Standpunkt beider zu billigen sei, indem der „eine hinauf, der andere hinunter blicke“, ist natürlich wenig anzufangen. Hirt wird hoffentlich nun bald zeigen, wohin er blickt.

ist, auf griechischem Boden noch weitere Züge einer solchen Scheinhochzeit nachzuweisen, so glaube ich doch, dass sie die bei weitem wahrscheinlichste von den bisher abgegebenen ist, weil sie den Kernpunkt der ganzen Frage: das Brautbad auf dem Hagestolzengrab, mit einem Schlag erklärt[1]).

Derartigen Zügen höchsten Altertums gegenüber stellt z. B. eine andere Hochzeitssitte, die der noch einige Zeit nach der Hochzeit geübten Enthaltsamkeit vom Beischlaf (Reallexikon p. 360), aus inneren Kriterien wahrscheinlich eine spätere, vielfach wohl erst durch das Christentum verbreitete Einrichtung dar, eine Annahme, bei der ich mich diesmal in erfreulicher Übereinstimmung mit E. Hermann (I. F. XVII, 385) befinde.

Ich verzweifle also keineswegs daran, dass es mit der Zeit immer mehr gelingen wird, indogermanische Institutionen auch

---

1) Wenn sich Paul Stengel (Wochenschrift f. klass. Phil. 1905 Nr. 18) durch meine Ausführungen nicht überzeugt fühlt, so ist dies natürlich sein gutes Recht. Wenn er aber die Sitte der Lutrophorenaufstellung wiederum, wie schon Frühere, aus der im Altertum bezeugten Gewohnheit, allen Toten am oder im Grabe ein Bad aufzustellen, ableitet, einer Gewohnheit übrigens, die auch bei den Litauern ähnlich wiederkehrt (vgl. *Lasicius De diis Samagitarum* p. 50: *Iisdem feriis mortuos e tumulis ad balneum et epulas invitant totidemque sedilia, mantilia, indusia, quot invitati fuerunt, in tugurio eam ad rem praeparato ponunt, mensam cibo, potu onerant*), so finde ich, dass auch er über die ihm bei seiner Ansicht obliegende Erklärung, warum die Lutrophorenaufstellung in Attika auf die Gräber von Unverheirateten beschränkt worden sei, mit einer ziemlich nichtssagenden Bemerkung hinweggleitet. — Auch was P. Stengel a. a. O. über die Opferung der Polyxene am Grabe des Achilleus, die ich als sagenhaftes Beispiel einer griechischen Totenhochzeit aufgeführt hatte, sagt, vermag keine Instanz gegen meine Ausführungen zu bilden. Natürlich wurde P. geopfert, um die μῆνις des Achilleus durch die Weihung eines γέρας zu beschwichtigen; aber dieses γέρας ist und bleibt ein Mädchen, und Achilleus ist ein Hagestolz. Wenn schliesslich Stengel einen Beweis dafür fordert, dass „irgendwann und irgendwo auch der hingeschiedenen Jungfrau ein Jüngling geopfert worden sei, während die Lutrophoros doch ebensogut auf dem Grabe von Mädchen stand“, so ist dies eine Forderung von etwas ganz undenkbarem, und der Kritiker ist sich dabei nicht der grundverschiedenen Stellung von Mann und Weib in der Urzeit bewusst gewesen. In milderen Zeiten aber stand natürlich nichts im Wege, wie bei der germanisch-slavischen Scheinhochzeit, so auch bei der Aufstellung der Lutrophore Jüngling und Jungfrau gleich zu bedenken.

auf rein sachlichem Wege zu ermitteln. Nur muss man sich dabei von der seltsamen Vorstellung frei machen, dass eine solche indog. Institution, d. h. eine von den Indogermanen zur Zeit vorhistorischer Zusammenhänge getroffene Einrichtung durchaus etwas speziell indogermanisches, d. h. etwas ausschliesslich den Indogermanen eigentümliches vorstellen müsse. Am unzweideutigsten finde ich diese Anschauung von W. Streitberg im Lit. Zentralblatt 1902 Nr. 50 ausgesprochen: „Die Hauptschwierigkeit", heisst es hier, „liegt heute für uns darin, dass das Bild der indog. Kultur der individuellen Züge fast ganz beraubt ist. Denn immer klarer und schärfer sehen wir, wie die indog. Stämme im Bannkreis der vorderasiatisch-ägyptischen Kultur stehen, wenn auch fern von ihren Brennpunkten, nur in der Peripherie ihrer Machtsphäre. Wäre es uns aber überhaupt möglich, diese uralten Einflüsse zu eliminieren, so wäre damit nicht allzuviel gewonnen; es bliebe eine mehr oder minder grosse Masse von Zügen übrig, die einer ganzen Zahl primitiver Völker gemeinsam zu sein scheinen, deren Ausgangspunkt und Wanderungsbahnen wir aber vielleicht niemals ermitteln können. Es ist daher im Grunde genommen unrichtig, der Sprachverwandtschaft zu Liebe eine Isolierung vorzunehmen und von einer „indogermanischen" Kultur zu reden, die es streng genommen gar nicht gibt." In dieser Auseinandersetzung, bei der sich der Verf. schwerlich bewusst gewesen ist, dass er mit ihr die eine Hälfte des Programms der von ihm selbst mitherausgegebenen Z. für indogermanische Sprach- und Altertumskunde (vgl. oben p. 50) hinfällig machen würde, scheint mir die Grundlinie der ganzen Frage verrückt zu sein. Was wollen wir eigentlich? Von dem Begriff der indog. Ursprache (Kap. I) müssen wir, wie in Kap. II gezeigt ist, auf die Existenz eines indog. Urvolks schliessen. Dieses indog. Urvolk muss eine höhere oder niedere Kultur besessen haben. Diese wollen und können wir mit Hilfe der Sprach- und Sachvergleichung erschliessen. Inwiefern, frage ich, kann es uns hierbei stören, wenn wir erkennen, dass eine der so als indog. erwiesenen Institutionen und Realien, z. B. das Kupfer, schon in der Urzeit aus vorderasiatisch-ägyptischem Kulturkreis entlehnt wurde, oder wenn wir wahrnehmen, dass derselbe Kulturgegenstand oder dieselbe Institution, etwa der Brautkauf oder der Ahnenkultus, auch bei anderen Völkern vorkommen?

Wenn wir aus ahd. *muniz* und agls. *mynet* ein altgermanisches **munîta* „Münze" erschliessen, das schon vor der Auswanderung der Angelsachsen bestanden haben muss, wird dieser Schluss durch die Erkenntnis hinfällig, dass dieses **munîta* selbst erst aus dem Lateinischen (*monêta*) entlehnt ist? Oder wenn wir aus den romanischen Sprachen uns ein Bild vom Gesamtwörterschatz „der römischen Vulgärsprache mit seinen auf die nächstliegenden Dinge, Bedürfnisse, Beschäftigungen, Wahrnehmungen sich beziehenden Benennungen machen können" (Gröber), ist dieses Bild trügerisch, weil dieselben Dinge, Bedürfnisse, Beschäftigungen, Wahrnehmungen auch bei anderen Völkern, etwa bei den Griechen, wiederkehren? Was heisst überhaupt „individueller Zug"? Ist es kein individueller, d. h. für die Indogermanen charakteristischer Zug, wenn wir erkennen, dass sie ausser den Seelen der Verstorbenen den Himmel und die Elemente verehrten, wenn wir sehen, dass eine ausgeprägte Vaterfamilie verbunden mit Vielweiberei den Grundpfeiler ihrer Familienordnung bildete, wenn wir wissen, dass ihre Viehzucht Pferd und Kuh, Schaf, Ziege und Hund, aber noch nicht Katze, Esel und Maultier umschloss usw.? Liegen denn bei anderen Völkerfamilien, z. B. bei den Semiten oder Finnen oder Turko-Tataren bereits genügende Untersuchungen vor, die uns befähigten, der indogermanischen ein Bild der semitischen, finnischen oder turko-tatarischen Urkultur gegenüberzustellen und so uns schon jetzt ein Urteil über das Individuelle oder nicht Individuelle der indog. Kultur zu erlauben?

Allein man sieht ja, worauf dies alles hinausläuft. Die indog. Altertumskunde, die sich mit breiten Füssen auf den historisch-kohärenten und darum festen Boden der indog. Völkerwelt stellt, soll aufgegeben werden zugunsten derjenigen blendenden und populären Wissenschaft, die von den Steppen Asiens in die Urwälder Amerikas und von den Urwäldern Amerikas in die Sandwüsten Afrikas schweift, um, wie man sich ausdrückt, „allgemeine Entwicklungsstufen der Menschheit" zu ermitteln. Ich will den Wert des auf diese Weise durch die vergleichende Völkerkunde zusammengebrachten Materials auch für die Beurteilung der indog. Altertümer nicht gering schätzen. Wogegen ich mich sträube, ist, dass man die so erzielten wirklichen oder vermeintlichen Ergebnisse auch dann auf die indog. Völker über-

trägt, wenn unzweideutige Tatsachen gegen eine solche Übertragung sprechen, oder wenn man die indog. Altertumskunde zur Erörterung von Problemen anregen will, die mit ihr durchaus nichts zu tun haben. Wiederum ist es W. Streitberg, gegen den ich mich wenden muss. Dieser tadelt es a. a. O., dass ich in meinem Reallexikon aus der ethnographischen Literatur nur Einzelheiten aufgeführt habe, statt den Geist dieser Werke, wie er sich ausdrückt, auf mich wirken zu lassen. „Ed. Hahns wertvolles Buch über die Haustiere, seine Skizze über Demeter und Baubo sind nicht im entferntesten erschöpft. Wäre dies der Fall, so hätten die wichtigen Artikel über Ackerbau und Viehzucht ein wesentlich anderes Aussehen erhalten.“ Wir sind daher verpflichtet, uns diese beiden Werke mit Rücksicht auf den Wert, den sie für die indog. Altertumskunde haben können, etwas näher anzusehen. Ein Grundgedanke des erstgenannten Hahnschen Buches über die Haustiere beruht in dem auf den eben geschilderten Pfaden der Vergleichenden Völkerkunde gewonnenen Satz, dass die älteste Wirtschaftsform des Menschen ein sogenannter „Hackbau“ gewesen sei, d. h. eine Agrikultur, die nur mit der Hacke arbeitete und von den Getreidearten nur die Hirse kannte[1].

---

1) Leider steht es mit der Begründung dieses Satzes durch die Urgeschichte sehr schlecht. Ed. Hahn beruft sich in Demeter und Baubo p. 9 hierfür auf die Schrift Oswald Heers Pflanzen der Pfahlbauten (Zürich 1865). Nach Ed. Hahn verdankten wir nämlich O. Heer die Erkenntnis, „dass eine unserer Getreidearten (die Hirse) bereits vor der Einführung des Pflugs und vor der allgemeinen Verbreitung des Rindes als Zugtier von den ältesten Bewohnern der Pfahlbauten auf Feldern gebaut wurde, die nur mit der Hacke bestellt waren“. „Es handelt sich hier darum, dass die Hirse zu einer Zeit auftaucht, in der von Rind und Pflug noch nicht die Rede ist. Diese Entdeckung (Heers) widersprach aber dem Schema und wurde wohl deshalb vernachlässigt.“ Hierbei sind aber die Angaben Heers durch Ed Hahn in ganz unzulässiger Weise beschnitten und aufgebauscht worden; denn erstens weiss jeder, was von Heer natürlich auch nicht geleugnet wird, dass das Hausrind schon in den ältesten Pfahlbauten bekannt war, zweitens würde genau dasselbe, was Hahn von der Hirse behauptet, auch von den ebenso früh in den Pfahlbauten nachweisbaren Weizen- und Gerstearten gelten, und drittens äussert sich Heer über die Frage der damals gebrauchten Ackerbaugeräte p. 7 nur in folgender äusserst vorsichtigen Weise: „Über die Werkzeuge, mit welchen das Feld bestellt wurde, wissen wir leider wenig . . . . Den Pflug scheinen

Auf diesen Satz hatte ich, als möglicherweise für die indog. Altertumskunde wichtig, bereits in einer ausführlichen Rezension des Hahnschen Buches (Zentralbl. f. Anthrop. etc. 1898 p. 26) hingewiesen und habe auch in meinem Reallexikon p. 11 gewisse sprachliche Tatsachen als vielleicht — mehr kann man keinesfalls sagen — so erklärlich besprochen. Hinsichtlich dieses Buches ist der Vorwurf Streitbergs also solange ungerechtfertigt, als er mir nicht nachweist, dass dasselbe noch andere für die indog. Altertumskunde wichtige und von mir nicht berücksichtigte, gesicherte Erkenntnisse enthält. Ich komme nun zu „Demeter und Baubo“, Versuch einer Theorie der Entstehung unseres Ackerbaues von Ed. Hahn (Lübeck, Selbstverlag des Verfassers, 1896?). „Es war einmal eine Zeit“, so kann man etwa den Inhalt dieses wunderlichen Büchleins zusammenfassen, „da gab es nur wilde Rinder mit grossen Hörnern, die die Menschen an die Hörner ihres vielverehrten Mondes erinnerten. Solche Rinder opferte man daher dem Monde und fing sie, um sie immer zur Hand zu haben, ein. So wurden sie allmählich gezähmt. Es war ferner einmal eine Zeit, da gab es auch noch keine Wagen, wohl aber Spinnwirtel mit einer Scheibe, die der grossen Mutter der Natur und der Zeugung heilig waren. Zwei oder vier solcher Spinnwirtel verband man nun durch eine Achse und erhielt so zuerst einen ganz kleinen niedlichen Götterwagen, nach dessen Muster später grosse gebaut wurden, die, von Ochsen gezogen, die Göttin zum Tempel fuhren. So entstand der Wagen. Es war endlich einmal eine Zeit, da gab es auch noch keinen Pflug, wohl aber Ochsen und die Hacke, die eine überraschende Ähnlichkeit mit einem aufgerichteten Phallus hatte. Der Ochse aber war der heilige Diener der grossen Erdmutter. Diese wollte man zur Fruchtbarkeit zwingen. Darum spannte man den Ochsen vor die Hacke. So entstand aus Ochse und Hacke der Pflug.“ Nun gebe ich ja zu, dass dies alles im allerhöchsten Grade geistreich und wahrscheinlich sei. Gewiss, es kann gar nicht anders gewesen sein. Aber ich möchte doch W. Streitberg fragen, was dies alles mit der indog. Altertumskunde zu tun hat, die zu einer Zeit einsetzt, als Hausrind, Wagen und Pflug längst bekannt

sie nicht angewendet zu haben. Der Boden wurde wahrscheinlich durch scheibenförmige, in der Mitte mit einem Stiel versehene Schaufeln und durch aus Hirschhorn gefertigte Kärste . . . umgegraben.“

waren und muss es ihm überlassen, „den Geist derartiger Werke auf seine Auffassungsweise weiter wirken zu lassen“.

Welche Verwirrungen in den Anschauungen der Indogermanisten das durch die vergleichende Völkerkunde an mehreren Stellen der Erde nachgewiesene Mutterrecht, von dem man allzuschnell annahm, dass es auch bei den Indogermanen gegolten haben müsse, angerichtet hat, habe ich an dem Beispiel Hirts in meinem Reallexikon p. XXXIV gezeigt. Wie schwer es aber ist, sich von der Wirkung derartiger durch die vergleichende Völkerkunde in die Kulturgeschichte geworfener Schlagwörter frei zu machen, mögen zum Schluss zwei in methodologischer Hinsicht sehr lehrreiche Stellen zeigen, die sich in W. Wundts Völkerpsychologie I [2], 2, 536 f. u. 643 finden. Wundt weist zunächst mit Recht darauf hin, dass der Bedeutungswandel der Wörter auf bestimmte geschichtliche Bedingungen zurückgeführt werden könne: „So beruht der Wechsel gewisser Verwandtschaftsbezeichnungen sichtlich auf Veränderungen in dem Leben und den Rechtsverhältnissen der Familie, die in eine sehr frühe Zeit zurückreichen. In dieser Zeit bezeichnet der Schwager nur den Bruder der Frau, der Oheim den Bruder der Mutter (*avunculus*), im Gegensatz zum Vatersbruder oder Vetter (*patruus*), der anfänglich von den andern Angehörigen der väterlichen Sippe nicht unterschieden wird. Diese Bevorzugung des Mutterbruders durch die Sprache lässt sich aber kaum anders denn als eine Nachwirkung des alten Mutterrechts deuten, auf dessen einstige Geltung auch für die germanischen Stämme gerade diese Verwandtschaftsnamen hinweisen. Dem entspricht es, dass jene Unterscheidung dahinschwand, als die Sitte die Verwandten beider Ehegatten in gleiche Ferne rückte: Schwager und Oheim wurden nun auf die entsprechenden Verwandtschaftsglieder beider Seiten ausgedehnt, der Vetter aber ging — darin blieb eine Nachwirkung der früheren Stufe erhalten — auf entferntere männliche Verwandte überhaupt über.“ An der zweiten Stelle (p. 643) wird über die angebliche Unsicherheit kulturhistorischer Schlüsse aus dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Wörtern (vgl. schon oben p. 164) gesprochen. Nur die Verwandtschaftswörter wiesen auf das Bestehen einer gewissen Familienorganisation in der Urzeit hin. „Doch sobald man nun von diesen Namen auf die Organisation der Familie oder auf

sonstige Sitten zurückgehen will, so versagen die Zeugnisse. So ist vor allem die charakteristische Stellung des Mutterbruders, wie sie bei vielen der westlichen Indogermanen in Sitte und Überlieferung zweifellos vorhanden war, als kein ursprünglich gemeinsamer Besitz nachzuweisen. Da aber andererseits der Vaterbruder (*patruus*) bei den verschiedenen Völkern in seiner Bedeutung zwischen dem engeren Begriff und dem weiteren eines männlichen Verwandten überhaupt schwankt, so zerfliesst auch dieses Bild der urindogermanischen Familienorganisation völlig ins unbestimmte." Leider sind nun aber die sprachlichen Tatsachen, auf die sich diese Ausführungen stützen, fast durchweg irrig aufgefasst. Es ist nicht richtig, dass Schwager ursprünglich nur den Bruder der Frau bezeichnet habe. Dieses übrigens späte Wort war vielmehr von Haus aus eine Kollektivbezeichnung für Heiratsverwandte jeder Art. In dem heutigen Gebrauch des Wortes liegt daher keine Erweiterung, sondern vielmehr eine Einschränkung der ursprünglichen Bedeutung vor (vgl. meinen Aufsatz Über Bezeichnungen der Heiratsverwandtschaft bei den indog. Völkern I. F. XVII, 11 ff.). Es ist ferner nicht richtig, dass das Wort Vetter ursprünglich alle Angehörigen der väterlichen Sippe bezeichnet habe. Ahd. *fetiro* = scrt. *pitŕvya*, griech. *πάτρως*, lat. *patruus* war vielmehr in der Ursprache eine feste Bezeichnung des Vaterbruders, die im Deutschen erst verhältnismässig spät (vgl. I. F. XVII, 15) die gegenwärtige Bedeutung angenommen hat. In dieser können daher nicht die Spuren einer früheren allgemeineren Bedeutung des Wortes erhalten sein, und die Bedeutungsgeschichte des Wortes Vetter kann in keiner Weise darauf hindeuten, „dass in die matriarchalische Ordnung zugleich die ursprüngliche „Männergesellschaft" hineinreichte" (p. 537 [1]). Gegenüber dem indog. Ausdruck für Vaterbruder „lässt sich eine gemeinsame Urform für die Namen des mütterlichen Oheims nicht erschliessen" (Delbrück Verwandtschaftsnamen p. 123), was aufs beste zu meiner Annahme stimmt, dass der letztere in der Urzeit, die eben ganz und gar unter Herrschaft des Vaterrechts stand, noch keine Rolle gespielt habe. Endlich ist auch der Gebrauch des Wortes Oheim für das alte *fetiro* „Vaterbruder" (ebenso wie für Neffe) ein ganz später. So sehr sehen wir also Wundt unter dem Einfluss der durch die vergleichende Völkerkunde verbreiteten Mutterrechtstheorien

stehen, dass er die klar und deutlich für ein ursprüngliches Vaterrecht zeugenden, von Delbrück und mir beigebrachten sprachlichen Tatsachen erst fälschlich umdeutet, und dann wieder auf Grund dieser fälschlichen Deutungen ungünstige Schlüsse auf die Beweiskraft sprachlicher Tatsachen zieht.

So muss ich also dabei beharren, dass, wenn wir die historische Entwicklung einer Institution bei einem der indog. Völker feststellen wollen, wir zur Vergleichung jedenfalls in erster Linie die verwandten indog. Völker heranziehen müssen, deren kulturgeschichtliche Verhältnisse auch den grossen Vorteil bieten, dass wir sie im Zusammenhang überschauen können, während die vergleichende Völkerkunde uns dagegen allzuoft mit der flüchtigen Notiz eines Reisenden oder Missionars abspeist, die im Zusammenhang betrachtet mit dem übrigen Leben des betreffenden Volkes, vielleicht ein ganz anderes Aussehen haben würde.

Wie ich mir dieses Verfahren in praxi denke, habe ich in meiner Schrift Die Schwiegermutter und der Hagestolz, eine Studie aus der Geschichte unserer Familie[1]) (Braunschweig 1904) zu zeigen versucht, die wesentlich in der Absicht geschrieben wurde, an einem Beispiel darzutun, innerhalb welcher Grenzen die Indog. Altertumskunde von der ethnologischen Forschung Gebrauch machen kann und soll.

1) Vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1905 H. 1 (F. Hartmann), Archiv f. Kulturgeschichte III, 2 (R. M. Meyer), Wochenschr. für klass. Philol. 1904 Nr. 51 (F. Harder), Globus LXXXVII Nr. 16 (Karl Rhamm), Hessische Blätter für Volkskunde IV, 1 (O. Lauffer), Deutsche Litz. 1905 No. 1 (H. Michel).

X. Kapitel.

Die indogermanische Altertumskunde.

Die indog. Altertumskunde und die indog. Sprachwissenschaft. Beide sollen in erster Linie die historischen Tatsachen erklären. Der Wert der Rekonstruktion vorhistorischer Kulturzustände für die indog. Altertumskunde.

Die linguistische Paläontologie als selbständiger Wissenszweig ist tot; aber der Tochter, der sie das Leben gegeben hat, ist, wenn nicht alles trügt, ein längeres und fruchtbareres Dasein beschieden. Wenn wir hier noch einmal die Bedeutung dieser jungen Wissenschaft der indog. Altertumskunde ins Auge fassen, so kann dies am besten im vergleichenden Hinblick auf die indog. Sprachwissenschaft geschehen, in Zusammenhang mit deren Fragen und Aufgaben sie sich, wie in der ersten Abhandlung dieses Werkes gezeigt ist, allmählich aus einer blossen Appendix der Sprachvergleichung zu einem Wissenszweig mit selbständigen Zielen und Wegen entwickelt hat.

Als man damit anfing, das Griechische und Lateinische mit dem Sanskrit, ja mit den Sprachen „barbarischer“ Völker wie der Germanen und Slaven zu vergleichen, waren diese neuen Bestrebungen, wie natürlich, mancherlei Angriffen und Verspottungen ausgesetzt. *Sanscritice balbutiunt, latine nesciunt*, sagte einer der Wortführer dieser Opposition und wollte damit sagen, dass es nicht gut sei, den festen Boden der grammatischen Überlieferung der klassischen Sprachen zum besten, wie es schien, unfruchtbarer und haltloser Vergleichungen mit weltfernen oder barbarischen Idiomen zu verlassen. Derartige Anschauungen sind gegenwärtig verstummt oder wagen sich wenigstens nicht mehr

an das Licht des Tages. Man hat erkannt, dass die letzten und wichtigsten Fragen, die die griechische oder lateinische Grammatik aufgibt, nur durch Vergleichung mit den verwandten Sprachen beantwortet, und dass nur auf diesem Wege allgemeine Gesetze sprachlichen Wesens und Werdens erkannt werden können.

Dasselbe ist der Fall hinsichtlich der indog. Altertumskunde. Zu welchem der indog. Völker und auf welches Gebiet ihrer Kultur wir uns immer wenden mögen, überall finden wir schon am Anfang ihrer Geschichte eine Fülle von Einrichtungen und Gebräuchen, die auf eine jahrtausendalte Vergangenheit hinweisen, und die, von der einheimischen Überlieferung nicht oder nur halb verstanden, nur durch die Vergleichung mit den Zuständen der verwandten Völker in den richtigen Zusammenhang und in die richtige Beleuchtung gerückt werden können. Nur auf diesem Wege können, wie dort sprachliche, so hier kulturgeschichtliche Entwicklungsreihen erkannt werden.

Es ergibt sich hieraus, dass es hier wie dort die Erklärung der historischen Tatsachen, und nicht die Rekonstruierung eines prähistorischen Sprach- oder Kulturzustandes ist, auf die die Bestrebungen der beiden Wissenschaften in erster Linie gerichtet sind. Diese Auffassung leitete mich bei der Anlage meines Reallexikons, und ihr habe ich in der Vorrede zu diesem Werk p. XXXVI den folgenden Ausdruck gegeben:

„Doch soll bemerkt werden, dass die Rekonstruktion vorgeschichtlicher Zustände, die bei dem dehnbaren Charakter von Ausdrücken wie Urvolk, Urzeit, Ursprache immer etwas fiktives behalten wird, in dem vorliegenden Werk weniger Selbstzweck als Hilfsmittel zur Erklärung der geschichtlichen Verhältnisse sein soll, von denen es ausgeht. Wie auf dem Gebiete der Grammatik die Erschliessung der indog. Ursprache nicht dazu dienen soll, indog. Fabeln oder Zaubersprüche in ihrer urindog. Sprachform zu ermitteln, sondern das Verständnis der geschichtlich überlieferten Sprachformen zu ermöglichen, so erhält auch die Indogermanische Altertumskunde ihren eigentlichen Wert nicht dadurch, dass sie die Gesittung eines im Innern Asiens oder Europas gedachten Urvolks erschliesst, sondern dadurch, dass sie die Basis bildet, auf der das Verständnis der historischen Kulturen der indog. Einzelvölker möglich wird.“ Ich freue mich daher,

dass die Kritik diesen Grundgedanken meines Werkes im allgemeinen richtig erkannt und gebilligt hat, z. B. M. Winternitz (a. o. p. 52 a. O. p. 194), der sich folgendermassen darüber äussert: „In diesem Werke hat Schrader allen Zweifeln und Bedenken gegenüber den Ergebnissen der indog. Altertumskunde dadurch die Spitze abgebrochen, dass er sich damit bescheidet, die einzelnen Kulturerscheinungen auf ihre frühsten Wurzeln zurückzuführen, ohne ein zusammenhängendes Bild der Kultur der „Urzeit“ zu entrollen. Gerade die bescheidene Form eines Reallexikons eignete sich am besten zur Darstellung unseres noch so vielfach der Ergänzung und des Ausbaues bedürfenden Wissens von der Entwicklung der indog. Kultur.“ Unklar ist es mir daher, mit welchem Recht E. Hermann in seiner schon im vorigen Kap. genannten Schrift Zur Geschichte des Brautkaufs es als mein Hauptziel bezeichnen kann, „Bilder urindogermanischen Lebens zu entrollen.“

In der Tat liegt in dem Bestreben, die Wurzeln einer gegebenen kulturhistorischen Tatsache aufzudecken, gleichviel ob dieselben mehr oder weniger tief in den Erdboden eingreifen, mehr oder weniger verzweigt sind, die eigentliche Aufgabe der indog. Altertumskunde. Die Analogie mit der indog. Sprachwissenschaft ist hier eine vollkommene. Das griechische Augment kehrt bekanntlich nur im Altindischen und im Armenischen wieder, und doch kann dieser Umstand den vergleichenden Grammatiker in keiner Weise verhindern, die Eigenart dieser Bildung an den Erscheinungen der genannten drei Sprachen zu studieren. Ebenso ist es auf dem Gebiet der indog. Altertumskunde. Die Verbindung des indog. Wortes für Himmel mit dem indog. Wort für Vater kommt in einer den Verdacht späterer Zusammenrückung ausschliessenden Weise gleichwohl nur im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen (*Dyâus pitâ*, *Ζεὺς πατήρ*, *Juppiter*) vor. Für das Verständnis dieser drei Göttergestalten bei den betreffenden Einzelvölkern ist dieser Umstand ohne durchschlagende Bedeutung. In einem bekannten Vers des Rigveda wird gesagt, dass Ushas (die Morgenröte) den Menschen ihren Busen entblösst, gleichwie ein Mädchen, dem der Bruder fehlt, dem Manne dreister sich ergibt“, und in einem Vers der Ilias (XVIII, 85) ist von einem „Hineinwerfen“ (*ἐμβαλεῖν*) des Mädchens in das Bett des Mannes bei der Hochzeit die Rede.

Beide Äusserungen sind auf dem Boden, auf dem sie uns begegnen, unverständlich. Erst die indog. Altertumskunde rückt sie in den rechten Zusammenhang. Sie weist nach, dass die Auffassung des Bruders als des Tugend- und Keuschheitswächters der Schwester noch bei den heutigen Weissrussen so stark ausgebildet ist, dass, wenn am Morgen nach der Hochzeit die junge Frau nicht ihr blutbeflecktes Hemd aufweisen kann, ihrem Bruder zur Strafe dafür ein Halfter um den Hals gelegt wird, in dem er sich an den Tisch setzen muss[1]. Sie zeigt ferner, dass es sich bei dem homerischen Vers zweifellos um eine uralte, in Litauen und in Deutschland wohl bezeugte Hochzeitssitte handelt, der zufolge die Braut in der Hochzeitsnacht mit wirklicher oder scheinbarer Gewalt dem Manne zugeführt wird[2]. Selbstverständlich wird sich der Forscher bemühen, die hier in Frage stehenden Anschauungen und Gebräuche in möglichst weiter Ausdehnung auf indog. Boden nachzuweisen; aber für das richtige Verständnis der indischen und griechischen Stelle wird schon das bis jetzt darbietbare ausreichend sein.

Gleichwohl soll nicht geleugnet werden, dass die Rekonstruktion auf dem Gebiet der indog. Altertumskunde eine andere Rolle spielt als auf dem der indog. Sprachwissenschaft; doch ist hinzuzufügen, dass sie diese andere Rolle nicht nur spielen darf, sondern auch spielen muss. Es sind zweifellos verschiedenartige Unternehmungen, ein indog. Paradigma und den Kulturzustand eines Volkes zu erschliessen. Der Unterschied liegt in dem verschiedenen Anteil, den an diesem beiderseitigen Beginnen die ergänzende und zusammenfassende, die kombinierende — Phantasie des Forschers hat. Im Gegensatz zu den früheren ist dem heutigen Sprachforscher (vgl. Delbrück Einleitung[4] p. 125) die Urform, die er aufstellt, nichts als das „reine Produkt seiner Vergleichung" und die Zusammenrückung solcher Urformen zu

1) Vgl. Šejn im Sbornik der Abt. für russische Sprache und Literatur d. Kais. A. d. W. LI No. 3 p. 179 f.

2) Vgl. meine Schrift Totenhochzeit p. 29, 38; dazu F. Friese Historische Nachricht von den merkwürdigen Ceremonien der Altenburgischen Bauern 1703 (1887) p. 14: „Was ist des Braut-Dieners Verrichtung? Nachdem er nebst etlichen Anverwandten und Gästen die Braut zu Bette geführet, ziehet er ihr in der Kammer den Stiefel oder Schuh aus, pfleget auch die Zöppe auszuflechten, endlich wirft er die Braut annoch angekleidet in das Braut-Bette."

einem Paradigma eine rein äusserliche und fast mechanische Arbeit, bei der eine Tätigkeit seiner Phantasie den Forscher eher stören als fördern könnte. Kein Geschichtsschreiber aber — er mag nun die Menschen und Zustände des XIX. Jahrhunderts nach Christo oder des IV. Jahrtausends vor Christo schildern — kann derjenigen Kraft seines Geistes entbehren, die die einzelnen Tatsachen, die seine Quellen darbieten, zu grossen, in letzter Instanz nur durch eine gewisse Intuition erfassbaren und aktenmässig nicht belegbaren Zusammenhängen vereinigt — der Phantasie, natürlich einer mit dem Tatsächlichen durchtränkten und durch dieses geläuterten und geklärten Phantasie. In diesem Sinne wird und muss auch der indog. Altertumsforscher es immer aufs neue versuchen, Rekonstruktionen der vorhistorischen Verhältnisse vorzunehmen, Rekonstruktionen, die nach 50 Jahren auf Grund neuer Quellen und Überlegungen vielleicht andere als heute sein werden, zu denen aber der menschliche Trieb nach Erkenntnissen und Erkenntnis immer aufs neue drängen wird. Es mag ja sein, dass es Forscher gibt, die ein solches Bedürfnis niemals empfinden und sich auf ewig mit den Einzelheiten begnügen. Dann haben sie wohl die Teile in ihrer Hand: „Fehlt leider nur das geistige Band“!

Autorenverzeichnis

zu Abhandlung I und II.

Nachträge und Berichtigungen.

p. 63. Füge hinzu A. Budilowitsch Die Sprache, Lebensweise und Vorstellungen der alten Slaven auf Grund lexikalischer Tatsachen (russ.) I, 1 und 2. Petersburg 1878—79 (vgl. Archiv f. Anthrop. XII, 396).

p. 81. Füge hinzu Arbois de Jubainville *De la civilisation commune aux Celtes et aux Germains*, *Revue archéol.* 3 sér. XVII, 191.

p. 117. Z. 12 v. u. lies L. Geiger.

p. 121 Anm. Als Kritiker M. Muchs ist jetzt noch A. Fick zu nennen, der in einer ausführlichen Besprechung (B. B. XXIX, 225 ff.) ebenfalls Muchs Ansicht ablehnt. Er selbst nimmt jetzt als Urheimat der Indogermanen „eine Zone von wechselnder Breite zwischen dem Rhein und dem Hindukusch“ an. Über seine Ausführungen wird sich, ebenso wie über die p. 129 nachgetragenen Schriften von K. Helm und J. Hoops, näheres zu berichten im Schlusskapitel des II. Teiles dieses Werkes (Urheimat der Indogermanen) passende Gelegenheit bieten.

p. 126 Z. 4 v. u. lies 1893.

p. 214. Vgl. in „Bylinen und historische Lieder des Gouvernements Archangel“, gesammelt von A. D. Grigorievŭ I (Moskau 1904), 54 die Schilderung des Dorfes *Koležma*: „Die Lage ist niedrig und sumpfig. Um daher auf der Strasse gehen zu können, hat man auf ihr ein ziemlich breites hölzernes Trottoir errichtet, das *mostki* (vgl. *mostŭ* „Brücke“) heisst. Von diesem gemeinsamen Fusssteig führen besondere *mostki* nach jeder Bauernhütte“ usw.

p. 218. Die hier zugrunde gelegten Deutungen des lat. *nubo* und des ahd. *munt* scheinen mir viel wahrscheinlicher als die von Kretschmer (Aus der Anomia 27) vorgeschlagene Erklärung des ersteren Wortes aus altsl. *snubiti* „lieben“ (man bedenke auch, dass *nubo* nur von der Frau gilt und mit dem Dativ verbunden wird: „sich für Jemand verhüllen“) und die von Osthoff (vgl Heidelb. Tageblatt vom 28. 1. 1901) versuchte Trennung des ahd. *munt* „Schutz“ von *munt* „Hand“.

Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei in Bonn